

Zehn Jahre aus meinem Leben

— 1862 bis 1872 —

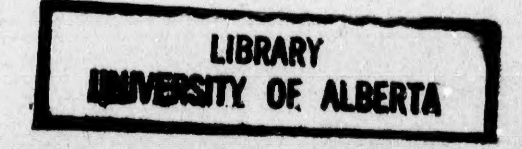
von

Prinzessin Felix zu Salm-Salm.

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.



Mein dahingeschiedener Gatte, Prinz Felix zu Salm-Salm, veröffentlichte vor einigen Jahren sein Tagebuch in Mexiko. Ich fügte demselben einige Blätter des meinigen bei und versprach mehr davon zu veröffentlichen, sobald ich Muße dazu haben würde. Angeregt durch viele Freunde und dazu ermuthigt durch die freundliche Aufnahme, welche das erwähnte Fragment in der Presse fand, habe ich mich nun entschlossen, das gegebene Versprechen zu erfüllen.

Welterschütternde Ereignisse haben seit 1868 stattgefunden. Die Geschichte hat in ihrem ewigen Buche eine andere Seite aufgeschlagen. Die französische Periode hat ihr Ende erreicht und die deutsche Aera hat begonnen. Das alte deutsche Reich ist wie der Phönix aus seiner Asche in herrlicherem Glanze als jemals zuvor erstanden und von seinem strahlenden Throne weht ein frischer und wohlthätiger Luftzug über unsere Erde. Viel veralteter Staub ist aufgewirbelt worden; durch die Zeit ehrwürdig erscheinende Vorurtheile und allgemein anerkannte Prin-

zipien flattern in der Luft; alte Leute sehen ihnen bedauernd und verwirrt nach, prophezeien das Ende aller Dinge und wimmern ein Miserere, während das junge Geschlecht voll von Hoffnung jubelt und mit Wonne die Frühlingsluft vernünftiger Freiheit einathmet. Der Genius unserer Zeit sieht von seiner sonnigen Höhe lächelnd auf den davonfliehenden Aberglauben herab, welcher die Tyrannei auf seinem Rücken trägt.

Obwohl es ein Naturgesetz zu sein scheint, daß selbst die wohlthätigsten politischen und sozialen Veränderungen zuerst durch Blutvergießen und Thränen eingeleitet werden müssen, so ist es andererseits doch ebenfalls natürlich, daß die Empfindungen Derjenigen, welche das Herzblut ihrer Väter, Gatten oder Söhne fließen sahen, und die mit ihren Thränen und zerstörten Existenzen in Wahrheit allein die nationalen Hoffnungen bezahlten und immer noch bezahlen, welche man für diese Opfer erkaufte, nicht unbedingt mit den Gefühlen der großen Majorität übereinstimmen.

Freilich sollte ich bedenken und bedenke es, daß der letzte grausame Krieg viele Trauernde gleich mir geschaffen hat und daß unser Schmerz wie eine Dissonanz in den allgemeinen Jubelton hineinschallt, — allein wer ist hartherzig genug, eine arme Frau zu tadeln, weil sie ihren kleinen Blumengarten betrauert, den jener Gewittersturm

in eine Einöde verwandelt hat? Wer ist ungerecht genug, ihr Selbstsucht, Mangel an Patriotismus oder Engherzigkeit vorzuwerfen, wenn sie beim Hören der Triumphmärsche und des Volksjubels sich eines Schauerns nicht erwehren kann? — Ach! in meinem Ohr braust noch das Getöse und der Donner der Schlachten, und in meinem Herzen hallt noch das Wimmern der Verwundeten und die herzbrechenden geflüsterten Worte der Sterbenden, die ihren zurückgelassenen Müttern, Weibern oder Kindern ihre letzten Grüße und Segenswünsche senden! — Ach, und vor Allem steht vor meinem inneren Auge noch eine sinnverwirrende Vision — der blutige Leichnam eines geliebten, gütigen Gatten. — Gewiß, gewiß, ich weiß es, er starb einen glorreichen Tod für seinen geliebten König und die Unabhängigkeit und den Ruhm seines lieben deutschen Vaterlandes, und seine Asche liegt ehrenvoll in einem fürstlichen Grabe; — aber ach, er ist todt, todt, dahin für immer, — und ich habe nur ein armes, schwaches Frauenherz.

Ich bin davon überzeugt, daß viele freundliche Leser es mir vergeben werden, wenn hin und wieder ein trauriger oder bitterer Ton durch die folgenden Blätter klingt; aber weniger sicher bin ich der Nachsicht einer anderen Klasse von Lesern, welche im Gegentheil entrüstet darüber sein und mich der Fühllosigkeit oder Leicht-

fertigkeit beschuldigen werden, — weil ich nicht immer melancholisch und traurig bin.

Da ich Ursache habe zu besorgen, daß unter diesen Letzteren Personen sein möchten, deren Meinung von dem allerhöchsten Werth für mich ist, so halte ich es für nöthig, einige Worte zu meiner Vertheidigung zu sagen.

Leute, die niemals Kummer gehabt oder große Verluste erlitten haben und den Schmerz gewissermaßen nur theoretisch kennen, die ruhig und glücklich unter dem Schutze eines gütigen und geliebten Gatten, umringt von einem Kreise gesunder Kinder, leben, stellen sich nicht selten vor, daß sie den Verlust eines ihrer Lieben nicht überleben, oder daß sie wenigstens niemals wieder lächeln oder sich glücklich fühlen könnten. Das ist eine Täuschung. Der Allmächtige, der für das geschorene Lamm den Wind mildert, hat der Zeit und der Vernunft die Fähigkeit ertheilt, die Schärfe des menschlichen Schmerzes abzustumpfen. Das Verlangen oder Bestreben, denselben zu verewigen, ist unvernünftig und sündhaft und keines Menschen mit gesundem Verstande würdig. Ich halte es daher für eine Pflicht gegen mich selbst und die Welt, in welcher ich vielleicht noch manche Jahre zu leben habe, alles Mögliche zu thun, diese krankhafte Neigung zu überwinden, und gelingt es mir einigermaßen, so würde es hart und ungerecht sein, mich deßwegen der Leichtfertigkeit anzu-

schuldigen, denn daß ich nicht fühllos bin, mag die Thatsache beweisen, daß mein Haar seitdem grau geworden ist — und ich habe doch kaum mein dreißigstes Jahr überschritten.

In den folgenden Blättern beabsichtige ich nicht meine Biographie zu schreiben. Ich will nur mittheilen, was ich gesehen und beobachtet habe, seit ich im Jahre 1862 den Prinzen Felix Salm heirathete. Diese zehn Jahre sind ereignißreich, wie kaum andere in der Geschichte; in diese Periode fällt der große amerikanische Bürgerkrieg, das Trauerspiel in Mexiko und das Ende des Napoleonischen Reiches. — Während des amerikanischen Krieges, den der Prinz zuerst als Oberst, später als General mitmachte, war ich fast stets seine Begleiterin. Ich folgte ihm ebenfalls nach Mexiko, wo ich in der großen sich dort abspielenden Tragödie nicht nur allein Zuschauer war. Während des letzten französischen Krieges befand ich mich vom Beginn desselben bis zum Ende stets bei der Armee und nach demselben besuchte ich Rom und Spanien.

Meine gesellschaftliche Stellung setzte mich in die Lage, überall mit den leitenden Persönlichkeiten bekannt und Augenzeuge wichtiger Ereignisse zu werden. Es kann daher wohl angenommen werden, daß ich etwas zu erzählen habe. Von einem guten Gedächtniß und einem

ziemlich regelmäßig geführten Tagebuche unterstützt, will ich versuchen, meine Mittheilungen so interessant als möglich zu machen, und wenn mein Buch als eine literarische Produktion auch vielleicht nur unbedeutend erscheinen mag, so hoffe ich doch, daß es die Geduld der Leser nicht zu hart auf die Probe stellen wird.

Bonn, 1874.

Agnes zu Salm-Salm.

Inhalt.

Erstes Buch.

In den Vereinigten Staaten.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Erstes Buch.

In den Vereinigten Staaten.

I.

Um nicht in Wiederholungen zu verfallen und Gefahr zu laufen, breit und langweilig zu werden, will ich nicht meinem Tagebuche Tag für Tag folgen. Ich maße mir nicht an, Geschichte schreiben zu wollen; ich gebe nur meine persönlichen Erfahrungen, und wenn ich mich auch nach Kräften bemühen werde, Personen und Ereignisse unparteiisch zu beurtheilen, so bin ich doch besorgt darüber, ob es mir gelingen wird, da ja doch sehr weise Philosophen behaupten, daß bei den Frauen das Gefühl den objektiven Verstand überwiegt, mit einem Wort, daß bei ihnen der Kopf stets mit dem Herzen davonläuft. Da ich es nun einmal nicht ändern kann, daß ich eine Frau bin, so bitte ich es mit dieser beklagenswerthen Thatsache zu entschuldigen, wenn ich mit meinen Ansichten und Meinungen vielleicht von den weiseren der Leser abweiche.

Ich schreibe auch nicht, wie schon in der Vorrede bemerkt, meine Lebensgeschichte und bin daher der Nothwendigkeit überhoben, meine Wiege zu beschreiben, oder

die Empfindungen zu schildern, mit welchen ich mein erstes Paar Schuhe bewunderte, oder zum Amusement einiger neugieriger Leute meine Seele zu seciren. Ich gestehe, daß es mir sogar ein malitiöses Vergnügen gewährt, die Erwartung einer Anzahl von Personen zu täuschen, die vielleicht aus Rache für mein Schweigen seit Jahren sich damit abgegeben haben, in Bezug auf meine Jugendgeschichte mit dem größtmöglichen Phantasie-Aufwand die romantischsten und wundervollsten Geschichten zu erfinden.

Es gibt in der That Leute, welche es sehr übel nehmen, wenn eine Person, die durch Zufall oder besondere Umstände die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, es nicht für angemessen hält, sich im Kostüm antiker Statuen zu präsentiren, und die als Grund solcher Abneigung irgend welche physische oder moralische Mißgestaltung voraussetzen. Mögen diese Leute es nach Belieben halten, ihre wohlwollenden Voraussetzungen werden mich nicht veranlassen, durch hausbackene und trockene Realität die romantische Wolke zu zerstreuen, in welche sie meine Jugend gehüllt haben. Es wäre in der That auch grausam und undankbar gegen die Romanschriftsteller und dramatischen Dichter, welche mich zur Heldin höchst wundervoller Werke gemacht haben, ihrem Publikum die Illusion zu rauben! Uebrigens lasse ich mir auch von Niemand das Recht streitig machen, — meine Privatangelegen-

heiten für mich behalten zu dürfen. So werde ich es halten und gleich mitten in mein Thema hineintauchen.

Der große amerikanische Bürgerkrieg hatte begonnen; die erste Schlacht bei Bullrun war geschlagen worden und die ganze amerikanische Welt war in unbeschreiblicher, fieberhafter Aufregung. Es war im Herbst 1861. Ich war nach mehrjährigem Aufenthalt in Cuba nach New-York gekommen und lebte dort bei einer Schwester, deren Mann Offizier war, und es war natürlich, daß alle auf den Krieg und die Armee bezüglichen Vorfälle und Ereignisse in unserem Kreise eifrig besprochen wurden.

Der alte General Scott, der einst wohlfeile Lorbeeren und den Ruf eines großen Feldherrn in Mexiko erwarb, hatte bewiesen, daß er gar kein Feldherr mehr war, und die Hoffnungen, die man auf M'Dowell setzte, waren bei Bullrun zusammengebrochen. Das Volk hatte indessen schon einen neuen Götzen in General M'Clellan gefunden, den man an die Spitze der bewaffneten Macht der Union stellte. Ehe derselbe noch Gelegenheit gehabt hatte, viel zu thun, pries und vergötterte man ihn, als habe er bereits hundert Schlachten gewonnen, und wer nicht glauben wollte, daß „Little Mac“ ein amerikanischer Napoleon sei, gerieth in Gefahr, ein „Copperhead“ genannt zu werden. Als er wirklich etwas geleistet und sich als den besten unter den Feldherrn-Dilettanten der nördlichen Union be-

wiesen hatte — nannte man ihn selbst einen „Copperhead"!

Zur Zeit, von der ich rede, war er jedoch, wie gesagt, der große militärische Nordstern und damit beschäftigt, eine Armee zu organisiren, da man nach Bullrun die Entdeckung gemacht hatte, daß eine undisziplinirte, enthusiastische, obwohl ultrarepublikanische Armee nichts als ein bewaffneter Haufen ist. Die Rekrutirung wurde lebhaft betrieben und überall in New-York exerzirten die zukünftigen Helden unter Offizieren, deren Gesichter man noch vor ganz Kurzem hinter dem Ladentisch gesehen hatte. Der Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und der Neugier war indessen Washington, und die Eisenbahnzüge zwischen der Hauptstadt und jener Residenz der Unionsregierung waren stets überfüllt.

M'Clellan beeilte seine Organisation so viel als möglich, und da er sein souveränes Volk sehr wohl kannte, so beschloß er, die Ungeduld und Neugierde desselben durch ein militärisches Schauspiel zu befriedigen. Eine große Revue über neugebildete Kavallerie sollte in der Nähe von Washington stattfinden und viele New-Yorker waren begierig, einem solchen neuen Schauspiel beizuwohnen. Ich war ebenso eifrig und enthusiastisch wie die Andern und fuhr in einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen nach der Bundeshauptstadt ab.

Washington war damals noch nicht, was es jetzt ist. Man nennt es mit Recht die Stadt der prächtigen Entfernungen, denn es war für eine Million Einwohner angelegt, von denen es nur achtzigtausend hatte, welche Zahl indessen damals durch eine ab und zu wogende Menge mehr als verdoppelt wurde. Trotz einiger herrlicher öffentlicher Gebäude, die meistens, wie das Kapitol, noch unvollendet waren, glich die Stadt einem ungeheuren Dorfe, und die sechs englische Meilen lange Hauptstraße, die Pennsylvania Avenue, die breiter ist als die Linden in Berlin, war noch im Besitz von Schweinen und anderem Vieh, welches Nachts unter den Bäumen auf dem Trottoir, selbst bei Lafayette Square, gegenüber dem weißen Hause, Vater Abraham's Residenz, seine Ruhe hielt. Die Pferdeeisenbahn existirte noch nicht und die Straße entlang rollte noch ein sehr seltener und äußerst primitiver Omnibus.

Militärischer Enthusiasmus war in Washington in voller Blüte. Die Damen blieben natürlich von der vorherrschenden Epidemie nicht unberührt; sie waren in Wahrheit mehr aufgeregt als die Männer, und da es ihnen nicht gestattet war, selbst einzutreten, so thaten sie wenigstens das Mögliche, die werdenden Helden zu ermuthigen. Civilisten hatten damals geringe Aussichten, ihnen zu gefallen. Apollo selbst würde unbeachtet geblieben sein ohne Epau-

lettes. Wer dieß militärische Fieber nicht miterlebt hat, wird sich kaum eine Vorstellung davon machen können. Alle Gesetze der Gesellschaft schienen suspendirt, und was in friedlichen Zeiten als höchst anstößig, und unschicklich betrachtet worden wäre, war an der Tagesordnung. Beide Geschlechter schienen ihre Stellung verwechselt zu haben.

Die Revue hatte einen ungeheuren Erfolg, obwohl sie in der That eine jämmerliche Geschichte war, — wie ich jetzt beurtheilen kann, nachdem ich preußische Ulanen und Husaren gesehen habe. Die Kavallerie der Union war zu jener Zeit schlimmer als unnütz. Die armen Kerle wußten nicht, ob ihnen ihre Pferde oder ihre Säbel mehr im Wege waren und ich sah sie selbst im Schritt herunterfallen. Von all' diesen Mängeln gewahrten wir indessen damals nichts. Ich war ganz außer mir über das durchaus neue Schauspiel, denn ich war der Uniform eben so wenig abgeneigt als andere Damen.

Es war damals Mode, die Lager um Washington zu besuchen und eines Tages bald nach der Revue brach auch unsere Gesellschaft zu einer solchen Exkursion auf. Den Hauptanziehungspunkt bildete das Lager der deutschen Division. Dieselbe wurde von General Louis Blenker befehligt, der damals noch der große Liebling aller Behörden und des Volkes war.

Die „Dötsch" nahmen zu jener Zeit in Amerika

nicht die Stellung ein, welche sie jetzt behaupten. Man sah auf sie mit Achselzucken und einem nicht schmeichelhaften halben Lächeln herab. Wahre Yankees verachteten sie und die militärischen Befehlshaber waren nicht eben geneigt, ihnen hervorragende Stellungen einzuräumen. Als General M'Dowell seine bewaffneten Haufen nach Bullrun führte, placirte er die Deutschen hinten an, fern von dem Felde seines gehofften Ruhmes. Als die panische Schreckensflucht begann, welche Bullrun=Russel nur zu graphisch und zu treu für amerikanischen Geschmack geschildert hat, konnten die dummen „Dötsch" und besonders Blenker keinen zureichenden Grund zum Davonlaufen entdecken. Er ließ die von panischem Schrecken ergriffenen Amerikaner verwundert vorbeipassiren und blieb, wo er war, einen Angriff zu erwarten. Ein solcher fand indessen nicht statt, und wenn auch die sehr gefürchtete „Schwarze Kavallerie" vor ihnen erschien, so gefiel derselben doch nicht die Haltung der Deutschen, und sie zog sich zurück und ließ selbst verlassene Unionsartillerie im Stich, die ganz gemüthlich von Oberst von Steinwehr von Blenker's Division zurückgeholt wurde. Washington war gerettet, gerettet durch Blenker und diese verwünschten „Dötsch"!

Die Amerikaner übertreiben Alles, und so war es auch in diesem Fall. Die Gefahr war zu dringend und augenscheinlich gewesen, und das diente ihnen als Maß=

stab für Blenker's Verdienst. Der General selbst überschätzte dasselbe durchaus nicht, war aber gescheidt genug, diese vorübergehende Flut der Volksgunst zu benützen. Präsident Lincoln, der nichts von militärischen Dingen verstand, wohl aber die Gefahr kannte, der er entgangen war, fühlte sich zu sehr großem Dank sowohl gegen den General und die Deutschen im Allgemeinen verpflichtet, die er bereits guten Grund hatte gern zu sehen, da sie einen sehr bedeutenden Antheil an seiner Erhebung auf den Präsidentenstuhl hatten. M'Clellan gefiel der militärische Chic Blenker's und die Disziplin in seiner Division; er war ihm sehr wohl geneigt und ein häufiger Besucher seines Quartiers, was die amerikanischen Generale eifersüchtig machte.

Die deutsche Division, die aus gegen zwölftausend Mann bestand, war von der Umgegend von Rodgers Mills auf die virginische Seite des Potomac verlegt worden und hatte ein Lager zwischen diesem Flusse und einem Hunter's Chapel genannten Orte, etwa fünf bis sechs englische Meilen von Washington, aufgeschlagen.

Es war sehr schönes Wetter, als unsere Gesellschaft über die Potomacbrücke fuhr, welche zu jener Zeit fast die einzige Verbindung zwischen Virginien und dem Distrikt von Washington bildete. Sie ist genau eine englische Meile lang, von Holz gebaut und ziemlich schmal.

Von der Brücke sieht man rechts auf Georgetown, die ältere westliche Vorstadt von Washington, und auf Arlington Hight auf dem virginischen Ufer, ein Hügel, auf dessen Spitze, malerisch gelegen, die stattlich erscheinende frühere Residenz des Rebellen-Obergenerals Lee zu sehen ist. Zur Linken streckt sich in den seegleichen Potomac das Arsenal und der Schiffbauhof hinein, und auf dem virginischen Ufer erscheint in dämmernder Ferne die Stadt Alexandria.

Zur Linken, nicht weit von der Brücke, bemerkten wir ein schlagendes Denkmal von General Scott's militärischer Imbecillität, nämlich eines der drei Blockhäuser, welche er auf dem virginischen Ufer des Flusses hatte bauen lassen, und welche er zur Vertheidigung von Washington für genügend erachtete! Das Blockhaus, nicht größer als ein gewöhnliches Bauernhaus, war ganz roh aus Baumstämmen erbaut und eine ganz erbärmliche und lächerliche Geschichte, die höchstens als zeitweiliger Zufluchtsort gegen die Indianer in den westlichen Wildnissen für eine Kompagnie Soldaten ausreichend gewesen sein würde. M'Clellan hatte denn auch bereits angefangen, die Stadt mit zahlreichen Forts zu umgeben, und das zunächst der Brücke, welches wir zu passiren hatten, hieß, glaube ich, Fort Albany.

Nicht weit davon, rechts und links von der nach

Fairfax und Centreville führenden Chaussee, dehnte sich das Lager der deutschen Division aus. Es war in deutscher Weise angelegt. Die Zelte standen in regelmäßigen Reihen und jedes Regiment von dem andern etwas entfernt. Die Zeltgassen waren mit frisch gepflanzten grünen Fichten und Cedern geschmückt und das Ganze machte einen sehr freundlichen, ja großartigen Eindruck, besonders auf uns, die wir niemals etwas Aehnliches gesehen hatten.

Der General empfing uns in der herzlichsten und höflichsten Weise, umgeben von seinem brillanten Stab, in welchem manche sehr schöne und stattliche, echt teutonische Gestalten die besondere Aufmerksamkeit der Damen erregten.

Ehe wir noch Zeit hatten, uns viel umzusehen, wurden wir in das große Zelt des Generals geführt, an dessen Eingang zwei Schildwachen standen, die mit wundervoller Präzision die Gewehre präsentirten.

Das Innere des Zeltes war geschmackvoll mit Fahnen ausgeschmückt und Tische und Ruhesitze fehlten nicht. Unserer Gesellschaft wurden Erfrischungen vorgesetzt und Blenker entsprach vollkommen seinem Ruf als der gastfreieste und liebenswürdigste Wirth. Die Herren lobten seinen Rheinwein und die Damen verschmähten seinen trefflichen Champagner ebenfalls nicht.

General Blenker war ein Mann, über welchen ich sowohl in Europa als in Amerika die ungerechtesten und

unverdientesten Urtheile gehört habe, und ich beeile mich, diese Gelegenheit zu benützen, um diesem braven Mann eine Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen, obwohl sein gutes und nobles Herz schon lange gebrochen ist und meine Anerkennung ihm nichts mehr nützen kann.

Louis Blenker war, glaube ich, aus Worms; ich weiß wenigstens, daß er vor dem Ausbruche der deutschen Revolution von 1848 dort gewohnt hatte. Nachdem er in der bayerischen Armee und in Griechenland gedient hatte, wurde er Weinhändler. Er betheiligte sich an der Revolution und mit dem von ihm gebildeten Korps machte er den Versuch, die Festung Landau durch einen Handstreich zu nehmen, wobei er verwundet wurde. Als die bayerische Rheinpfalz im Jahre 1849 gemeinschaftliche Sache mit dem revoltirten Baden machte, befehligte er dort als Oberst ein Korps und zog sich wie Sigel und der Rest der Volksarmee nach der Schweiz zurück, von wo er nach Amerika auswanderte. Er erwarb dort eine Farm bei Rockville im Staate New-York, und als der amerikanische Krieg ausbrach, bildete er ein Regiment (das achte new-yorker) und befehligte dasselbe als dessen Oberst.

Als ich den General kennen lernte, muß er nahe an Fünfzig gewesen sein. Er war ein schöner Mann von etwa fünf Fuß zehn Zoll, breitschultrig und von eleganter Figur und Haltung. Sein wettergebräuntes Gesicht mußte

einmal wirklich schön gewesen sein und war noch immer angenehm. Er hatte schöne blaue Augen, eine wohlgeformte gerade Nase, großen Schnurrbart, welcher seinen Mund verdeckte, und bräunliches mit grau gemischtes Haar, welches er so kurz als nur immer möglich geschnitten trug. In all' seinen Bewegungen war er sehr stattlich, vielleicht ein wenig theatralisch und dadurch zum Lächeln reizend. Selbst in lustiger Gesellschaft und zu Hause bewahrte er diese gemessene Würde. Gegen Damen war er sehr galant, und wenn er mit ihnen sprach, strahlte sein Gesicht von herzlicher und ehrlicher Freundlichkeit. Er konnte indessen sehr böse aussehen und seine Stimme wurde ein Brüllen, wenn zornig, und seine Rede, die in der Unterhaltung mit Damen stets etwas gesucht höflich war, wurde erschrecklich rüde. Die Offiziere seines Stabes fürchteten sehr seine Wuthanfälle, denn er wog seine Worte keineswegs ab und besonders nicht gegen seine Adjutanten, die er schon seit Jahren von New-York her kannte. „Major F., Sie sind ein Esel!" war kein ungewöhnliches Kompliment, und in einem Wuthanfall stolzirte er auf und nieder wie ein Löwe in seinem Käfig und stieß hin und wieder ein lautes „Pah!" aus, oder machte seiner Entrüstung in kräftigen Ausrufen Luft. „Das ist ja, um auf einer ungesattelten Sau davon zu reiten!" war eine milde Lieblingsform derselben.

Obgleich er ein Demokrat war, so hatte er doch entschieden aristokratische Neigungen und eine Schwäche gegen adelige Namen. In seinem Stab waren viele Edelleute aus wohlbekannten Familien, und es wurde bemerkt, daß er sie mit mehr Rücksicht als die Anderen behandelte und ihnen gegenüber niemals rohe Worte gebrauchte. Seine Offiziere vergaben ihm seine Fehler und Sonderbarkeiten wegen seiner wahrhaft guten Eigenschaften: er war sehr generös und freigebig und ein zuverlässiger, aufopfernder, uneigennütziger Freund.

Seine militärische Erfahrung war nicht groß; er wußte sehr wenig, wenn überhaupt irgend etwas von höherer Taktik oder Strategie, allein er war sehr tapfer, und Niemand verstand das Repräsentiren besser als er. Er umgab sich mit allem militärischen Pomp, wie er das in Europa gesehen hatte, und glich halb einem preußischen kommandirenden General, halb einem türkischen Pascha.

In diesem Punkt unterschied er sich sehr von den amerikanischen Generalen, deren ungenirte Art und Weise und Sorglosigkeit in Bezug auf äußere Würde einen auffallenden Kontrast mit Blenker bildeten, dessen Haltung indessen den Amerikanern imponirte.

Es fiel ihm schwer, sich in der englischen Sprache auszudrücken, und das war auch der Grund, weßhalb er manchmal grober erschien, als er es wirklich beabsichtigte.

In einer Unterhaltung mit Präsident Lincoln sagte er einmal: „Herr Präsident, Sie haben Unrecht!“ (ein Ausdruck, der im Englischen viel härter klingt, als im Deutschen), worauf Lincoln eins seiner komischen Gesichter machte, seine großen Hände hart auf Blenker's Schultern legte und mit seiner eigenthümlichen Emphase erwiederte: „Nun — mein lieber General — wenn ich Unrecht habe, — nun dann habe ich Unrecht!“

Blenker verwendete viel Sorgfalt auf seinen Anzug. Seine amerikanische Generals-Uniform hatte den preußischen Schnitt, aber am liebsten trug er die Uniform des achten Regiments und war am besten bekannt in seinem langen hellgrauen Ueberrock, über welchen seine breite goldene Säbelkuppel geschnallt war, und mit seiner rothen goldbetreßten Mütze von östereichischer Käppiform. Wo er auch immer erschien, war er auffallend und pittoresk.

Es war in der That erstaunlich, wie viele deutsche Edelleute es nöthig fanden, europäischen Verlegenheiten aus dem Wege zu gehen und in den Vereinigten Staaten Zuflucht zu suchen. Die preußische und österreichische Armee lieferten einen beträchtlichen Beitrag an schiffbrüchigen Offizieren, die meistens ihren Gläubigern oder den Folgen von Insubordination oder Duellen, wenn nicht weniger verzeihlichen Sünden zu entfliehen hatten. Das zwischen Europa und Amerika fließende Salzwasser wusch indessen

alle europäischen Unsauberkeiten ab. Niemand kümmerte sich darum, wie Jemand in Europa gesündigt hatte, so lange er sich in Amerika in einer Weise betrug, die dort für angemessen gehalten wurde.

New-York und andere große Städte wimmelten von Charakteren dieser Art, und ihre Lage vor dem Kriege war oft eine sehr prekäre gewesen. Ihre militärischen Kenntnisse nützten ihnen in Amerika nicht das Allergeringste, und die gesellschaftlichen Vorurtheile, Prätensionen und Ansichten, welche sie mitbrachten, waren das größte Hinderniß ihres Fortkommens. Viele gingen elend zu Grunde, weil sie sich nicht davon losmachen konnten; Andere kamen erst dann zu etwas, wenn sie durch die allergrößte Noth gezwungen wurden, zu arbeiten. Diejenigen handelten am klügsten, die sich sogleich entschlossen, ihren Lebensunterhalt in irgend einer ehrlichen Weise zu verdienen, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Beschäftigung sich mit der Stellung vertrug, welche sie in Europa eingenommen hatten. Arbeit entehrt nicht in Amerika, wohl aber Müßiggang.

Ich habe deutsche Offiziere gekannt, Edelleute, die lange Zeit in sehr untergeordneten Stellungen waren, allein später zu hohen Plätzen stiegen. Niemand dachte daran, ihnen wegen ihrer früheren niedrigen Beschäftigung einen Vorwurf zu machen, vorausgesetzt, daß es

eine ehrliche war. Baron von Gilsa, der in Europa Hauptmann gewesen war, wurde Aufwärter in einem Handelshause und hatte die Zimmer zu kehren und rein zu halten. Da er indessen sehr gut Klavier spielte und eine schöne Stimme hatte, so erwarb er sich später damit seinen Unterhalt, daß er in Wirthshäusern spielte und sang. Er wurde Oberst und Brigade-Kommandeur im Kriege.

Oberst Albert, ein früherer österreichischer Offizier und dann Chef des Generalstabes von General Fremont, hatte jahrelang einen Kohlenwagen gefahren. Andere, die später Generäle wurden, waren Marqueure oder Kellner gewesen.

In Folge der Revolutionen von 1848 und 49 kamen Flüchtlinge in großer Anzahl nach Amerika und man traf sie nicht nur in den Städten des Ostens, sondern fast überall in den Vereinigten Staaten, und es kann nicht abgeleugnet werden, daß diese Emigration einen großen und ich glaube heilsamen Einfluß auf das deutsche Element in Amerika hatte, denn unter diesen Flüchtlingen gab es viele ausgezeichnete Männer, obgleich es auch an einer großen Menge von Lumpen nicht fehlte, wie man sie stets im Gefolge revolutionärer Bewegungen findet. New-York besonders war mit dieser Klasse von Leuten überfüllt.

Der Ausbruch des Krieges war ein wahrer Segen für die meisten dieser schiffbrüchigen Deutschen, besonders für die aus Preußen, da meist Alle Soldaten gewesen waren und selbst die unvollkommenste Erfahrung in militärischen Dingen für die Amerikaner, die gar nichts davon verstanden, von allerhöchstem Werth war. Im Lande der Blinden ist der Einäugige König! Preußische Unteroffiziere wurden hohe Offiziere, und wer es verstand, das Eisen zu schmieden, so lange es glühend war, konnte zu den höchsten militärischen Graden steigen.

Die militärischen Chefs der deutschen Revolution, deren Bedeutung und militärische Talente von ihren Landsleuten übertrieben und in den meisten Fällen überschätzt wurden, erhielten sogleich bedeutende Stellungen, da die amerikanische Regierung den militärischen Rang anerkannte, den sie in der Revolution erworben hatten, wie es auch von Seiten der englischen Regierung beim Ausbruch des Krimkrieges geschehen war. General Sigel erhielt ein Kommando im Westen, und Blenker befehligte die deutsche Division im Osten.

Ich werde später auf die Personen zurückkommen, welche zu Blenker's Stab und Korps gehörten und kehre von dieser Abschweifung zum Zelt des Generals zurück.

Wir waren noch nicht lange dort gewesen, als wir die Schildwachen das Gewehr präsentiren hörten und der

Vorhang am Eingang zum Zelt zurückgeschlagen wurde. Es trat ein Offizier ein, der von einer Inspizirung der Vorposten zurückkehrte und dem General seine Meldung machte, welcher ihn uns als den Chef seines Stabes — Oberst Prinz Salm vorstellte.

Prinz Felix zu Salm-Salm war ein jüngerer Sohn des regierenden Fürsten zu Salm-Salm, dessen Fürstenthum in Westphalen liegt und nun zu Preußen gehört. Der Hauptort dieses Fürstenthums ist Bocholt, aber die Fürsten residiren in einem schönen, sehr alten Schlosse in der Stadt Anholt. Die Salms gehören zu einer der ältesten adeligen Familien Deutschlands und leiten ihren Ursprung von den alten Wild- und Rheingrafen zum Stein, deren altes Schloß, der Rheingrafenstein, noch an den Ufern der Nahe bei Kreuznach steht. Die Familie ist in sehr viele Zweige getheilt, die man im gothaischen Almanach angegeben findet, allein den Hauptzweig derselben bilden die Salm-Salms.

Der Prinz war damals ein Mann von dreißig Jahren. Er war von mittlerer Größe, hatte eine elegante Figur, dunkles Haar, helleren Schnurrbart und ein sehr angenehmes, schönes Gesicht, dessen freundlicher und bescheidener Ausdruck auf der Stelle für ihn einnahm. Er hatte sehr schöne dunkle Augen, die indessen nicht besonders gut zu sein schienen, da er ein Glas gebrauchte, welches er

stets in seinem rechten Auge einklemmte und mit aller Geschicklichkeit eines preußischen Gardeoffiziers zu manövriren wußte.

Ich fühlte mich ganz besonders von dem Gesichte des Prinzen angezogen und es war offenbar, daß mein Gesicht auf ihn denselben Eindruck machte. Er redete mich in seiner höflichen und lächelnden Art an, — aber ach, er sprach kein Wort Englisch, und da ich damals kein Wort Deutsch oder Französisch verstand, so würde eine Unterhaltung gänzlich unmöglich gewesen sein, wenn uns unsere obwohl ebenfalls unvollkommene Kenntniß des Spanischen nicht ein wenig zu Hülfe gekommen wäre. Der Prinz hatte Spanien bereist, und ich hatte ein wenig von der Sprache in Cuba gelernt. Trotzdem würde unsere Unterhaltung eine sehr ungenügende gewesen sein ohne den Beistand der universelleren Augensprache, welche wir Beide viel besser verstanden.

Obwohl die Bewegungen des Prinzen elegant und gefällig waren, so konnte er doch nie eine gewisse Verschämtheit oder Verlegenheit los werden, die ihn indessen nicht unbehülflich erscheinen ließ, sondern die Damen im Gegentheil weit mehr zu seinen Gunsten einnahm, als es bei Keckheit und Zuversicht im Benehmen der Fall gewesen sein würde. Selbst wenn der Prinz zu Herren redete, hatte sein Gesicht stets einen freundlich verbindlichen Aus-

druck und man sah sogleich, daß er ein außerordentlich bescheidener, gutherziger Mann war.

Der Vater des Prinzen war ein sehr gütiger und trefflicher Herr, dessen Andenken noch heute von seinen früheren Unterthanen gesegnet wird. Er war auch ein sehr nachsichtiger Vater, und da Felix sein Lieblingssohn war, so war er stets sehr freigebig gegen ihn und vielleicht zu nachgiebig. Da er es konnte, so versah er ihn stets mit reichen Mitteln und die Folge davon war, daß der junge Prinz in seinen Gewohnheiten sehr verschwenderisch wurde und niemals einen rechten Begriff vom Werth des Geldes erlangte.

Prinz Felix war noch sehr jung, als er das Kadettenhaus verließ und als Offizier in ein preußisches Husaren-Regiment trat. Im holsteinischen Kriege zeichnete er sich durch seine Tollkühnheit aus, besonders im Gefecht von Aarhuus, wo er mit sieben Wunden auf dem Schlachtfelde blieb und in dänische Gefangenschaft fiel. Der König von Preußen belohnte ihn für die bewiesene Tapferkeit durch Uebersendung eines Ehrensäbels, welche Auszeichnung er höher schätzte, als irgend welche, die ihm später zu Theil wurden.

Die Salm-Salms sind katholisch, und obgleich sie Unterthanen der Krone Preußen geworden sind, so befolgten sie doch die Praxis anderer katholischen fürstlichen Familien jener Gegend und sandten ihre Söhne nicht nur in die preußische, sondern auch in die österreichische Armee.

Obwohl Seine allergnädigste Majestät, der gegenwärtige Kaiser von Deutschland, Felix abrieth, einen solchen Schritt zu thun, überwogen doch unglücklicher Weise andere Einflüsse; er nahm seinen Abschied und trat in österreichische Dienste.

Der alte Fürst, Felixens Vater, starb und sein ältester Sohn Alfred, der jetzt regierende Fürst, wurde sein Nachfolger. Für Felix war gut gesorgt worden; da er aber sehr jung und unbedacht war, so lebte er in Wien in sehr verschwenderischer Weise, die bald seine Hülfsquellen erschöpfte und ihn der milden Gnade von Wucherern überlieferte, die stets bereit sind, jungen, tollen und leichtsinnigen Edelleuten zu helfen, welche zu Familien gehören, die im Rufe des Reichthums stehen. Geldverlegenheiten waren dem jungen Prinzen etwas ganz Neues, und er ertrug sie mit um so mehr Ungeduld, als er stets gewohnt gewesen war, nicht nur all' seine Wünsche, — sondern auch die geliebter Personen zu befriedigen. Nur allein darauf bedacht, sich Mittel zur Erfüllung dieser Neigung zu verschaffen, unterzeichnete er jedes ihm vorgelegte Papier ohne Bedenken und häufig ohne es zu lesen, wenn er nur Geld erhielt, und er sagte mir, daß er nicht selten Wechsel zu bedeutendem Betrage acceptirte, die dann präsentirt wurden, ohne daß er jemals dafür einen Pfennig erhalten hatte.

Die Familie des Prinzen war natürlich nicht Willens, solche leichtsinnig gemachte Schulden zu bezahlen, und die Position des jungen Verschwenders in Wien wurde bald zu heiß; er ging zuerst nach Paris und endlich nach Amerika, wo er im Jahre 1861 kurz nach dem Ausbruch des Krieges ankam, versehen mit Empfehlungsbriefen des Kronprinzen von Preußen an den damaligen Gesandten, Herrn Baron von Gerolt zur Leyen.

Baron von Gerolt war, glaube ich, seit 1846 Gesandter in Washington gewesen. Er war mit allen leitenden Persönlichkeiten in Amerika wohl bekannt, bei denen er sowohl als Diplomat wie als Privatmann in dem höchsten Ansehen stand. Kein Gesandter irgend einer Macht hatte dort zu jener Zeit mehr Einfluß als der Baron, der ein vertrauter Hausfreund des amerikanischen Staatsministers H. Seward war.

Baron von Gerolt ist ein herzensguter, trefflicher Mann, und viele Deutsche, nicht nur Preußen, deren Gesandte oder Geschäftsträger viel zu gleichgültig waren, um sich um arme Leute zu kümmern, fanden Rath und Hülfe bei Baron Gerolt, der selbst politischen Flüchtlingen beistand, obgleich er weit davon entfernt war, ihre politischen Ansichten oder Handlungen gut zu heißen. Alle hülfsbedürftigen Deutschen waren in seinen Augen gleich.

„Daß Sie ein Prinz sind, soll Ihnen bei uns nichts

schaden," sagte Präsident Lincoln zu Salm, als dieser Besorgnisse in diesem Sinne äußerte; es schadete ihm wenigstens nichts — bei mir. Ein paar Millionen in seinem Besitz würden es indessen eben so wenig gethan haben, wie es sein Rang und seine Armuth that; ich liebte ja nicht den Prinzen, sondern den liebenswürdigen Mann.

Einige Dichter sagen, „daß Liebe nichts als eine Tollheit sei"; ich habe großes Zutrauen zu den Poeten und denke, daß sie nicht fern von der Wahrheit sind, denn man thut in diesem Zustande Dinge, worüber der gesunde Menschenverstand oft lächelt, wenn nicht böse ist; verständige Leute werden daher den Prinzen nicht zu hart tadeln, daß er eine heimliche Heirath vorschlug, und daß ich seinen Bitten nicht zu lange widerstand.

Der Prinz hatte mancherlei Gründe, unsere Heirath eine Zeit lang geheim zu halten. Er fürchtete, seine Carrière zu verderben, das heißt er besorgte, daß eine Heirath ohne die Zustimmung seiner Familie und anderer ihm freundlich gesinnter hoher Personen, die vielleicht für ihn vortheilhaftere Heirathspläne hatten, ihm deren Schutz und Hülfe kosten würde. Er verbarg daher seine Absichten sehr sorgfältig, selbst vor General Blenker und Baron Gerolt, die einen solchen Schritt sicherlich nicht gebilligt haben würden.

Da die ganze Angelegenheit indessen überlegt sein

wollte und noch andere hindernde Umstände dazwischen kamen, so vergingen einige Monate, ehe man zu einer Entscheidung kam. Diese wurde endlich durch ein Gerücht herbeigeführt, daß Blenker's Division bald in die Front rücken solle. Der Prinz erwog die Möglichkeit, daß er fallen könne, und dann trieb ihn auch die Hoffnung, mich vielleicht im Felde in seiner Nähe haben zu können, zu einem Entschluß.

Um seinen Vorsatz auszuführen, bedurfte er indessen des Beistandes eines Vertrauten, der im Fall eines Unglücks im Stande war, der Welt zu beweisen, daß wir wirklich rechtmäßig getraut waren, was nur der Fall sein konnte, wenn derselbe Zeuge unserer kirchlichen Trauung war.

Dieser zuverlässige vertraute Freund war Oberst Otto von Corvin-Wiersbitzki, der einige Monate nach dem Prinzen in Washington angekommen war. Oberst Corvin gehörte zu einer der ältesten Familien Europas und war preußischer Offizier gewesen. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, wanderte er nach Sachsen aus und wurde ein wohlbekannter Schriftsteller, der für Zwecke schrieb und wirkte, welche nun zwar zur Zufriedenheit deutscher Fürsten und Völker zum großen Theil erreicht worden sind, zu jener Zeit aber als hochverrätherisch angesehen wurden.

Als die Revolution im Jahre 1848 ausbrach, wurde er einer der militärischen Leiter derselben. Im Jahre 1849 vertheidigte er Mannheim, und später die Festung Rastatt gegen die preußische Armee, und als die Revolution besiegt wurde, war er der Letzte in Deutschland, welcher die Waffen niederlegte. Er wurde zum Erschießen verurtheilt, aber durch ein Zusammenwirken günstiger Zufälle gerettet und sechs Jahre in der einsamen Zelle eines Zuchthauses gefangen gehalten. Da er die Geschichte seines ereignißreichen Lebens sowohl in deutscher als in englischer Sprache herausgegeben hat, so brauche ich nichts mehr von seinen Abenteuern zu sagen.

Als er das Gefängniß im Jahre 1855 verließ, wurde er noch immer von der Gegenpartei verfolgt, weil dieselbe ihn wegen seines militärischen Talentes und energischen Charakters für besonders gefährlich hielt. Dieß zwang ihn, nach England zu fliehen, von wo er als Spezial-Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und der londoner „Times" nach Amerika ging.

Obwohl grundsätzlicher Demokrat, war Oberst Corvin doch kein Fanatiker und geißelte die Extravaganzen des demokratischen Gesindels mit seinem Spott, welches ihn dafür haßte und anschwärzte, obwohl man aus Furcht vor seiner scharfen sarkastischen Feder ihn selten offen anzugreifen wagte. Die Führer der Demokratie kannten und

achteten jedoch Corvin und verziehen ihm seine aristokratischen Neigungen und Gewohnheiten und selbst seinen Spott über Lächerlichkeiten, die sie ebenso wie er beklagten.

Als General Blenker von der Ankunft Corvin's in Washington hörte, stattete er ihm sogleich mit seinem ganzen zahlreichen Stabe eine Visite in Willard's Hotel ab. Obwohl Corvin in seinen Schriften sich über Blenker lustig gemacht hatte, hielt doch derselbe außerordentlich viel von ihm und versäumte nie eine Gelegenheit, es ihm zu beweisen, was General Blenker's Charakter alle Ehre macht.

Bei diesem Besuche sah Salm zum ersten Mal Corvin, der damals gerade fünfzig Jahre alt war, aber wenigstens zehn Jahre jünger aussah. Der Prinz, welcher sich in die Manier vieler seiner demokratischen Kameraden nicht recht finden konnte, fühlte sich durch den älteren, erfahrenen Gentleman angezogen und dem Obersten seinerseits gefiel der Prinz, dessen ziemlich schwierige Lage ihm leid that. Der demokratische Pöbel unter den Deutschen haßte Salm, weil er ein Prinz war, und Viele waren eifersüchtig über die Aufmerksamkeiten und Bevorzugungen, welche ihm von den amerikanischen Autoritäten zu Theil wurden. Blenker verlor viel von seiner Popularität bei ihnen, weil er die Edelleute unter seinen Offizieren zu bevorzugen schien, was übrigens durch den Umstand voll-

ständig gerechtfertigt war, daß diese Edelleute sämmtlich Offiziere gewesen waren und daher von militärischen Dingen mehr verstanden, als die meisten deutschen Demokraten. Sowohl Blenker als Salm wurden in den deutsch-amerikanischen Zeitungen angegriffen und schlecht gemacht, und da solche Blätter nach Europa kamen, so erweckten sie dort ein Vorurtheil gegen Beide.

Oberst Corvin, als Korrespondent von zwei der einflußreichsten Zeitungen in Europa, war in der Lage, diese Ungerechtigkeit gut zu machen, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dieß zu thun und stets sehr wirksam, da ein Artikel in der „Allgemeinen Zeitung“ oder „Times“ die Eindrücke auswischte, welche die von unbedeutenden Zeitungen verbreiteten Verleumdungen vielleicht hervorgebracht hatten. Der Oberst ist all' diese Jahre hindurch unser treuer Freund geblieben.

An einem schönen Morgen im Sommer 1862 machten Salm und ich dem Obersten, welcher in der siebenten Straße ein Privatlogis genommen hatte, einen Besuch. Der Oberst war eben im Begriff, seinen Morgenspazierritt zu machen und schien etwas erstaunt über diese frühe Visite, denn es war kaum acht Uhr. Der Prinz erklärte mit einiger Verlegenheit die Ursache derselben, und bat ihn endlich, Zeuge bei unserer Vermählung zu sein, welche sogleich stattfinden sollte.

Der Oberst behandelte die Sache in scherzhafter Weise, worüber der Prinz empfindlich wurde; als ich aber in Salm's Bitten mit einstimmte und auf Corvin's Ton einging, gab er seinen nur scheinbaren Widerstand auf und sagte lachend: „Sie wissen, daß ich als ein Demokrat mich freuen muß, wenn Fürsten Thorheiten machen, und ich bin sehr bereit, dieselben zu unterstützen, wenn sie einen so schönen und höchst zureichenden Grund haben. Ueberdieß folgt der Prinz ja nur der sehr lobenswerthen Praxis seiner Familie, in welcher sogenannte Mesalliancen keine Seltenheit sind. Ich bin bereit, erlauben Sie mir nur, mein Kostüm zu wechseln." — In Bezug auf die Familie Salm's hatte Corvin Recht, und selbst des Prinzen eigene Mutter war aus keiner ebenbürtigen Familie, sondern ein Fräulein, und nur die Adoptivtochter des Königs Jerome Napoleon.

Es war etwa neun Uhr, als wir in F.-Straße an der St. Patrikskirche ausstiegen, wo Pater Walther uns bereits erwartete, da alle von der Kirche und dem Gesetz verlangten Formalitäten vorher in Ordnung gebracht waren. Da man indessen zwei Zeugen haben mußte, so rief der Pater einen seiner Diener herein und die Trauung fand nach dem Ritus der katholischen Kirche statt.

Wir fuhren unmittelbar nach der Ceremonie weg, und der Oberst ging, seinen aufgeschobenen Spazierritt zu

machen. Bis zu seinem Lebensende konnte der Prinz sich nicht darüber trösten, daß er seinen Freund nicht einmal zu einem Hochzeitsfrühstück eingeladen hatte, und Corvin neckt mich damit noch bis auf den heutigen Tag.

So wurde ich Prinzessin Felix zu Salm-Salm. —

Ich bemerkte schon früher, daß unsere Heirath eine Zeit lang geheim bleiben sollte. Liebe und Feuer sind indessen schwer zu verbergen. Da wir nicht wissen konnten, wie bald wir uns trennen mußten, so sah man uns stets beisammen und unser vertrauliches Verhältniß wurde Stadtgespräch. Wir gingen zwar nicht in Gesellschaft und hörten nichts davon, allein der Oberst hörte es, und das Gespräch schien ihm nachtheiliger für uns, als es die Wahrheit sein konnte. Als er sich daher einige Zeit darauf in einer zahlreichen Damengesellschaft befand, in welcher man sich sehr scharf über die zwischen mir und Salm herrschende Vertraulichkeit äußerte, und mit aller Bestimmtheit widersprach, als er behauptete, daß wir gesetzlich getraut seien, wurde er ungeduldig und brachte die bösen Zungen durch die Erklärung zum Schweigen, daß er selbst Zeuge der Ceremonie gewesen sei. Es war sehr gut, daß er so handelte, denn Salm's Feinde hatten diese Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ihm nach besten Kräften zu schaden.

II.

Ach! unsere Flitterwochen! — In der Nähe von Hunters Chapel stehen einige Häuser. In das größte derselben hatte General Blenker sein Hauptquartier verlegt; in einem kleineren dicht daneben hatte sich Oberst von Bohlen einquartiert und in einem andern, welches eine kleine Strecke von der Landstraße entfernt stand, General Stahel. Noch weiter zurück lag die Farm der Wittwe Parkins, und in deren Hause hatten wir zwei Zimmer gemiethet. Es war eine außerordentlich bescheidene Wohnung und die Mahlzeiten waren es noch mehr, allein es war nicht weit vom Hauptquartier, und ich fürchtete, Salm vernachlässigte seinen Dienst. Trotz seines Brummens und Schnaufens war der alte Blenker ein gutherziger Mann, und da er wußte, wo der Chef seines Stabes zu finden war, so nahm er von seiner häufigen Abwesenheit keine Notiz.

Es war eine glückliche Zeit und das darüber hängende Geheimniß machte sie vielleicht noch glücklicher. Die Of-

fiziere respektirten unsere Zurückgezogenheit, und wir waren meistens allein, fühlten uns indessen durchaus nicht einsam, freuten uns aber stets, wenn wir den Galopp von Corvin's prachtvollem Grauschimmel vernahmen und gingen vor die Thür, den willkommenen Gast zu empfangen, der sich von ganzem Herzen über unser Glück freute.

Wir schlossen uns auch nicht gänzlich ab und waren häufig in der Gesellschaft des Generals und seiner Offiziere, von denen mehrere verheirathet waren. Blenker und sein Stab lebten sehr gut, denn es fehlte weder an Geld noch an Kredit. Der General war außerordentlich gastfrei, und sein Hauptquartier war stets voll von Besuchern, die er gern sah und stets auf's Beste bewirthete. Er war etwas von einem Epikuräer; er aß und trank gern gut und liebte die Musik, obwohl er auch nicht brummte, wenn er mit geringer Kost für lieb nehmen mußte.

Er hielt sich in Hunters Chapel einen Koch, der seine liebe Noth hatte, denn es war nicht leicht, es dem General recht zu machen, besonders wenn er nicht wohl war. Einst als er sehr hungrig war, brachte ihm der geschäftige Koch auf einer großen Schüssel einen lächerlich klein aussehenden gebratenen Vogel. „Was zum Teufel ist das?" fuhr ihn der General an und in demüthigem, versöhnendem Flüsterton flötete der Koch:

„Es ist eine Wachtel." — Dieser Vogel schien im Vergleich zu Blenker's großem Hunger so beleidigend klein, daß er halb erstaunt und amüsirt, halb wüthend brüllte: „Eine Wachtel!! — Geh Er zum Teufel mit Seiner Wachtel! — Eine Wachtel!" — und noch nach einer halben Stunde kam ihm die Idee, ihm eine solche Kleinigkeit anzubieten, so wunderbar vor, daß er höhnisch ausrief: „Eine Wachtel!" — Er war in der That ein origineller Kauz.

Er wurde sehr reizbar und schwer zu behandeln, als er in Folge eines Sturzes mit dem Pferde eine Rippe brach und große Schmerzen auszuhalten hatte, und seine Laune wurde keineswegs durch die gemeinen und ungerechten Angriffe verbessert, welche in manchen deutschen new-yorker Zeitungen gegen ihn enthalten waren, und von denen nur die New-Yorker Staatszeitung eine ehrenwerthe Ausnahme machte. Musik hatte einen besänftigenden Einfluß auf ihn, und jeden Morgen mußte eine der vielen Regimentsmusiken vor seinem Quartier spielen.

General Stahel, welcher eine Brigade der Division befehligte, war Blenker's Oberstlieutenant gewesen, als dieser das Regiment kommandirte. Er folgte Blenker in seinem Avancement Schritt für Schritt. General Stahel war ein mittelgroßer, schlank gebauter Mann von etwa fünfunddreißig Jahren mit einem ziemlich dunkeln aber

angenehmen slavischen Gesicht, wohlgepflegtem, sich natürlich kräuselnden schwarzen Haar und schönen blauen Augen, in welchen versteckte Schelmerei glitzerte, und einem ziemlich volllippigen, angenehmen Mund, um den ruhiger Humor spielte. Er war sehr sorgsam in seiner Toilette, ohne stutzerhaft zu sein, und in all' seinen Bewegungen und Thun ein vollkommener Gentleman. Er sprach stets leise und ruhig, wurde nie aufgeregt, erhob niemals seine Stimme, und war ein Mann von so wenig Worten, daß man ihn allgemein mit seiner Schweigsamkeit neckte. Viele Deutsche schadeten sich dadurch, daß sie zu viel redeten; Stahel, gleich General Grant, erprobte die Wahrheit des Sprüchworts, daß Reden Silber und Schweigen Gold ist, denn Beide verdankten ihre Erfolge hauptsächlich ihrem Schweigen. — Stahel war kein militärisches Talent, und da er klug genug war, dieß zu erkennen, so bemühte er sich mit großem Eifer, zu lernen. Alle seine Offiziere hatten ihn gern und die Damen noch weit mehr. Er war der besondere Freund von Fräulein Käthchen Chase, der sehr liebenswürdigen und talentvollen Tochter des Finanzministers, welche man für eine der einflußreichsten Damen in den Vereinigten Staaten hielt. Sie bewies sich dem General als eine treue Freundin, und sein schnelles Avancement wurde hauptsächlich ihrem Einfluß zugeschrieben.

General Stahel würde um kein Mädchen vergebens angehalten haben, allein er verrieth niemals auch nur das entfernteste Verlangen, sich zu verheirathen, so daß man vermuthete, er habe Weib und Kind in Europa. Dieses Gerücht wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß er trotz seines hohen Gehaltes niemals Geld übrig hatte, und man glaubte, es komme daher, daß er für seine Familie sorgen müsse.

Er war ein Ungar und hatte an der dortigen Revolution Theil genommen. Es hieß, sein Name Stahel sei nicht sein richtiger, und das Gerücht, daß er ein ungarischer Graf sei, wurde stillschweigend von Blenker bestätigt, der ihn lange vor dem Kriege in New-York gekannt hatte.

Befehlshaber der zweiten Brigade der Division war General von Steinwehr aus einer wohlbekannten preußischen Familie; er selbst war jedoch, glaube ich, aus Braunschweig. Er war in Europa Offizier gewesen und stand in dem Ruf, bedeutende militärische Kenntnisse zu besitzen. Vor dem Kriege hatte ihn die Regierung als Ingenieur und Feldmesser beschäftigt. Er war von mittlerer Größe, ging schnurgerade, und seine außerordentlich hohe Stirn gab ihm ein sehr weises und gelehrtes Ansehen, während eine furchtbare Narbe auf seiner Wange darauf schließen ließ, daß er bereits im Felde gewesen

war. Diese Narbe hatte indessen einen andern Ursprung; er verdankte sie einem Rencontre mit einem seiner untergeordneten Gehülfen in Texas oder Mexiko, der ihm angeblich widerfahrene schlechte Behandlung mit seinem Messer rächte. Er war verheirathet, und ich will nicht vergessen, dankbar zu erwähnen, daß er und seine Frau mir manche Freundlichkeit erwiesen.

Unter den Obersten, welche Regimenter befehligten, ist mir das Andenken des Obersten von Bohlen besonders werth. Er stammte aus einer adeligen holländischen Familie, war ein sehr angesehener Bürger von Philadelphia, und da er ein bedeutendes Vermögen besaß und ein guter Patriot war, so errichtete er auf eigene Kosten ein Regiment. Beiläufig will ich hier bemerken, daß amerikanische Regimenter nicht die Stärke von deutschen haben, sondern kaum so stark sind wie ein preußisches Bataillon auf Kriegsstärke, obwohl die Zahl der Offiziere wohl ebenso groß ist als bei einem ganzen Regiment.

Oberst von Bohlen war ein sehr angenehmer, höchst anständiger Mann von mittleren Jahren, blond mit grauem Schnurr- und Knebelbart, der auch im Felde auf einem sehr großen üppigen Fuße lebte, ohne daß er selbst ein Sybarit gewesen wäre. Sein Haus in Hunters Chapel war sehr gut eingerichtet, und da er sehr gastfrei war, so sah er stets viel Gesellschaft bei sich, die seinen

Champagner liebte und die Delikatessen, die ihm von seinen reichen Farmen in Pennsylvanien geschickt wurden. Ich brachte mit Salm manche angenehme Stunde in seinem Hause zu. Er wurde später General, und als er in der zweiten unglücklichen Schlacht bei Bullrun erschossen wurde, beklagte man seinen Verlust allgemein.

Als Stahel zum Brigadier befördert worden war, hatte ein Oberst Wutschel das achte new=yorker Regiment erhalten. Dieser Mann war niemals Soldat gewesen, sollte sich jedoch im Jahr 1849 als Student auf den Barrikaden von Wien ausgezeichnet haben. Er war ein fidel aussehender Bursche, der an einen zechenden Mönch erinnerte, und in der That verstand er von der Kunst des Trinkens mehr als von der Kriegskunst. Wie sein Licht erlosch, werden wir später erfahren.

Baron von Gilsa, den ich im vorigen Kapitel nannte, war der Oberst des de Kalb=Regiments. Er war ein großer, schlanker, militärisch aussehender, sehr blonder Mann mit einer außerordentlich hohen Stirn; das heißt, er war fast kahlköpfig. Er war der tüchtigste Offizier in der Division, allein außerordentlich arrogant und grob, wovon ich später aus eigener Erfahrung Beispiele geben werde.

Ein anderes Regiment wurde von Oberst von Amsberg, einem frühern österreichischen Offizier, befehligt.

Er war kein Held, aber ein guter Mann, der indessen, glaube ich, an der Spitze seines von ihm gehaltenen Wirthshauses in Hoboken sich behaglicher fühlt, als es an der Spitze eines Regimentes der Fall war.

Oberst Boetcher war einst ein preußischer Artillerieunteroffizier gewesen und kraft ungewöhnlicher Unverschämtheit Oberst geworden. Jeder Zoll von ihm war Korporal, und als er wegen Betrügereien kassirt wurde, wunderte sich Niemand, und Niemand bedauerte ihn.

Ein sehr schätzenswerther Spitzbube war der Befehlshaber des Garibaldi-Regiments, Oberst d'Utassy. Seinen eigentlichen Namen kannte man nicht genau, allein so viel schien gewiß, daß er einst als Dr. Straßer in Konstantinopel lebte, und einer der Offiziere der Division behauptete mit aller Bestimmtheit, ihn dort einst tüchtig abgeprügelt zu haben.

Oberst d'Utassy war ein kleiner, sehr lebhafter Mann, mit einem Gesicht, welches augenblicklich das Interesse eines englischen Detektivbeamten erregt haben würde. Obwohl der Oberst kein dunkles Haar hatte, so machte doch der Schnitt seines Gesichtes einen orientalischen oder vielmehr alttestamentarischen Eindruck. Er trug stets eine sehr bunte und brillante Phantasie-Uniform, war verdächtig freundlich, geschmeidig und gesprächig und stets mit mehr oder weniger betrügerischen Finanzoperationen

beschäftigt. Er war übrigens voll Talent und sprach unter Anderem sieben lebende Sprachen ganz fließend. Da ihn der Erfolg unvorsichtig machte, so wurde er endlich ertappt, vor Gericht gestellt, und zu einer Zuchthausstrafe verurtheilt, die er in Sing-Sing genoß, natürlich stets auf sein Ehrenwort betheuernd, daß er gänzlich unschuldig sei.

Der Stab General Blenker's war eine buntscheckige, aber nicht uninteressante Sammlung schiffbrüchiger Edelleute und Offiziere. — Die hervorragendste und eleganteste Figur unter denselben war Major Paul von R., Sohn eines früheren preußischen Ministers unter Friedrich Wilhelm IV. Er hatte als Lieutenant bei dem Garde-du-Corps-Regiment in Potsdam gestanden, wo er sich durch seine Verschwendung auszeichnete. Obwohl seine Mutter, eine geborene Gräfin ***, ihm jährlich einige tausend Thaler Zulage gab, so wuchsen doch seine Schulden bald zu beunruhigender Höhe an. Seine Familie bezahlte dieselben mehrere Male; allein das reizte nur zum Fortschreiten auf derselben verderblichen Bahn, und als er wieder einen Schuldthurm von circa achtzigtausend Thalern aufgebaut hatte, gaben ihn seine Familie und selbst seine sehr reiche und gütige Großmutter auf. Er mußte den Abschied nehmen und nach Amerika gehen, wo er sogleich an Herrn von Gerolt einen sehr gütigen Beschützer fand.

Herr von R. — den man in Berlin und Potsdam noch nicht vergessen hat — war ein großer, blonder junger Mann, von sehr eleganter Figur und schönem aristokratischen Gesicht, der von den amerikanischen Damen ganz außerordentlich bewundert wurde. Er war indessen von etwas scheuem und zurückhaltendem Wesen und liebte seinen Comfort und Bequemlichkeit so sehr, daß alle Aufmerksamkeiten, mit denen er überschüttet wurde, ihn auf das Höchste langweilten. Die washingtoner Damen bewunderten ihn vergebens, und er ging nur in Gesellschaft, wenn er durchaus keinen einigermaßen passenden Vorwand finden konnte, wegzubleiben. An ein elegantes und verschwenderisches Leben gewöhnt, versuchte er dasselbe in Amerika fortzusetzen, wozu indessen große Summen gehörten, die er nicht hatte.

Major von R. war ein sehr geschickter, intelligenter Mann von nicht gewöhnlichem Talent und hatte auch ein natürlich gutes und generöses Herz; allein leider Gottes wirkt nichts auf den Charakter mehr demoralisirend, als Schuldenmachen. Schulden bringen Leute in schiefe und demüthigende, ja herabwürdigende Lagen und zwingen sie zu allen Arten von niedrigen und gemeinen Ausflüchten. Was aber das Schlimmste dabei, ist, daß diese Ausflüchte, Falschheiten, Lügen, Pläne und betrügerischen Handlungen eine Art von Gewohnheit und gewissermaßen

angenehme und nothwendige Beschäftigung werden. Einem Schuldenmacher aus Gewohnheit ist nicht mehr zu helfen.

Wenn je ein Mann mit guten Chancen nach Amerika kam, so war es R. Er war Jedermanns Liebling, und Blenker empfahl ihn M'Clellan, der ihn mit dem Range als Oberstlieutenant in seinen Stab nahm. Als solcher machte er den Feldzug auf der Halbinsel mit und leistete gute Dienste, und später den in Maryland, welcher mit der Schlacht von Antietam und M'Clellan's zweiter Entlassung endete. Anstatt sich um ein Kommando zu bemühen, verbummelte R. sein Leben in Washington und baute fleißig an seinem Schuldenbau. Später wurde er dem Stabe des Generals Hooker attachirt und ging nach Cincinnati, wo er in der gewöhnlichen Weise lebte. Ein wüthender Gläubiger, von dem er sechstausend Dollars geborgt hatte, verfolgte ihn ohne Gnade. Er hatte seinen Abschied zu nehmen und ging nach Canada, wo er für einige Zeit ganz und gar verscholl. Noth zwang ihn indessen endlich zur Arbeit. Er errichtete oder betheiligte sich an einer Reitschule und fand eine Menge von Schülerinnen, die gern sich von ihm unterrichten ließen. Später kehrte er nach New-York zurück, wo er lebte wie er konnte, und wo er noch sein mag. Alle seine Freunde — und er hatte deren viele — beklagen ihn sehr und hoffen, daß das Fegefeuer von Leiden,

Demüthigungen und Erfahrungen, durch welches er zu gehen hat, alles Unreine verzehren und die trefflichen Eigenschaften zum Vorschein bringen wird, welche er trotz allem Anschein besitzt. — Ich wurde niemals näher bekannt mit ihm, allein sowohl Salm als Corvin kannten ihn sehr genau, .und er war sehr häufig der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

Ein anderer Offizier von Blenker's Stab, der zu dem M'Clellan's versetzt wurde, war Major von Hammerstein, der österreichischer Offizier gewesen war und wegen irgend welcher Streiche hatte davongehen müssen. Auf früheren Reisen in Europa hatte M'Clellan seinen Vater kennen gelernt, dessen er sich mit Dank erinnerte.

Major von F. war der Sohn eines sehr frommen preußischen Generals unter Friedrich Wilhelm IV. Warum er seinem Vaterlande und der Armee den Rücken zu zeigen hatte, weiß ich nicht genau. F. war einer von den Leuten, die Alles in der Stille und ohne Aufsehen abzumachen wünschen und der unter der Maske großer Biederkeit und Zuverlässigkeit Dinge that, worüber sich ehrliche Leute entsetzten. Er stellte sich stets sehr zerstreut, schien immer von irgend einem wissenschaftlichen Problem absorbirt und galt für einen geschickten Offizier. Er war von mittlerer Größe, ziemlich wohlgenährt, mit einem runden, meist ein wenig seitwärts

geneigten Kopf und runden, zerstreut aussehenden Augen. Er war nicht ohne Humor, und wer in den Gesichtern der Menschen zu lesen verstand, sah den Schelm unter der ehrlichen Maske hervorgucken. Es hieß, er sei ein Wittwer, allein Andere, die ihn von Preußen her wohl kannten, sagten, daß seine Frau noch in Deutschland lebe, wohin er zurückzukehren hoffe. Er heirathete indessen später ein sehr hübsches Mädchen, welche ich von Ansehen kenne, borgte unter einem plausiblen Vorwand von deren Vater eine bedeutende Summe und ging damit nach Europa, sein schönes junges Weib in Verzweiflung zurücklassend. Ich habe ihn seitdem aus dem Gesicht verloren und weiß nicht, wie und wo und ob er den Lohn für seine Schlechtigkeit geerntet hat. Salm war ebenso wie viele Andere durch seine falsche Ehrlichkeit getäuscht worden und mochte ihn gern, und als er mich heirathen wollte, wünschte er ihn als zweiten Zeugen. F. fürchtete jedoch seinem Interesse in Deutschland zu schaden, wenn er die Hand dabei im Spiele hatte, und anstatt offen und ehrlich zu verweigern, ließ er sich nicht finden, als er gebraucht wurde.

Eine sehr spaßhafte Figur war Hauptmann Graf Valentino, der von Wien herangeschwemmt wurde, wo er Adjutant bei einem österreichischen Prinzen oder General gewesen war. Er war groß und mager und sah aus wie

ein veredelter Don Quijote, denn er war sehr elegant in seiner äußern Erscheinung und überschwänglich höflich in der österreichischen „Küß die Hand"-Manier. Gegen General Blenker war er so unterthänig und in Demuth ersterbend, wie ein Pudel, und seine Bedienterei gab viel zu lachen. Blenker's demokratische Paschagefühle — die meisten Demokraten, die ich kennen lernte, sind Paschas in ihrem Hause und näherem Kreise — fühlten sich angenehm erregt durch diesen stereotyp-lächelnden und katzenbuckelnden Grafen, und seine Haltung wurde noch viel stattlicher, und sein „Pah!" emphatischer und lauter.

Graf Valentino war sehr eitel und die Offiziere machten sich über die Sorgfalt lustig, mit welcher er selbst im Felde bei seiner Toilette zu Werke ging. Um ohne zu große Schmerzen in möglichst kleinen Stiefeln erscheinen zu können, beobachtete er eine eigenthümliche Praxis. Zuerst zog er ein paar bequeme an; dann folgte nach einiger Zeit ein engeres Paar und endlich das elegante Martergehäuse, womit er durch seine Eitelkeit für seine Sünden gestraft wurde. Er war übrigens ein ganz guter, leidlicher Mann, wie geboren zum Adjutanten eines hohen Herrn aus der altösterreichischen militärischen Schule. Fechten schien nicht sein Lebensberuf. Von dem Schlachtfelde des zweiten Bullrun rannte er davon und nach Washington, wo er der Kommission in die Hände

fiel, die dort von Stanton eingesetzt war, Herz und Nieren der in der Hauptstadt herumbummelnden Offiziere zu prüfen. Graf Valentino sprach nicht englisch und der Oberst der Kommission weder deutsch noch französisch, und als ihm der Graf in seinem Französisch sagte: „je suis ici par le plaisir de mon général," verstand er, daß er zu seinem plaisir davongelaufen sei, und es kostete viel Mühe, ihn frei zu machen. Die Kugeln von Bull-run und amerikanische Rauhheit trieben ihn nach vielen Schwindeleien nach Europa zurück, wie ich fürchte, keine günstigen Eindrücke mit nach Hause nehmend.

Es waren da noch verschiedene andere österreichische Offiziere in Blenker's Stab, der eine Art von Wartesaal für deutsche Militärs war, die nicht gleich eine Anstellung finden konnten. Unter ihnen war ein Hauptmann von Brandenstein, der sich schon im Felde versucht und mit Auszeichnung gedient hatte, und ein Reichsgraf, der keineswegs eine Zierde des Stabes war, trotz seines vornehmen Namens.

Dieser Reichsgraf war ein kleiner, kavalleriebeiniger, braunlockiger junger Mensch mit einem frechen, lebhaft gerötheten, nicht eben häßlichen, obwohl gewöhnlichen Gesicht. Er war in einem österreichischen Ulanenregiment Offizier gewesen und trug stets noch die Uniform desselben; da er aber ein Säufer und zänkisch

war, so hatte er in Folge einer Szene mit seinem Rittmeister davonzugehen. Er war unwissend und arrogant über alle Begriffe, und seine Manieren waren die eines Stalljungen. Er konnte durch seinen Eintritt einen Ballsaal verpesten, denn seine ganze Person war gesättigt mit Stallgeruch. Er sagte von sich selbst: „I bin ganz Pferd," aber ich kann versichern, ich habe nie ein Pferd kennen gelernt, welches halb so unangenehm als er gewesen wäre. Er fing schon am frühen Morgen an zu trinken, und Whisky machte ihn nicht liebenswürdiger. Seine Brutalität fand indessen ihren Lohn. Als er später in Virginien das Niederbrennen einer kleinen Stadt in unnützester und grausamster Weise verursachte und auf wehrlose, friedliche Bürger mit seinem Säbel einhieb, stellte man ihn vor ein Kriegsgericht, welches ihn zum Gemeinen degradirte. Nach dem Tode seines Vaters kehrte er, glaube ich, nach Deutschland zurück, und sein erster Schritt dort war, seine Stiefmutter, die dieses Juwel von einem Sohn nicht ausstehen konnte, aus dem Schloß zu jagen.

Die persönlichen Adjutanten Blenker's waren Major Finkelmeier und Hauptmann von Zieschen, Beide sehr artige, angenehme Leute, die ihren Dienst verstanden, aber mit ihrem Brummbär von General einen schweren Stand hatten, trotzdem daß sie von New-York aus seine alten Bekannten waren.

Der Mephistopheles von Blenker war sein General-Quartiermeister Dr. Schütte. Er war vielleicht die interessanteste Persönlichkeit in der ganzen deutschen Division. Er hatte in der österreichischen Revolution 1848—49 eine hervorragende Rolle gespielt, allein ich weiß nicht genau in welcher Eigenschaft. Er war ein sehr gelehrter Mann und wohlbekannter Schriftsteller. Er hatte keine Grundsätze irgend welcher Art und war der unverschämteste Cyniker in jeder Hinsicht. Tugend, Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit waren ihm lächerliche Begriffe und sein einziges Glaubensbekenntniß war absoluter Egoismus. Er war indessen nicht ganz so schlecht, als es ihm Vergnügen gewährte sich hinzustellen, und im Gegentheil ich weiß, daß er sehr freundlich und gütig handeln konnte. Er war voll Witz und ein sehr unterhaltender Gesellschafter; in Allem, was er sagte, war Inhalt; allein er war ein großer Lügner und man konnte nie herausfinden, ob er in Scherz oder in Ernst log. Es konnte gar kein Thema angeregt werden, worüber er nicht ein Buch, oder wenigstens einen Zeitungsartikel geschrieben haben wollte.

Da Dr. Schütte Blenker in jeder Hinsicht überlegen war, mit Ausnahme von Generosität und Gutherzigkeit, so machte er mit ihm was er wollte, und den schlechten Ruf, in den Blenker wegen Raubsucht und Unterschlagung gerieth, verdankt er einzig und allein der Schwachheit,

mit welcher er Schütte und dessen Untergebene gewähren ließ. Blenker hatte keinen Vortheil davon, denn als er starb, war er so arm, daß seine Freunde Geld zusammenschießen mußten, um seine Begräbnißkosten zu bestreiten. — Dr. Schütte lebte nach dem Kriege in Hoboken, wurde Diamantenhändler und starb vor einigen Jahren in jener Stadt.

Eine andere europäische Berühmtheit in Blenker's Division war Gustav von Struve, damals Hauptmann im achten New-York-Regiment. Struve hatte schon vor 1848 eine bedeutende Rolle gespielt und wurde zugleich mit Hecker der Leiter des badischen Aufstandes. Er war ein Original, aber ein sehr ehrlicher und sehr gelehrter Mann. Seine Weltgeschichte und seine Thaten und Schicksale während der Revolution sind in Deutschland wohl bekannt und ich brauche nicht davon zu reden. Als der amerikanische Krieg ausbrach, lebte er mit seiner jungen und schönen Frau in New-York. Er war damals ein Mann in der Mitte der fünfziger Jahre. Sein Haar, von dem nur noch wenig vorhanden, war ursprünglich blond, und man konnte das Grau darin nicht viel sehen; sein Schnurrbart war in der altpreußischen Zahnbürstenmanier geschnitten, und eben keine Zierde. Er war immer ein Enthusiast gewesen, und es im Alter geblieben, und da er von militärischen Dingen nichts verstand, so

trat er als freiwilliger Gemeiner in Blenker's Regiment und war außerordentlich streng im Dienst. Als ich ihn kennen lernte, war er bereits zum Hauptmann avancirt. Er war ein Vegetarianer, und gedieh bei diesem System, denn sein Gesicht sah wohlgenährt und gut aus, und seine Figur korrespondirte damit. Das Soldatenleben schien ihm gleichfalls gut zu bekommen. „Vater Struve", wie er gewöhnlich von den Deutschen genannt wurde, verlor viel von seiner Popularität durch seine Strenge im Dienst, und die Rolle, die er bei Blenker spielte, dem er jede Unordnung im Lager berichtete, und was Offiziere und Soldaten von ihm sagten, deren Privatunterhaltung er oft ungesehen belauschte. Er hatte eine hohe, dünne Stimme und Vater Struve erschien stets ein wenig lächerlich. Da er Schriftsteller und auch Journalist war, so regte er stets den alten Blenker dadurch auf, daß er ihn auf die Angriffe aufmerksam machte, welche in den Zeitungen gegen ihn enthalten waren, und machte das Uebel durch Entgegnungen nur immer schlimmer.

In Blenker's Stab war auch noch ein früherer preußischer Offizier, von Strantz. Er war mit einer Gräfin aus einer sehr bekannten Familie verheirathet, und ich kenne die Ursache nicht, welche ihn bewogen, sein Vaterland zu verlassen. Er hatte den Krieg in Holstein mit-

gemacht und war ein großer, schlanker und hübscher Mann mit einer Adlernase und bereits mit grau gemischtem Haar. Fortuna schien ihm nicht hold gewesen zu sein, denn Salm entdeckte ihn als Gemeinen im Garibaldi-Regiment. Da er ein ruhiger und ordentlicher Gentleman war, so that es dem Prinzen leid, ihn in solch' untergeordneter Stellung zu sehen, und er veranlaßte Blenker, ihn in das Hauptquartier zu kommandiren, wo er zuerst in der bescheidenen Stellung einer Ordonnanz auftrat. Durch Salm's Verwendung wurde er bald Lieutenant und avancirte später zum Hauptmann. Er ist, höre ich, nach Deutschland zurückgekehrt und vielleicht ist es nicht überflüssig, ihn daran zu erinnern, daß Salm es sehr freundlich mit ihm meinte und es verdient, daß er sein Andenken in Ehren hält.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich all' die seltsamen und interessanten Charaktere skizziren wollte, die sich in der deutschen Division zusammenfanden; ich will daher jetzt einhalten, da ich später noch Gelegenheit haben werde, von einigen Andern zu reden.

Ich erwähnte schon früher, daß an der Stelle des Herrn Simon Cameron Herr Edwin Stanton Kriegsminister geworden war. Er war kein Soldat, sondern ein Advokat. Wie Lincoln dazu kam, ihn zu ernennen, weiß ich nicht. In der Armee war er nicht sehr beliebt

und besonders nicht bei den Deutschen, die er auch nicht leiden konnte. Obgleich er durch seine militärische Unwissenheit manch' Unheil anrichtete, so war er doch, glaub' ich, der richtige Mann für seine Zeit und seinen Platz, da er sehr energisch und selbst tyrannisch war. Er war tyrannischer als ein türkischer Pascha, aber trotzdem ein strenge rechtlicher Mann, den nichts beeinflussen konnte als vielleicht seine ultrarepublikanische Gesinnung. Ihn zu bestechen war unmöglich, trotzdem daß er ein Advokat war, und selbst die Damen, von denen behauptet wird, daß sie in den Vereinigten Staaten allmächtig sind, verloren all' ihre Künste bei ihm. Er war ein untersetzter Mann mit einem gewöhnlichen, ziemlich häßlichen Gesicht, leicht rothgeränderten bebrillten Augen und einem wüsten Vollbart, in dem man eher einen Schuhmachermeister als einen Kriegsminister vermuthet hätte.

Da Stanton von den Schwierigkeiten keinen Begriff hatte, welche mit der Schöpfung einer effektiven Armee aus dem Chaos und deren Organisirung verknüpft sind, und außerordentlich begierig war, die Rebellion zu vernichten, so war er höchst unzufrieden mit M'Clellan, der nach seiner Ansicht zu viel Zeit brauchte, um fertig zu werden. Er wollte, daß er gegen Richmond vorrücken solle, was der Obergeneral nicht anders als wohl vorbereitet thun wollte. Stanton veranlaßte daher Lincoln,

einen aus allen höhern Generalen zusammengesetzten Kriegsrath zusammenzurufen, um dessen Ansicht in Bezug auf die Kriegsbereitschaft der Potomac-Armee zu hören und ob man nicht vorrücken könne. Die Meinungen waren getheilt, und Blenker verlor dadurch, daß er sich der Ansicht M'Clellan's anschloß, für immer die Gunst des Ministers, und dieser wurde geradezu sein Feind, was um so schlimmer war, als einige einflußreiche amerikanische Generale so eifersüchtig auf Blenker wurden, daß M'Clellan seine häufigen freundschaftlichen Besuche in Blenker's Hauptquartier einzustellen hatte. Blenker war unklug genug, diese Eifersucht dadurch noch zu vermehren, daß er, als M'Clellan Obergeneral der ganzen Armee wurde, ihm einen großen und sehr brillanten Fackelzug brachte, an welchem nur die deutsche Division theilnahm, und bei welcher Gelegenheit Lincoln und Staatsminister Seward ihn sehr auszeichneten. Die Folgen dieser Eifersucht und der Feindschaft Stanton's ließen nicht lange auf sich warten.

Ich schreibe, wie bemerkt, nicht die Geschichte des amerikanischen Krieges und muß es als bekannt voraussetzen, daß, als M'Clellan seinen Feldzug auf der virginischen Halbinsel begann, die deutsche Division und auch M'Dowell's Korps trotz aller Protestation M'Clellan's von der Potomac-Armee getrennt wurden. Die deutsche Di=

vision wurde nach Nordwest-Virginien mitten im Winter geschickt, und vom Kriegsministerium absichtlich in so nichtswürdiger Weise vernachlässigt, daß die Leute beinahe verhungerten, und ganz unnöthigerweise die größten Beschwerden und Entbehrungen zu tragen hatten.

Die deutsche Division wurde dann dem Korps des Generals Fremont zugetheilt, der früher in Missouri befehligt hatte, und ebenfalls bei Stanton in Ungnade gefallen war. Die Stellung Blenker's war sehr unangenehm, denn er war auch in Ungnade bei Fremont, der vielleicht eifersüchtig auf ihn und entschlossen war, ihn daran zu verhindern, seine Popularität durch Erfolg zu vermehren.

Fremont war ein sehr bekannter, außerordentlich reicher Mann, der als Grandseigneur lebte. Er hatte nicht nur einen sehr zahlreichen Stab, sondern sogar seine eigene, von einem Ungarn, Zagony, befehligte Leibgarde! Er war indessen kein General und durchaus unfähig, eine Armee zu kommandiren. Die Folge davon, daß man solchen Politikern hohe militärische Kommandos gab, machten sich sehr schwer fühlbar, und der Nachtheil wurde dadurch wahrlich nicht gemildert, daß man einen militärisch unwissenden Advokaten zum Kriegsminister machte.

Fremont's Armee hatte in Nord-Virginien gegen einen der besten konföderirten Generale, „Stonewall"-Jackson, zu

operiren, der mit etwa dreißigtausend Mann dort war, und sich in einer mißlichen Lage befand, die ihm den Untergang bereitet haben würde, wenn ihm nicht ein so unfähiger General wie Fremont gegenüber gestanden hätte.

Die Konföderirten und die Unionstruppen geriethen bei Croß=Keys aneinander, und seine Division war bereits im Gefecht und hart bedrängt, ehe Blenker nur das Geringste davon erfuhr, daß man überhaupt engagirt war; denn Fremont hatte es so einzurichten gewußt, daß er bei der Arrièregarde war, und General Stahl in Front befehligte. General Steinwehr war auf Urlaub oder krank in Washington.

General Stahl kommandirte zum ersten Mal dem Feinde gegenüber, und überließ es dem Gott der Schlachten oder den einzelnen Regiments=Kommandeuren, das Gefecht zu leiten. Oberst Wutschel hatte aus der Flasche Inspiration und Muth geschöpft; er führte mit unerhörter Unkenntniß und Tollkühnheit sein achtes new=yorker Regiment gegen mehrere Regimenter von Jackson's besten Truppen. Das Regiment wurde furchtbar zusammengeschossen, kämpfte aber mit sehr großem Muth, obwohl verwirrt durch den Fall seines Obersten, des wiener Barrikadenhelden. Gleich beim ersten Angriff trieb das Pfeifen der Kugeln den Weindunst aus Wutschel's Kopf; er wurde plötzlich nüchtern und erinnerte sich der Fal=

staff'schen Maxime, daß „Vorsicht der beste Theil der Tapferkeit ist". Er stürzte plötzlich zu Boden und der bleierne Schauer rauschte über seinen Rücken hinweg. Mit einem Wort, er hatte, wie die Amerikaner sagen, „Opossum gespielt" und sich todt gestellt. Als man später im Feldlazareth seine Wunden verbinden wollte, entdeckte man, — daß kein Tropfen seines Heldenblutes vergossen worden war. Der Feigling wurde natürlich fortgejagt.

Die Schlacht stand mißlich für die Unionstruppen, als Blenker rein zufällig Nachricht erhielt. Wüthend über den ihm gespielten Streich jagte er in Carrière auf das Schlachtfeld, und als er seine Division weichen sah, sträubte sich sein Schnurrbart vor Zorn. Er sprengte auf die Fliehenden zu, und schrie mit einer Stimme, die den Lärm der Schlacht übertönte: „Ihr verfluchten ‚Massetten', ich will euch davon laufen lehren!" — Der wohlbekannte Laut übte seinen Zauber. Die Leute formirten sich auf's Neue, und Blenker placirte die treffliche deutsche Artillerie, die in nächster Nähe ein furchtbares Kartätschenfeuer auf den Feind eröffnete. Salm, voller Begierde, sich auszuzeichnen, bat um Erlaubniß, des abwesenden Generals Steinwehr Brigade in's Feuer führen zu dürfen, die ihm Blenker mit Freuden ertheilte. Augenzeugen sagen, daß die Brigade mit einer Ordnung vorrückte, wie auf dem Exerzirplatz. Der Feind wurde geworfen und Stone=

wall-Jackson gerieth in eine so schlimme Lage, daß er — wie ich später von gefangenen konföderirten Offizieren hörte — an seiner Rettung verzweifelte.

Der Weg zum Rückzug ging über den reißenden und tiefen Shenandoahfluß, über den nur eine einzige Brücke führte, und auf der anderen Seite, obwohl noch entfernt, stand das Korps M'Dowell's. Dieser General hatte zuerst Befehl gegeben, diese Brücke zu zerstören, allein sich darauf anders entschlossen, und ein Regiment zu deren Vertheidigung abgeschickt. — Ein erneuerter Angriff von Fremont würde Jackson in den Fluß geworfen haben; allein Blenker drang vergebens darauf, Fremont weigerte sich, und ein unerhörter Fehler des Obersten, der die Brücke zu vertheidigen hatte, öffnete den Konföderirten den Weg zum Rückzug. Anstatt auf der anderen Seite zu bleiben, ging dieser Offizier mit seinem Regiment über den Fluß, und wurde natürlich sogleich über die Brücke zurückgeworfen, ehe er Zeit hatte, dieselbe zu zerstören. Wie Jackson mit seinen dreißigtausend Mann M'Dowell vermied, weiß ich nicht, allein es ist bekannt, wie er plötzlich in der Flanke des höchlich erstaunten M'Clellan am Chickahominy, bei Mechaniksville, erschien, und diesen zu dem siebentägigen Rückzug nach dem James River zwang, der in der ganzen Kriegsgeschichte kaum seinesgleichen haben soll.

In seinem Bericht über die Schlacht bei Croß-Keys erwähnte Fremont nicht einmal Blenker, und wenn Corvin, der die Thatsachen von dem in der Schlacht verwundeten Obersten Gilsa ganz frisch erfuhr, dieselben nicht in der „Times“ und „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ beschrieben hätte, würde die Welt kaum irgend etwas davon wissen. Von einem gefangenen Offizier, den ich später in Aldie traf, erfuhr ich einige Details, und derselbe fragte mit großem Interesse nach dem hohen Offizier „im langen, grauen Rock mit rother Mütze“, den er im heftigsten Feuer gesehen hatte, und für den Tapfersten aller Tapfern erklärte.

Die gerechten Vorwürfe, welche Blenker General Fremont machte, vermehrten nur die gereizte Stimmung zwischen beiden Generalen, und als der Letztere eigenmächtig einige Regimenter von der deutschen Division ablöste, um daraus eine Brigade für General Schurz zu bilden, verlor Blenker alle Geduld und Vorsicht. Er erklärte, daß er nach Washington gehen wolle, und forderte alle Offiziere, die es gut mit ihm meinten, auf, dasselbe zu thun, wodurch er seine Freunde in eine sehr mißliche Lage brachte.

General Karl Schurz, dessen persönliche Bekanntschaft ich später machte, wie ich an geeigneter Stelle berichten werde, ist nun einer der bedeutendsten Leute in den Ver-

einigten Staaten und Senator. Noch als junger Student nahm er an der deutschen Revolution von 1848 und 49 Theil, und war während der Belagerung von Rastatt dem Stabe attachirt, und in Oberst Corvin's Bureau beschäftigt. Nach der Uebergabe der Festung gelang es ihm, zu entkommen, und wie er sich später durch seine Befreiung des Professors Kinkel aus Spandau auszeichnete, ist bekannt. In Folge dieser Angelegenheit hatte er nach den Vereinigten Staaten zu fliehen, wo ihm seine bedeutenden Talente bald eine einflußreiche Stellung gaben. Er benützte dieselbe, die Wahl Lincoln's zum Präsidenten durchzusetzen, der ihn durch den Gesandtenposten in Madrid belohnte. Nach Ausbruch des Krieges kehrte Schurz indessen nach Washington zurück, und im Frühjahr 1862 wurden seine Freunde durch die Nachricht überrascht, daß er zum Brigadegeneral ernannt sei.

Als sein alter Kommandeur, Oberst Corvin, ihn lächelnd fragte, ob das Gerücht wahr sei, bestätigte es Schurz, und erklärte seine Ernennung durch den Wunsch, einen abolitionistischen General in der Armee zu haben. Mit einiger Verwirrung gestand er indessen ein, daß er glaube, besonderen Beruf zu einer militärischen Carrière zu haben. Obwohl dieser ausgezeichnete Mann als Senator gewiß besser an seinem Platz ist, als an der Spitze einer Brigade oder Division, so ist es doch nur recht und

billig, zu erwähnen, daß er sich als General wenigstens eben so gut benahm, wie irgend ein anderer amerikanischer oder amerikanisch-deutscher. Er zeichnete sich im Gefecht durch seine Unerschrockenheit aus, und alle seine Offiziere und Soldaten liebten ihn sehr, da er auf das Beste und Zweckmäßigste für sie besorgt war.

Diese Praxis, aus Civilisten Generäle zu machen, wird Europäern höchst wunderbar dünken, allein es war in Amerika etwas ganz Gewöhnliches, indem die an der Spitze der Geschäfte stehenden Männer, besonders am Anfange des Krieges, nicht die geringste Idee davon hatten, was zu einer solchen Stellung erforderlich war. Vor dem Kriege war jeder einigermaßen bedeutende Mann in einem Staate General oder Oberst, und wenn er auch nie einen Degen getragen hatte, als vielleicht ausnahmsweise in der Miliz. Jeden Mann, der einen ganzen Rock anhatte, redete man frischweg Kapitän an. Als eine Illustration dieser Praxis und ihrer Folgen will ich eine spaßhafte Thatsache erzählen, die mir von einem befreundeten Senator mitgetheilt wurde.

Als Lincoln Präsident wurde, eilten alle seine persönlichen Freunde und Wirthshausbekannte, namentlich aus Springfield, nach Washington, um von ihm irgend welche fette Stelle zu erbetteln, und besonders gesucht waren die Stellen als Gesandte oder Konsuln, die man

mit wenig Rücksicht auf Geeignetheit ernannte. Unter diesen Platzjägern war ein alter Kamerad Lincoln's aus Springfield, Namens Prentis, welcher sich nach einer fetten Konsulstelle sehnte. „Well," sagte Lincoln, „Prentis, Du kommst ziemlich spät; es ist keine ordentliche Konsulstelle mehr frei, was ist da zu machen?" — Nach langem Hin- und Herreden und Ueberlegen hatte es Lincoln endlich gefunden und sagte: „Nun, Prentis, weißt Du was, ich will Dich zum General machen!" — Nachdem Prentis sich erkundigt hatte, „wie viel das jährlich sei", erklärte er sich einverstanden, wurde General und ging zu Grant's Armee am Mississippi. Vor der Schlacht bei Shiloh (Pittsburg Landing) befehligte Prentis die Avantgarde, und wie gut er seine Aufgabe verstand, mag aus der Thatsache geschlossen werden, daß die Truppen des konföderirten Generals Johnston (der in der Schlacht fiel) vierundzwanzig Stunden lang in einem Walde, nicht achthundert Schritt von seinem Hauptquartier, standen, ohne daß er auch nur eine Ahnung davon hatte. Die Folge davon war, daß bei Tagesgrauen die Avantgarde überfallen, und die Leute in ihren Zelten todtgestochen wurden. Prentis selbst wurde gefangen genommen und die Armee gerieth in die allergefährlichste Lage, aus welcher sie nur durch die Nacht, den Tod Johnston's, und das zufällige Erscheinen von

zwei Kanonenbooten auf dem Mississippi gerettet wurde, worauf sie am zweiten Schlachttage den Sieg erfocht.

Blenker reiste krank vor Aerger nach Washington. Seine Klagen fanden weder bei Stanton noch bei Lincoln viel Gehör, denn der Krieg gegen die Sezessionisten hatte eine sehr ungünstige Wendung genommen, und die Aufmerksamkeit Beider war nach dem James River gerichtet, wo der von allen Seiten eingeschränkte M'Clellan keine Fortschritte machte. Blenker tobte und fluchte sich vergebens müde, und als er mit dem Abschied drohte, sagte man ihm ganz kühl, daß er thun möge, was er nicht lassen könne. Daß er einst Washington gerettet hatte, war vergessen und er mußte sich mit gebrochenem Herzen auf seine Farm zurückziehen.

Die militärischen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten sind von denen in Europa sehr verschieden. Die stehende Armee ist nur klein, und im Fall eines Krieges wird ein Heer aus Freiwilligen gebildet, die sich für eine gewisse Zeit engagiren. Dasselbe ist der Fall mit den von ihnen erwählten Offizieren, welche ihre Patente von den Gouverneuren der Staaten erhalten, zu denen ihre Regimenter gehören. Diese Offiziere, bis zum Oberst mit eingeschlossen, werden vom Kriegsminister bestätigt, allein Generale bedürfen der Bestätigung des Senates. Mit Blenker's Austritt wurde sein Stab überflüssig, nur

die zu demselben kommandirten, und zu irgend welchen Regimentern gehörigen Offiziere konnten zu denselben zurückkehren; die Existenz der Anderen dagegen hing von dem guten Willen des Kriegsministers ab, und sie schwebten gewissermaßen zwischen Sein und Nichtsein. In dieser unangenehmen Lage war Salm, der mit Blenker nach Washington gekommen war, und sich ohne Beschäftigung umhertreiben, und jeden Tag gewärtig sein mußte, ausgemustert zu werden, da er als ein Freund von Blenker bei Pascha Stanton nicht besonders gut angeschrieben war. Obwohl seine Anwesenheit in Washington mir sehr angenehm war, so that er mir doch leid, weil es ihn schwer kränkte, unthätig bleiben zu müssen, während die wichtigsten Dinge auf dem Kriegstheater vorgingen.

Obgleich nach der Ansicht vorurtheilsfreier europäischer Offiziere Stanton's Handlungen, welche militärischer Unwissenheit und politischem Parteigeist entsprangen, die Hauptursache von M'Clellan's Mißlingen waren, so hatte doch der arme General allein allen Tadel zu tragen. Das Kommando der Armee wurde ihm abgenommen und General Halleck zum Obergeneral ernannt.

Dieser General hatte aus mehreren guten militärischen Büchern ein mittelmäßiges zusammengeschrieben, und sich mit seinem Lieblings-Untergeneral Pope durch die unverschämten telegraphischen Lügen ausgezeichnet, welche sie vom

Mississippi nach Washington sandten. Halleck, der mehr einem Professor als einem General ähnlich sah, ließ sich nie bei der Armee sehen, sondern befehligte von Washington aus, und verließ sich auf General Pope, dem man das Kommando der Potomac-Armee gegeben hatte, und der sich durch seine bombastischen Tagesbefehle lächerlich machte. In einem derselben sagte er, „sein Hauptquartier sei in seinem Sattel“.

Die militärische Unfähigkeit des Trios Stanton, Halleck und Pope brachten die Vereinigten Staaten in die allergefährlichste Lage. General Lee, der große und geschickte Obergeneral der Konföderirten, rückte gegen Washington vor, entschlossen, vom Vertheidigungskrieg zum Angriff zu schreiten. Die zweite Schlacht bei Bullrun wurde geschlagen, und von Pope auf's Glänzendste verloren, trotz der Tapferkeit der Truppen, unter denen sich die von Generalmajor Sigel geführten Deutschen sehr vortheilhaft auszeichneten.

Die Bestürzung in Washington war fast ebenso groß als in der beinahe aufgelösten Potomac-Armee, und Stanton wußte kein anderes Mittel dagegen, als die Wiederernennung des schmählich behandelten M'Clellan. Dieser General bewies nun in glänzendster Weise, wie großes Unrecht man ihm gethan hatte. Er, den man wegen seiner Vorsicht und seines langsamen Vorrückens lächerlich

gemacht hatte, führte seine desorganisirte Armee sogleich Lee entgegen, der, entschlossen, den Krieg in die Nordstaaten zu spielen, über den Potomac gegangen und in Maryland eingefallen war, Baltimore, Philadelphia und Washington zugleich bedrohend, und rückte mit wunderbarer Schnelligkeit über Rockville nach Frederik vor, aus welchem er die Rebellen vertrieb, die er in den beiden darauf folgenden Tagen in zwei glorreichen Schlachten in den South Mountains schlug und bis an den Antietam zurückdrängte, wo Lee zwischen diesem Fluß und dem Potomac eine formidable Position um Sharpsburg eingenommen hatte. Die große Schlacht bei Antietam wurde geschlagen und gewonnen, die Nordstaaten und Washington waren gerettet. Das war M'Clellan's edle Rache an seinen Feinden, die ihn dummer Weise sezessionistischer Sympathie beschuldigten, weil er — Lee's Armee nicht vernichtet, sondern derselben gestattet hatte, über den Potomac zurückzugehen! Diese politischen Fanatiker wollten nicht begreifen, daß M'Clellan alle Früchte des schwererkauften Sieges auf's Spiel gesetzt haben würde, wenn er mit seiner durchaus in Verwirrung gerathenen Armee, deren Munition durch drei große Schlachten in einer Woche erschöpft war, den sich in vollkommener Ordnung zurückziehenden Feind angegriffen hätte. Der einzige weise Entschluß, den er fassen konnte, war der, dem fliehenden

Feinde „eine goldene Brücke zu bauen". Stanton war jedoch wüthend; M'Clellan verlor sein Kommando abermals, und sein Nachfolger wurde General Burnside, ein sehr ehrenwerther Mann, guter Kommandeur eines Korps, aber nicht Befehlshaber einer großen Armee, wie er selbst am besten wußte und auch selbst aussprach. Er wollte die Annahme der Stelle ablehnen, gab aber seinen Widerstand auf den Wunsch des so tief gekränkten M'Clellan auf.

Unter diesen wichtigen Ereignissen vergingen Sommer und Herbst, und Salm war noch immer in Washington. Mehrere Offiziere von Blenker's Stab waren bereits ausgemustert worden, und eines Tages wurde uns durch einen wohlunterrichteten Freund mitgetheilt, daß die Entlassung des Prinzen bereits von Stanton beschlossen sei, und derselbe jeden Augenblick die offizielle Notiz erwarten könne.

Unter diesen Umständen galt es promptes Handeln. Der einzige Schritt, der ihn retten konnte, war, sich ein Obersten-Patent von irgend einem Gouverneur zu verschaffen, ehe diese offizielle Notiz kam, und zu diesem Ende reisten wir augenblicklich nach New-York und Albany ab.

III.

Während der Abwesenheit Salm's in Nord-Virginien hatte ich mich in Washington aufgehalten, wohin meine Schwester gezogen war, deren Mann im Kriegsministerium zu thun hatte. Mit Salm, der unterdessen ein wenig englisch gelernt hatte, unterhielt ich die lebhafteste Korrespondenz; wir schrieben uns in der That täglich, allein wegen der Unsicherheit der Landstraße und daraus folgenden häufigen Unterbrechungen der Postverbindung blieben wir oft lange ohne Nachricht von einander. Einmal erhielt ich sechzehn seiner Briefe zu gleicher Zeit.

Es heißt, daß Damen in den Vereinigten Staaten großen Einfluß haben, und ich glaube, es ist so. Es scheint mir indessen, daß es mehr oder weniger überall der Fall ist, denn überall stehen Männer an der Spitze der Geschäfte, und überall ist das starke Geschlecht schwach.

Ich könnte wohl manches über diesen Einfluß der Damen sagen, und über die Art, Mittel und Wege, durch welche derselbe gewonnen, erhalten, und wie er angewendet

wird; allein zu welchem Zweck sollte ich das thun? — Die Damen wissen es, und wenn die Männer es nicht wissen, so mögen sie sich mit der oft angeführten Wahrheit trösten: „ignorance is bliss“ — Unwissenheit ist ein Segen.

Einer der Gründe, weßhalb der Einfluß der Damen in Amerika vielleicht größer ist, als in anderen Ländern, mag sein, daß dieselben dort sehr hübsch und gescheidt sind und es besser verstehen, ihre Herzen zu kontroliren, als es anderswo der Fall sein soll. Das Herz kühl zu halten, ist, glaube ich, der Schlüssel zum Geheimniß der amerikanischen Damen.

Diese haben indessen einen Vortheil über ihre Schwestern anderer Nationen, der von der allergrößten Wichtigkeit ist, und den Nachtheil überwiegt, der für sie vielleicht darin liegt, daß amerikanische Männer nicht ganz so närrisch sind, wie man es von Franzosen und anderen europäischen Völkern behauptet. Sie sind in Bezug auf Damen nicht nur außerordentlich großmüthig, sondern auch sehr diskret, und selbst wenn mit ihnen gespielt und sie auf die grausamste Weise hintergangen worden sind, rächen sie sich niemals durch Bloßstellung ihrer schönen und vielleicht unvorsichtigen Feindinnen. Ein amerikanischer Gentleman — ich spreche natürlich nur von Gentlemen — würde unter keinen Umständen die Geheimnisse einer

Dame verrathen, und wer gegen dieses heilige Gesetz fehlte, würde nicht nur von den Damen moralisch gelyncht werden, sondern auch unter den Gentlemen seine Kaste verlieren.

Ich habe nicht selten Gelegenheit gehabt, über die Kühnheit und Zuversicht zu erstaunen, mit welcher amerikanische Damen diese ritterliche Tugend herausforderten und auf die Probe stellten, und die stoische Haltung der Herren zu bewundern, welche nicht einmal lächelten oder ihr Erstaunen andeuteten, wenn Damen ihnen gegenüber Dinge versicherten und Behauptungen aufstellten, deren Unwahrheit kein Mensch besser kannte als sie selbst.

Jeder kleine Vogel probirt gern seine Schwingen, und wer wird mich tadeln, wenn ich mich versucht fühlte, den Beispielen zu folgen, von denen ich mich umgeben sah. Ich weiß sehr wohl, daß vom moralischen Standpunkt aus alle Koketterie schlecht ist, denn selbst die allerunschuldigste, besonders wenn sie von verheiratheten Damen angewandt wird, ist ein Spielen mit der vollkommen bewußten unmoralischen Endhoffnung aller Männer, gegen welche solche Künste ausgeübt werden; — allein es ist so allgemein gethan, daß es jeder Frau ganz natürlich vorkommt, die ein erträglich hübsches Gesicht und einigen Verstand hat.

Ich sah bald, daß wir ohne die Hülfe einflußreicher Freunde in Amerika nicht vorwärts kommen konnten, und

während mein Mann seine Schuldigkeit im Felde that, gab ich mir Mühe, die gute Meinung und das Interesse von Leuten zu gewinnen, von denen ich glaubte, daß sie ihm nützlich sein könnten. Nirgends bot sich für diesen Zweck eine bessere Gelegenheit als in Washington, wo der Kongreß seine Sitzungen hielt und alle Minister residirten.

Der Kongreß und besonders der Senat war die Gnadenquelle, und wer in dieser erlauchten Versammlung Freunde hatte, konnte seines Erfolges gewiß sein. In Folge dessen war Washington mit Leuten überfüllt, welche irgend eine Gunst von der Regierung erwarteten, und unter ihnen war das schöne Geschlecht sehr zahlreich vertreten. Es gab in der That Politiker unter den Damen, weibliche Lobbyisten, welche ein Geschäft daraus machten, den Einfluß, den sie durch ihre Koketterie gewonnen, nicht nur zum Besten ihrer Männer oder Freunde, sondern selbst für Fremde und für Geld zu benutzen! Diese Damen waren natürlich weder alt noch häßlich noch sehr spröde und nicht besonders geachtet; allein da die Gesellschaft in jener Zeit mehr auf Gewinn als auf Tugend sah, so wurden diese Damen nicht viel von der geringen Achtung gewahr, in welcher sie in anderen Theilen der Republik standen. Washington stand damals in dem Ruf der schlechtesten und sittenlosesten Stadt, und Damen,

welche es nicht möglich machen konnten, sie zu besuchen, schauderten über ihre Verderbtheit, während es der höchste Wunsch aller Uebrigen war, besonders der hübschen, eine Saison in diesem abscheulichen Orte zuzubringen.

Unter den Freunden, die ich in Washington gewann, befand sich ein Senator des Staates New-York, Herr Harris, der zu jener Zeit seine Frau und Töchter bei sich hatte. Er war ein ganz vortrefflicher Mann, und großer Freund der Deutschen, denen er häufig beistand. Eine seiner Töchter war sogar mit einem sehr hübschen, liebenswürdigen deutschen Offizier verlobt gewesen, der, glaub' ich, von François hieß, jedoch am Lagerfieber oder einer ähnlichen Krankheit starb.

Senator Harris war ein großer, etwas schwerfällig erscheinender Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, mit einem ernsten, aber sehr gütigen Gesicht, dessen Ausdruck noch durch die Art gemildert wurde, wie er sein ziemlich langes Haar trug, ungefähr à la Franklin. Wie viele amerikanische bedeutende Männer, war auch er aus geringem Stande emporgestiegen. Lincoln hatte in seiner Jugend sein Brod durch seiner Hände Arbeit verdient; Präsident Johnson war ein Schneider, Senator Wilson von Massachussets — der gegenwärtige Vize-Präsident — ein Schuhmacher, und Senator Harris einst ein Druckerjunge gewesen.

Als ich hörte, daß Salm's Entlassung bereits von Stanton beschlossen sei, leuchtete uns Beiden die Nothwendigkeit ein, schnell zu handeln. Nachdem wir mit unseren Freunden berathen hatten, beschlossen wir, sogleich nach Albany, dem Regierungssitze des Staates New=York, abzureisen, wo wir hofften, daß Senator Harris, der gerade dort war, mir bei dem Gouverneur eine Audienz verschaffen würde; denn da Salm nicht Englisch genug reden konnte, es selbst zu thun, sollte ich ihn zu bewegen suchen, meinem Manne das Kommando eines vakanten Regiments zu geben.

Als wir in Albany ankamen, ging ich allein zu Harris, denn wir hielten es für gut, daß die Anwesenheit des Prinzen nicht bekannt wurde, und er blieb daher in seinem Zimmer im Hotel.

Nachdem ich dem guten alten Herrn Harris mitgetheilt, zu welchem Zweck ich gekommen sei und was ich von ihm wünsche, schüttelte er den Kopf, sprach die Befürchtung aus, daß es mir wenig nützen werde, denn Gouverneur Morgan sei ein Mann, der sich nicht beeinflussen lasse, und auf den selbst die Bitten einer Dame keinen Eindruck machen würden. Das war freilich nicht ermuthigend, allein es war mir zu viel daran gelegen, zu helfen, als daß ich die Hoffnung hätte aufgeben sollen, und so bat ich den Senator, mich wenig=

stens zu Sr. Excellenz hinzubegleiten, wozu er gern bereit war.

Du lieber Himmel, wie mir auf diesem Wege das Herz schlug! Ein Rekrut kann sich vor seiner ersten Schlacht nicht beklommener fühlen. Ich hatte meine Sporen zu gewinnen, und noch dazu gegen einen Mann, der in dem Ruf stand, ein Weiberfeind zu sein. Es wundert mich nur, wie er mit solchem Ruf jemals erwählt werden konnte.

Herr Harris hatte sogar daran gezweifelt, daß Morgan mich überhaupt annehmen würde, und ich erwartete mit großer Spannung die Rückkehr des Adjutanten, der uns dem gefürchteten Mann anmeldete. Die Titel Senator und Prinzessin verfehlten indessen nicht ihren Eindruck, und wir wurden angenommen. Ich will hier beiläufig erwähnen, was auswärts wenig bekannt ist, daß ein Senator der Vereinigten Staaten den Rang vor jedem Gouverneur oder Minister hat, und in gleichem Range mit dem Präsidenten steht, daher eine sehr bedeutende und angesehene Person ist.

Gouverneur Morgan war ein großer, kräftig gebauter Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, mit grau gemischtem Haar und einem schönen, aber strengen Gesicht. Als ich ihn ansah, fiel mir das Herz in die Schuhe, denn in dem ruhigen, ernsten Auge sah ich wenig Hoffnung.

Mit unsicherer Stimme fing ich an, das Anliegen meines Mannes vorzutragen. Ich sprach von seinem lebhaften Wunsch, der Sache der Republik zu dienen, und schilderte seine Verzweiflung darüber, daß er unthätig bleiben müsse, während seine Kameraden Ehre im Felde erwarben; ich lobte seine militärischen Fähigkeiten, und führte die Beweise an, welche er davon gegeben hatte. Ich wurde wärmer und wärmer. Ich redete mehr als eine Viertelstunde, ohne daß mir der Gouverneur mit einem einzigen Worte zu Hülfe gekommen wäre. Liebe machte mich beredt, und ich bemerkte mit zitternder Hoffnung, wie sein ernstes Auge milder wurde, und über sein edles Gesicht ein Ausdruck wie ein Strahl der Morgensonne über Schneeberge glitt, während der alte gutherzige Harris in seiner Sophaecke sich ganz gemüthlich die Thränen trocknete.

Endlich sprach der Gouverneur. Er sagte, er wisse nicht, ob irgend welche Regimenter vakant seien, und hieß seinen Sekretär, einen Obersten, nachzusehen. Es waren mehrere Regimenter frei, allein meistens amerikanische. Da nun mein Mann noch nicht Englisch genug sprach, so drückte ich den Wunsch aus, ihn wo möglich an die Spitze eines deutschen Regimentes zu stellen. Ja, eins war frei, das achte new-yorker, Blenker's altes Regiment. Die Stelle des fortgejagten Oberst Wutschel war noch

nicht besetzt, und das Regiment wurde einstweilen von seinem Oberstlieutenant befehligt.

Ich sah, daß ich die Schlacht gewonnen hatte, und die Freude machte mich sehr lebhaft und übermüthig, und als es mir schien, daß der Gouverneur noch schwankte, erklärte ich ihm, daß ich ohne einen günstigen Bescheid nicht von der Stelle gehen würde; und als er mit einem Lächeln über meinen Eifer nachgab, der ihm zu gefallen und zu amüsiren schien, und dem Obersten befahl, das Weitere anzuordnen, bat ich ihn dringend, das Patent augenblicklich ausfertigen zu lassen und zu unterzeichnen, so daß ich es sogleich mitnehmen könne. Es war das ein wichtiger Punkt, denn wenn unterdessen die Ausmusterung meines Mannes öffentlich bekannt gemacht wurde, so hätte es leicht geschehen können, daß er trotz Allem die Stelle nicht erhielt. Mein Bitten half; der Gouverneur befahl, das Patent sogleich auszufertigen, was wenig Zeit erforderte, und als er die Feder weglegte, mit welcher er es unterzeichnet hatte, fiel mir eine schwere Last vom Herzen. Ich dankte ihm mit den wärmsten Worten, die mir das freudige Gefühl des Augenblicks eingab, worauf er freundlich erwiederte, daß ich meine Dankbarkeit am besten dadurch beweisen könne, daß ich meinem Gatten stets so liebevoll und treu bleiben möge, wie ich es gegenwärtig sei. — Als ich das Regierungsgebäude verließ, war ich

vor Glück so außer mir, daß ich kaum wußte, ob ich auf den Füßen oder auf dem Kopfe ging.

Senator Harris gratulirte mir mit verwundertem Kopfschütteln und sagte, er würde es nie für möglich gehalten haben, daß irgend eine Dame auf Gouverneur Morgan einen Einfluß ausüben könnte.

Als ich in das Zimmer trat, wo Salm in großer Spannung meine Rückkehr erwartete, zwang ich mein Gesicht zu einem gleichgültigen Ausdruck, und mit betrübter Miene sagte er, er sehe, daß ich, wie er gefürchtet, keinen Erfolg gehabt hätte. Länger konnte ich mich nicht halten, und mein kostbares Dokument unter meiner Mantille hervorziehend und ihm reichend, rief ich: „Da, lieber Felix, ist Dein Patent als Oberst des achten Regiments!“ Er konnte gar nicht daran glauben; als er aber das Papier entfaltete und las, war es, als ob der Alp von seiner Brust genommen würde, und mir in die Arme stürzend vergossen wir Beide Freudenthränen.

Wir reisten sogleich von Albany ab, denn Salm hatte noch einige Vorbereitungen zu machen, ehe er zu seinem noch in Nord-Virginien stehenden Regiment abging. Dasselbe gehörte zu der nun von Oberst von Gilsa befehligten Brigade, weil Brigadegeneral Stahel unterdessen zum Generalmajor avancirt war, und die Division befehligte.

Dieses schnelle Avancement setzte alle Welt in Er-

staunen, denn wenn Stahel auch ein trefflicher Mann war, den Jedermann gern mochte, so hatte er sich doch noch nirgends besonders ausgezeichnet. Seine Beförderung war in Wahrheit eine auffallende Illustration zu dem Einfluß der Damen in den Vereinigten Staaten. Ich erwähnte schon früher, daß General Stahel ein großer Freund von Fräulein Käthchen Chase war. Ich bin leider niemals mit dieser Dame bekannt geworden, die bald darauf den sehr reichen Senator Sprague von Rhode-Island heirathete; allein ich hörte niemals etwas Anderes als ihr Lob, und Alle stimmten darin überein, daß sie die liebenswürdigste und gebildetste Dame in den Vereinigten Staaten sei. Sie war von Cincinnati, wo sie viele Deutsche gesehen und liebgewonnen, und sie stets nicht nur mit Freundlichkeit, sondern selbst mit einiger Parteilichkeit behandelt hatte.

Obwohl Stahel für einen Ungarn galt, so war er doch ganz und gar Deutscher, und redete die Sprache, als sei er in Deutschland geboren. Fräulein Chase hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ihr Freund Generalmajor werden solle, welches der höchste erreichbare Rang in der Armee ist, die nur einen Generallieutenant zuläßt. Der Präsident ist nach der Verfassung Oberbefehlshaber sowohl der Armee als der Flotte, und der einzige volle General, obwohl er niemals Uniform trägt

Der Kriegsminister, der die Fremden nicht leiden

konnte, wollte nicht mit den Augen von Fräulein Chase sehen, obwohl er keine besondere Abneigung gegen Stahel hatte, der es mit Niemand verdarb, und den sein Schweigen unbeschädigt durch alle streitenden und zankenden Parteien lenkte. Miß Chase konnte nun freilich ihren Günstling nicht zum Generalmajor ernennen, allein wenn sie wollte, es verhindern, daß irgend ein Anderer vom Senat bestätigt wurde, in welchem sie Einfluß genug hatte, die Majorität auf ihre Seite zu bringen. Sie gab zu verstehen, daß sie von dieser Macht Gebrauch machen würde, als General Schurz zum Generalmajor vorgeschlagen wurde, und es blieb nichts Anderes übrig als ein Kompromiß: Karl Schurz sollte im Senat keinen Widerstand finden, wenn Stahel vor ihm zum Generalmajor ernannt wurde; — und so geschah es.

Gegen Ende Oktober brach Salm nach Virginien auf, um das Kommando seines Regiments zu übernehmen, welches Anfang November 1862 in der äußersten Vorpostenlinie stand. Da er Schwierigkeiten mit den Offizieren des Regiments fürchtete, so bat er unsern Freund Oberst Corvin, ihm in dem Versuch beizustehen, ein freundliches Verhältniß herzustellen. Corvin war dazu gern bereit, und es wurde beschlossen, daß ich unter seiner Eskorte meinem Manne einen Besuch in seinem Lager abstatten sollte.

Sonntag, den 9. November 1862, brachen wir zu Pferde von Washington auf. Es war ein ziemlich kalter und unangenehmer Morgen, als der Oberst und ich über die lange Potomacbrücke ritten, über welche immer ein schneidender Wind fegte. Ein scharfer Trab brachte uns jedoch bald nach Arlington, wo General Heintzelmann sein Hauptquartier hatte. Mit den nöthigen Passirscheinen von ihm versehen, ritten wir nach Hunters Chapel und hielten bei meiner früheren Wirthin an, denn ich wollte, daß ihr Sohn Warren Peckins uns begleiten sollte. Er war von unseren Truppen als Kundschafter gebraucht worden, und da er ein Virginier war, so setzte ich voraus, daß er den Weg besser kennen würde als der Oberst.

Trotz des unfreundlichen Wetters war ich in der allerbesten Laune, wie ich es stets bin, wenn ich zu Pferde sitze, und dann freute ich mich darauf, meinen Mann, wenn auch nach nur kurzer Trennung, in seinem neuen Berufskreise zu sehen. Ich ritt einen schönen Rappen, den Salm von Graf Ingelheim gekauft hatte, ein feuriges Thier, welches so ziemlich alle Offiziere der deutschen Division abgesetzt hatte, die sich auf seinen Rücken gewagt, sich gegen mich aber freundlicher betrug. Der Oberst war ebenso gut beritten auf seinem prächtigen und kräftigen Grauschimmel, und Perkins, der, wie alle Virginier, ein guter Pferdekenner war, ritt einen sehr tüchtigen Pony.

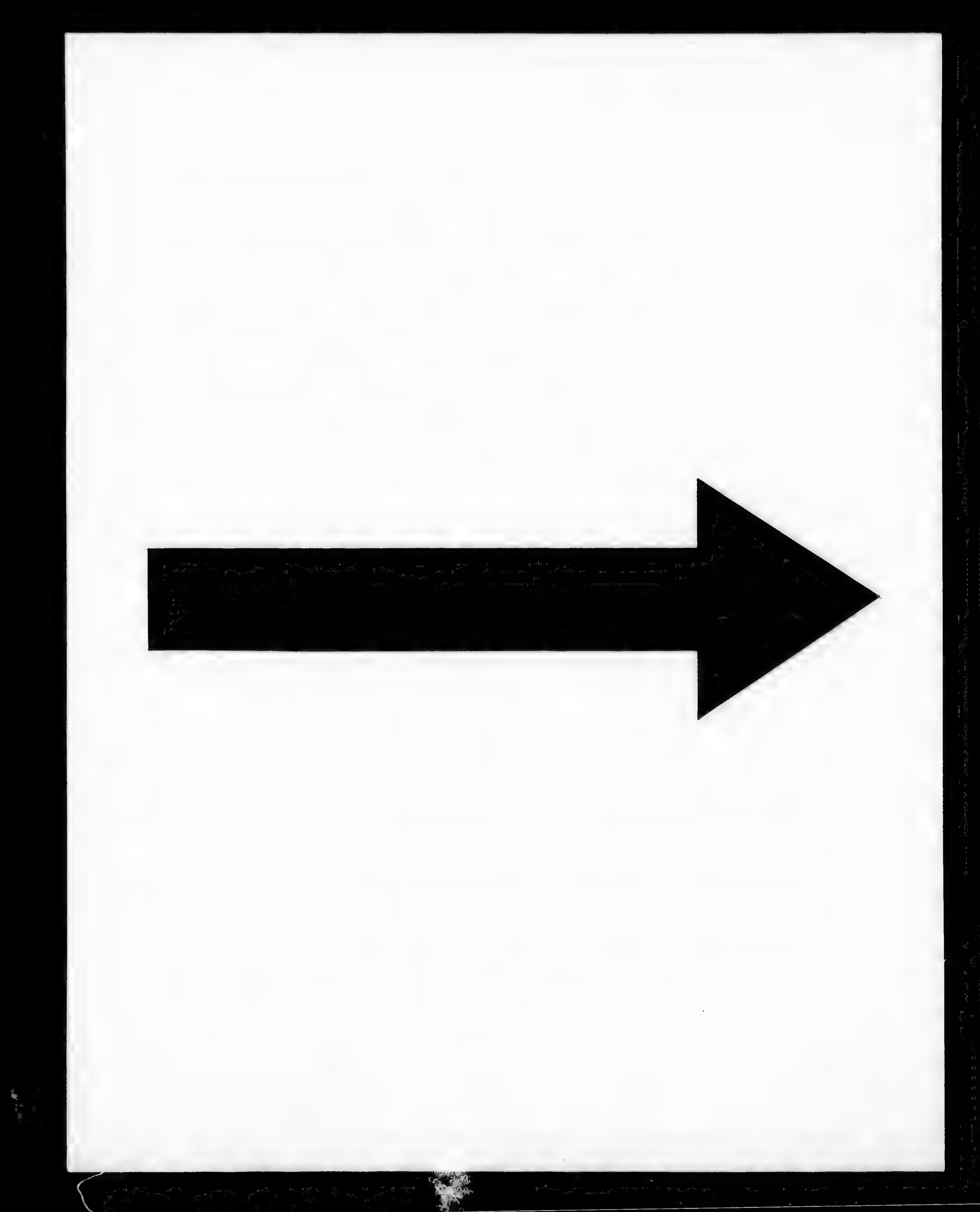
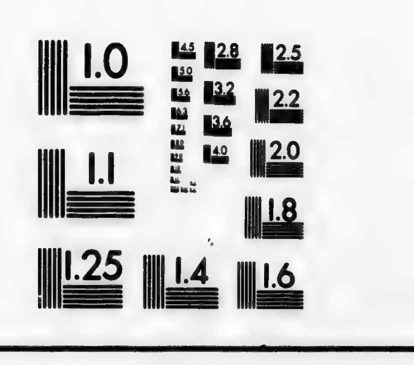


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)





Der abenteuerliche Ritt amüsirte Corvin; derselbe erinnerte ihn, sagte er, an Ariost's rasenden Roland, in welchem es ja etwas ganz Gewöhnliches sei, daß irrende Ritter allein mit irrenden Prinzessinnen durch Einöden ritten.

Der grausame Krieg hatte das schöne Virginien wirklich in eine Einöde verwandelt. Meilenweit begegnete man keinem lebenden Wesen, Geier ausgenommen, weder auf der Landstraße noch auf dem Felde. Ueberall sah man nur niedergebrannte oder verfallene, von ihren Bewohnern verlassene Häuser. Wir trafen nicht einmal auf ein einzelnes Huhn oder ein Schwein; die Soldaten hatten sie alle verzehrt.

In der Nähe von Fairfax-Courthouse fanden wir indessen an der Landstraße ein Wirthshaus, wo wir einen kleinen Halt machten, um unsere Pferde zu füttern. Wir kamen bald nach Centreville, einem elenden kleinen Ort, in welchem die meisten Häuser zerstört waren. Wir sahen dort einige von den Konföderirten gebaute Schanzen, und in den Schießscharten der einen sah man noch die „Quäkerkanonen", welche für einige Zeit unsere Generäle angeführt hatten. Sie waren nichts weiter als runde Baumstämme, die man wie Kanonenrohre in die Scharten gelegt, und an deren Ende man mit schwarzer Farbe eine runde Scheibe gemalt hatte, welche die Mündung vor-

stellte. Von einiger Entfernung gesehen erfüllte die Vorrichtung vollkommen ihren Zweck.

Der Oberst zeigte mir das Haus eines Secessionisten, in welchem er unmittelbar nach dem Aufbruch der feindlichen Armee die Nacht zugebracht hatte. Er kehrte spät am Abend und todmüde von dem übereilt verlassenen Rebellenlager jenseits des Bullrun nach Centreville zurück und war froh, in jenem Hause zugleich mit einem Geistlichen Aufnahme zu finden. Nach dem Abendessen ließ sich die Frau vom Hause am Kamin nieder und steckte ihre Pfeife an, auf deren Ende der Geistliche mit Ungeduld zu warten schien. Kaum klopfte die Dame die Asche aus, so fragte er, ob die Anwesenden etwas dagegen hätten, wenn er den Abendgottesdienst halte, und als Niemand einen Einwand erhob, so stimmte er zu des Obersten großem Erstaunen ein ihm seit Jahren bekanntes Studententrinklied an; es war jedoch ein geistliches Lied, welches man, wie dieß in Amerika sehr häufig geschieht, der ersten besten Melodie angepaßt hatte. Kaum war der letzte Ton verhallt, so kniete Jeder vor seinem Stuhl nieder; der Oberst folgte dem Beispiel und fiel, da er todmüde war, ziemlich schwer auf seine Kniee, sprang aber sogleich mit außerordentlicher Schnelligkeit in die Höhe und mit einem Ausruf, glücklicherweise in deutscher Sprache. Die Anwesenden glaubten, er sei „vom Geist

ergriffen"; das war es jedoch nicht, was ihn bewegte, er hatte sich vielmehr mit großem Aplomb in seine langen, scharfen Sporen gesetzt. — Wie der Grauschimmel innerlich gelacht haben muß, als der Oberst mir diesen Vorfall erzählte!

Wir ritten die Kreuz und Quer über das alte Schlachtfeld von Bullrun, welches nicht weit von unserem Wege lag. Ueberall sah man noch Spuren der Schlacht, das heißt: Fragmente von Geschützen, verrostete und zerbrochene Gewehre und hier und da aus der Erde hervorragend einen Fuß oder Arm, rein genagt von den Geiern, die schwerfällig und mit Widerstreben bei unserer Annäherung ihr ekelhaftes Mahl verließen.

Warren brachte uns gegen Mittag auf eine Farm, wo er bekannt war, und wo wir für uns und unsere Pferde eine bessere Mahlzeit fanden, als wir hoffen durften, nach welcher wir gestärkt weiter trabten. Nach Sonnenuntergang fing es an, empfindlich kalt zu werden, und als der Oberst mich zittern sah, — ich hatte nur mein Reitkleid an — wickelte er mich, meine Unvorsichtigkeit scheltend, in seinen eigenen Havelock.

Es wurde finster, und noch immer schien das Ziel unserer Reise weit entfernt. Wir verirrten uns mehr als einmal, und es war schon spät am Abend, als wir endlich nach einem Ritt von über sechzig englischen Meilen

Gainsville erreichten, wo wir das achte Regiment zu finden hofften.

Gainsville sah nichts weniger als einladend aus. Wir hielten vor General Sigel's Hauptquartier, und Corvin stieg ab, um Erkundigungen über den Lagerplatz des achten Regiments einzuziehen. Nach einer sehr langweiligen Viertelstunde kehrte er in sehr schlechter Laune zurück. Sigel war, wie Blenker, in der Revolution von 1848 und 1849 sein Kamerad in Baden gewesen, und er war daher unangenehm von der Art berührt, wie ihn Sigel aufnahm. Als derselbe hörte, daß ich vor dem Hause halte, theilte er dem Obersten mit, daß Salm mit seinem Regiment an demselben Morgen nach Aldy vorgerückt sei, und gab Befehl, uns mit dem nöthigen Passe zu versehen. Der Offizier im Bureau, zu welchem der Oberst geschickt wurde, sagte zu einem Anderen: „Da geben Sie dem jungen Mann einen Paß nach Aldy," worauf Corvin erstaunt und ärgerlich brummte: „Junger Mann! — Sie könnten mein Sohn sein." — Von mir nahm Sigel, den ich damals noch nicht persönlich kannte, nicht die geringste Notiz, noch that es irgend ein Offizier seines Stabes, und der Oberst war darüber so böse, wie ich ihn selten gesehen habe.

In der Nacht nach Aldy zu reiten, daran war nicht zu denken, denn erstlich wußten wir den Weg nicht, und

zweitens waren wir und unsere Pferde todmüde, wir mußten uns entschließen, in dem ungastlichen Gainsville zu bleiben, welches vollgepfropft mit Truppen war. „Nun, Prinzessin," sagte Corvin, „Sie werden wohl hinter irgend einer Hecke in meinen Mantel gewickelt bivouakiren müssen, und Warren und ich wollen Wache bei Ihnen halten; das sind die Folgen Ihrer romantischen Einfälle."

Solch ein Vorschlag gefiel mir durchaus nicht, und als ich nicht weit von uns ein großes Gebäude mit vielen hell erleuchteten Fenstern sah, beschlossen wir, dort zu versuchen, ein Unterkommen zu finden. Wir traten in ein großes Zimmer, in welchem wir die Damen des Hauses fanden, die nicht eben mit freundlichen Augen diesen Zuwachs zu der Menge von unwillkommenen Gästen betrachteten, welche sie bereits hatten. Während Corvin und Warren für die Pferde sorgten, gelang es mir indessen, die Damen für mich zu gewinnen, und es fand sich für mich ein Zimmer mit gutem Bett im ersten Stock, während der Oberst sein Bett mit Warren in einem anderen Zimmer theilen mußte.

Wir brachen am andern Morgen bei Zeiten nach Hopersville-Gap auf, wo General Stahel sein Hauptquartier hatte. Auf unserem Wege kamen wir bei dem Städtchen Haymarket vorüber, welches durch den Reichsgrafen niedergebrannt worden war, wie ich früher erzählte.

Es war ein trauriger Anblick. Nicht ein einziges Haus war gerettet worden, und nicht ein einziges lebendes Wesen war in der Nähe der Ruinen zu entdecken. Es schmerzte mich ganz besonders, daß gerade ein deutscher Edelmann den Ruf seiner Nation durch solch' barbarische Handlung beschmutzt hatte.

Es war noch früh, als wir General Stahel's Hauptquartier erreichten, welches sehr hübsch in einem ungewöhnlich stattlichen Farmhaus lag. Ueberhaupt sah die ganze Gegend ringsum nicht so wüst und öde aus, als andere Theile von Virginien: ein Zeichen, daß die Truppen der Union noch nicht häufig dort gewesen waren. Stahel empfing uns sehr freundlich, und wir nahmen mit Vergnügen seine Einladung zum Lunch an, während Warren die Pferde beschlagen ließ. Der Oberst hatte erklärt, daß er sonst keinen Schritt weiter reiten wolle, denn er konnte es nicht vergessen, daß ich ihn Tags zuvor ausgelacht hatte, als er beim Sprung über einen ziemlich breiten Bach in unserem Wege zu kurz kam und beinahe ein Bad erhielt, welches Mißgeschick er einem lockeren Eisen am Vorderfuß seines Grauschimmels zuschrieb.

General Stahel war damit beschäftigt, verschiedene Personen und besonders eine Dame zu examiniren, welche in dem Verdacht standen, Spione zu sein, und es auch ohne Zweifel waren. Jedermann in diesem Theile von

Virginien war Sezessionist; Stuart's und White's Kavallerie durchstreifte die Gegend, und die Leute fanden Hülfe und Unterkunft in jedem Hause, was die Lage der Unionstruppen sehr gefährlich machte, besonders für kleine Abtheilungen und Nachzügler.

Salm's Regiment bildete den äußersten Posten und stand bei Aldy, einem Städtchen oder Dorf, etwa sechs Meilen von Stahel's Hauptquartier. Ich kann nicht begreifen, warum uns Stahel keine Eskorte mitgab, besonders da die Meldung eingegangen war, daß irreguläre feindliche Kavallerie in nächster Nähe gesehen worden war. Wir fürchteten uns indessen nicht und hofften bald die Chaussee zu erreichen, auf welcher wir weniger Gefahr liefen, belästigt zu werden.

Ich war in der allerbesten Laune, denn wenn mir von dem gestrigen langen Ritt auch die Glieder etwas wehe thaten, so war doch das Wetter köstlich, und die Hoffnung, Salm in ein oder zwei Stunden zu sehen, machte mich ganz ausgelassen.

Wir kamen bald in einen großen Wald. Nachdem wir eine Weile vorwärts geritten waren, schien es dem Obersten, daß wir nicht auf dem richtigen Wege nach Aldy, sondern im Begriff seien, dem Rebellengeneral Jackson einen Besuch zu machen. Warren gestand, daß er seit zehn Jahren nicht in dieser Gegend gewesen sei,

und den Weg nicht kenne. Der Oberst wurde ernsthaft und sehr aufmerksam, und als wir einen alten Waldweg entlang ritten, deutete er auf Pferdespuren, die ganz frisch und um so beunruhigender waren, als Stahel keine Kavallerie bei sich hatte.

In einiger Entfernung sah ein Haus durch die Büsche hervor, und Warren wurde abgeschickt, Erkundigungen nach dem Wege einzuziehen. Als er herankam, öffnete eine alte Frau das Fenster und beantwortete seine Frage mit der Gegenfrage: „Gehört Ihr zu White's Leuten?“ Er hatte Geistesgegenwart genug, seinen Schreck zu verbergen und die Frage zu bejahen. Er kehrte zu uns mit einem sehr langen Gesicht zurück, denn es war, wie der Oberst vermuthet hatte, wir ritten geradeswegs in den Feind hinein. Ein kleines Mädchen, welchem wir begegneten, sagte, daß White's Reiter nur ein paar hundert Schritte davon im Walde hielten. Warren wurde ganz blaß und rief aus: „O, sie kennen mich sehr gut, und wenn sie mich fangen, hängen sie mich auf der Stelle.“

Ich war, wie gesagt, an jenem Morgen sehr ausgelassen und unvernünftig. Je ungeduldiger der Oberst wurde, und je ärgerlicher er mich still zu sein hieß, desto lauter lachte und sang ich, um ihn zu necken. Er spannte seinen Revolver und ritt eine Strecke voraus, zu rekog-

nosziren, denn wurden wir entdeckt, so konnte nur die Schnelligkeit unserer Pferde uns retten. Da mein Rappe den Grauschimmel vorwärts gehen sah, fing er an zu tanzen in einer Weise, die für meine durchschüttelten Glieder unbequem war, und ich schrie mit aller Macht: „Corvin!“, so daß man es eine Meile weit hören konnte, worüber er ganz ärgerlich wurde, während ich ihn wegen seiner Furcht auslachte.

Wir hielten uns rechts, wie die alte Rebellenfrau angegeben hatte, und waren herzlich froh, als wir die Chaussee erreichten und nach einem scharfen Trab die Zelte unseres Lagers sahen.

Das achte Regiment lagerte auf einer Wiese rechts von der Chaussee, ganz dicht vor dem kleinen Orte Aldy. Salm's Zelt war nur einige Schritte von der Straße, einem Hause gegenüber, in welchem er ein Zimmer für mich genommen hatte.

Die Soldaten hatten Salm gern, weil er sie freundlich behandelte und gut für sie sorgte; allein mit dem Offizierkorps hatte er, wie er befürchtete, allerlei Schwierigkeiten, denn es gab darin eine Partei, die ihm durchaus feindlich war.

Seit Oberst Wutschel in Untersuchung war, führte Oberstlieutenant Hedtrich das achte Regiment. Er war ein braver, obwohl nicht eben gebildeter Offizier, und

unterschied sich nicht viel von der Klasse von Deutschen, die man in den Bierhäusern von Hoboken oder in der Bowery herumbummeln sieht. Spielen und Trinken waren seine Lieblingsvergnügungen, und er ließ sein sehr gemischtes Offizierkorps treiben was es wollte. Er war daher bei demselben sehr beliebt und man hoffte, daß er zum Obersten avanciren und das Regiment erhalten würde. Als die Nachricht von Salm's Ernennung bekannt wurde, erregte es einen Sturm, und sämmtliche Offiziere reichten bei Gouverneur Morgan einen Protest ein, der lebhaft von Oberst Gilsa und den Generalen Stahel und Sigel unterstützt wurde. Herr Morgan hatte indessen sehr gute und triftige Gründe, diesen Protest unbeachtet zu lassen, denn Oberstlieutenant Hedtrich war, trotz aller Bravheit im Feld, nicht geeignet, an der Spitze eines Regiments zu stehen, denn er hatte sich durch seine Gewohnheiten bereits zum Spott der Soldaten gemacht. Es kam gar nicht selten vor, daß dieselben ihren Obersten mehr oder weniger betrunken durch die Zeltgassen stolpern sahen, und daß die Soldaten hinter ihm her einander lachend zuriefen: „Er hat, er hat!"

Die schlechtern unter den Offizieren wünschten Hedtrich's Ernennung, weil sie eben von seinem Schlage waren; allein auch die bessere Klasse derselben war gegen Salm eingenommen, weil er — ein Prinz war. An

der Spitze dieser Partei stand „Papa Struve", der eine Kompagnie befehligte, der älteste Kapitän war und — vielleicht Major zu werden hoffte. Als es fest stand, daß der Protest des Offizierkorps keinen Erfolg bei Morgan hatte, und Salm wirklich das Kommando übernahm, kam Struve um seinen Abschied ein, und als ihm derselbe abgeschlagen wurde, bestand er um so mehr darauf. Dieß war eine der ersten Neuigkeiten, mit denen uns Salm empfing, und er bat Corvin, mit dem Alten zu reden und ihn zu bewegen, sein Gesuch zurückzuziehen, denn Struve war ein braver und unter den Deutschen sehr einflußreicher Mann, den Salm schon deßhalb persönlich gern mochte, weil er stets zu Blenker gehalten hatte.

Der Oberst besuchte also am nächsten Morgen Struve in seinem Zelt und fand ihn damit beschäftigt, sein Gemüsefrühstück zu bereiten. „Was ist denn los, Alter," redete ihn Corvin an, „warum wollen Sie denn Ihren Abschied nehmen?" — Mit einer Hand seine Pfanne haltend und mit der andern eine abwehrende Bewegung machend, rief der alte Demokrat mit großer Emphase und im höchsten Fistelton: „Ich kann unter keinem Prinzen dienen!" — „Ach was, dummes Zeug," antwortete Corvin, „in diesem Lande gibt es keine Prinzen, Ihr Kommandeur ist kein Anderer als Oberst Salm." —

„Ja — Corvin, ich habe Sie auch nie für einen Mann des Prinzips gehalten!“ — „Nun sieh einmal an, Alter! Was haben Sie denn je gethan, was ich nicht gethan hätte?“ — „Ja, aber Sie thaten es ohne Enthusiasmus!“ — „O! — ich that es aber aus Ueberzeugung; lassen Sie den Enthusiasmus den Leuten, Führer müssen kühle Köpfe haben!“ — „Ja — nun, — aber — Sie haben sogar gegen mich geschrieben!“ — „Ich! — das sollte mich doch wundern, wo?“ — „In Ihrem Buch haben Sie mich den leichtsinnigen Struve genannt!“ — „Ach was, das ist nichts!“ — „Nun, ich weiß doch nicht, — es ist mir nicht gleichgültig, in der Geschichte als der leichtsinnige Struve dazustehen.“ — „Ach was, die Geschichte! Die Geschichte wird sich viel um Sie kümmern!“ —

Diese Unterredung brachte uns Corvin ganz warm, halb lachend, halb ärgerlich, zum Frühstück in's Zelt. Struve setzte seinen Willen durch; er erhielt seinen Abschied, weil er Altersschwäche vorschützte, welche übrigens sein Aussehen Lügen strafte.

Oberst von Gilsa, welcher interimistisch die Brigade befehligte und sich daher gern General nennen ließ, war ebenfalls sehr gegen Salm eingenommen und entschlossen, ihm das Leben so sauer als möglich zu machen. Er benutzte jede Gelegenheit, ihn zu kränken, wenn er

durch seine Stellung gedeckt war, und verfuhr dabei in einer Weise, die weder eines Vorgesetzten noch eines Gentlemans würdig war.

In der ersten Nacht nach meiner Ankunft erschien Gilsa vor Salm's Zelt und fragte mit lauter Stimme, wo der Oberst sei? Als ihm gesagt wurde, was er sehr gut wußte, daß Salm in dem gegenüberliegenden Hause sei, welches nicht zwanzig Schritte von dem Zelte lag, tadelte er laut den Obersten wegen des schlechten Beispiels, welches er gebe. Corvin, der in Salm's Zelt schlief, hörte jedes Wort und war ganz empört über diese überlegte und durchaus ungerechtfertigte Beleidigung, denn in keiner Armee der Welt würde man, was Salm that, als ein Vergehen haben ansehen können, da kein Befehl gegeben war, welcher den Offizieren gebot, während der Nacht ihr Zelt nicht zu verlassen.

Am nächsten Morgen wurde Salm durch einen Adjutanten aufgefordert, das für mich gemiethete Zimmer zu räumen, da der Brigadier Gilsa es für den Dienst brauche. Obwohl empört über solche Eigenmächtigkeit, wurden wir doch überredet, uns zu fügen, und ich verschaffte mir sogleich bessere Zimmer in einem andern Hause etwas weiter die Straße hinauf; kaum hatte ich mich jedoch in denselben eingerichtet, als ich abermals die Weisung erhielt, das Quartier zu verlassen, da General Stahel nach Aldy

komme und diese Zimmer haben müsse. Da Stahel in einigen Stunden erwartet wurde, und in demselben Hause weit passendere Zimmer vakant waren, so erklärte ich, daß ich nicht gehen, sondern des Generals Ankunft und Entscheidung abwarten würde. — Das Zimmer, welches ich zuerst bewohnt, und welches Gilsa für den Dienst requirirt hatte, wurde an demselben Morgen von Frau von Gilsa bezogen, die bald nach mir angekommen war!

General Stahel war sehr verdrießlich über diese Ungehörigkeiten, aber er und Corvin thaten alles Mögliche, Salm zu beruhigen, der vor Aerger ganz krank war und Gilsa persönlich zur Rechenschaft ziehen wollte. Ich war jedoch nicht Willens, mich länger den Beleidigungen des rohen Brigadiers auszusetzen und entschloß mich, Salm's geräumiges Zelt mit ihm zu theilen, welches die Soldaten, die Salm und mir viel guten Willen entgegentrugen, nach besten Kräften für meine Aufnahme einrichteten. Sie versahen dasselbe mit einem Bretterfußboden, stellten in die größere Abtheilung einen Ofen und in die kleinere eine aus rohen Brettern gezimmerte Bettstelle, worin mit Stroh und Decken ein erträgliches Lager hergerichtet wurde.

Corvin blieb einige Tage bei uns und theilte das Zelt des Regimentsarztes Dr. Fröhlich, welcher ein sehr

gutmüthiger und braver Mann war, der sich mit einigen der bessern Offiziere sehr bald auf freundlichen Fuß mit Salm stellte. Mir machte dieß neue Zigeunerleben trotz aller Beschwerden viel Spaß. Wir unterhielten uns im Zelt so gut es gehen wollte, oder machten Spazierritte in die Umgegend.

Eines Nachmittags nahm Corvin Abschied von uns, da er anderswo zu thun hatte und einige Tage bei Stahel bleiben wollte, der ihn dringend eingeladen hatte. Er ritt ganz allein weg. Gar nicht weit vom Lager wurde er von drei Marodeuren angehalten, welche Appetit nach seinem Grauschimmel hatten, und einer von ihnen, der den andern weit voraus war, schlug sein Gewehr auf den Obersten an, der seinen Revolver zog, als er gewahr wurde, daß er nicht, wie er meinte, mit einer Patrouille, sondern mit Marodeuren zu thun hatte, wie es deren leider nur zu viele gab. Ehe noch ein Unglück geschah, kam athemlos der zweite der Kerle heran, schlug das Gewehr in die Höhe und bat den Obersten, davon ja nichts Salm zu sagen; sie seien nur auf einer benachbarten Farm gewesen, um eine gute Mahlzeit zu halten. Der Friedensstifter war der Mann, welcher Salm alle Morgen rasirte und glücklicherweise den Obersten persönlich kannte.

Als ich gegen Abend den Schritt eines Pferdes dicht

vor dem Zelte hörte und heraustrat, bewillkommte ich mit Erstaunen und Lachen — Oberst Corvin. Als er abritt, hatte er sich den Wind gemerkt, und mit Hülfe desselben glaubte er Stahel's Hauptquartier finden zu können; allein der Wind drehte sich, und als er im Walde eine reitende Ordonnanz traf und nach dem Hauptquartier des Generals fragte, erwiederte der Soldat, daß er eben daher komme und der Oberst ganz recht sei. Der Mann sagte die Wahrheit; allein er kam von Aldy, ohne zu wissen, daß Stahel's Hauptquartier wieder nach dem alten Ort zurückverlegt war. Nach einem Spazierritt von zehn oder zwölf Meilen erreichte daher Corvin wieder das Lager von einer Seite, die er noch nicht kannte, und war nicht wenig erstaunt, als er bei dem des achten Regiments ankam.

Dieses kleine Unglück war sehr angenehm für mich, denn in derselben Nacht erhielten wir die Nachricht, daß der Feind vorrücke, und früh am Morgen den Befehl, uns nach Chantilly zurückzuziehen, welches zehn oder zwölf Meilen von Aldy entfernt ist.

Den Soldaten that es leid, ihr Lager verlassen zu müssen, denn in dem Glauben, daß sie länger an dem Orte bleiben würden, hatten sie sich ganz behaglich eingerichtet. Die meisten hatten sich mittelst Brettern und Thüren leidliche Hütten gebaut, welchen das Zelt als Dach diente; ja manche dieser Hütten hatten sogar Fenster und

Oefen, die man aus verlassenen Häusern der Umgegend genommen hatte.

Das Abbrechen des Lagers war eine sehr lebhafte und mir ganz neue Szene, die mich höchlich interessirte, trotzdem daß ein feiner Regen den Novembermorgen keineswegs angenehm machte. Unser Zelt mußte endlich auch aufgepackt werden, und während man sich zum Abmarsch vorbereitete, saß ich auf einem Stuhl auf dem bretternen Fußboden wie auf einem Präsentirteller, und dicht daneben brannte ein ungeheures Feuer, genährt von alten Brettern, Möbeln und andern Bequemlichkeiten, welche die Soldaten nicht mitnehmen konnten, aber den Rebellen nicht überlassen wollten.

Salm hatte mit Corvin verabredet, daß dieser mit mir der Brigade voraus nach Chantilly reiten sollte. Der feine Regen hatte sich in einen ganz tüchtigen Landregen verwandelt, und unser scharfer Ritt war keine Vergnügungspartie, besonders für den Obersten nicht, dem ich meine lange rothe Hutfeder anvertraut hatte, welche ich nicht verdorben haben wollte, und die er halb lachend halb brummend unter seinem Regenmantel barg und Sorge tragen mußte nicht zu zerbrechen.

Wir waren bald in Chantilly und erstaunt, dort einen ganz herrlichen Landsitz zu finden mit einem Wohnhaus, welches man in Frankreich oder in Deutschland ein Schloß

nennen würde und prachtvollen Stallgebäuden, die einigermaßen den Namen Chantilly rechtfertigten, welcher von dem Landsitz des Prinzen von Condé nicht weit von Paris geborgt war und welcher wegen seiner palastähnlichen Ställe berühmt ist. Diese große Besitzung gehörte dem berühmten Rebellen Reitergeneral Stuart, der von den königlichen Stuarts abzustammen behauptet; mit welchem Rechte weiß ich nicht.

Die Sklaven waren alle verschwunden mit Ausnahme eines einzigen, der so alt war, daß er es längst aufgegeben hatte, seine Jahre zu zählen, sich aber noch ganz gut des Generals Washington erinnerte. Dieser alte Mann wies uns auf unsere Frage um Unterkunft und Mittagessen nach dem Hause des Aufsehers, welches etwa eine englische Meile von Chantilly auf einer Anhöhe lag.

Der Aufseher war natürlich nicht zu Hause — vermuthlich bei der Rebellen-Armee — aber seine Frau und hübsche, beinahe wie eine Dame aussehende Tochter, obwohl sie etwas befangen waren, empfingen uns freundlich und machten es uns so behaglich, als es die Umstände und das sehr kleine Haus erlaubten. Es war kein Zimmer übrig und ich ließ es mir gern gefallen, das Dachstübchen und das Bett des hübschen Mädchens zu theilen.

Es regnete in Strömen, und als wir durch die Scheiben auf die unbehagliche Szene sahen, wurden wir

durch das Erscheinen eines Offiziers von Gilsa's Stab dicht vor unserem Fenster beunruhigt. Der Oberst ging hinaus, mit ihm zu reden. Der Offizier war noch mehr erschrocken gewesen als ich, indem er mich am Fenster erkannte, — denn er war abgeschickt worden, das kleine Haus für Gilsa in Beschlag zu nehmen. Er war jedoch vernünftig genug, einzusehen, daß das Haus zu klein war, und daß es barbarisch sein würde, drei Frauen in den strömenden Regen zu jagen, um den Herrn Brigadier der Nothwendigkeit zu überheben, vielleicht in einem Zelte kampiren zu müssen.

Nicht fern von unserem Quartier befand sich eine sehr große und prächtige, massiv gebaute Scheune und der Oberst ging hin, um Stallung für unsere und Salm's Pferde zu suchen, denn die Brigade sollte ringsum auf dem Felde ihr Lager aufschlagen. Auf jedem Flügel der Scheune befand sich ein je für sechs Pferde eingerichteter Stall, während in dem Mittelraum noch für fünfzig bis sechzig mehr Platz war. Einen dieser Seitenställe nahm Corvin für des Prinzen Pferde in Beschlag.

Als er einige Zeit darauf wieder nach den Pferden sah, fand er meines Mannes Reitknecht mit Gilsa's Lieblingsdiener in Streit, einem rechten new-yorker Loafer, der mit ungeheurer Frechheit sagte, sein Herr habe ihm befohlen, des Prinzen Pferde und das meinige aus dem

schöpft; die Soldaten sahen sich nach anderem Feuer- und Baumaterial um, und es war wahrhaft wunderbar, mit welcher Schnelligkeit ein sehr großes Framehaus bis unter das Dach von seiner Bretterverkleidung befreit wurde.

Salm's Regiment kam im vollen Regen an und lagerte nicht weit von meinem Quartier. Des Prinzen Zelt wurde eiligst auf dem durchweichten Boden aufgeschlagen, und man legte eine irgendwo aufgefundene Strohmatratze hin, auf welcher der Prinz und Corvin die Nacht zubrachten, bis sie am Morgen in einem Wasserpfuhl erwachten.

Der Oberst war so angeekelt von Gilsa's Brutalität und so ärgerlich über diesen, daß er ernsthaften Streit mit demselben besorgte und zu unserem Bedauern nach Washington zurückkehrte.

Ich empfand die empfangenen Beleidigungen sehr bitter, und zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben beschloß ich an dem Manne Rache zu nehmen, der in so feiger Weise eine Dame beleidigte. Es ist kein Zweifel darüber, daß er eine derbe Züchtigung verdiente, aber trotzdem bedaure ich bis auf den heutigen Tag und schäme mich, daß ich meine Rache ausführte. Als ich später einige kommandirende Generäle und einflußreiche Senatoren sah, erzählte ich ihnen, wie Gilsa sich gegen mich betragen habe, und alle erklärten mit großer Ent-

IV.

Die Armee der Konföderirten in Virginien rückte vor, und es fanden kleine Gefechte in der Nähe von Chantilly statt, wo wir indessen nur kurze Zeit blieben, da unsere Truppen Befehl erhielten, sich nach dem Rappahanok zurückzuziehen. Da man nicht wissen konnte, wie lange dieses Hin- und Hermarschiren dauern würde und dasselbe für mich mit großen Unbequemlichkeiten verbunden war, so hielt es der Prinz für besser, daß ich nach Washington zurückkehrte, bis man irgendwo ein festes Lager oder Winterquartiere beziehen würde; ich reiste daher in Begleitung des Oberst von Amsberg nach Washington ab, wo ich bis auf weitere Nachricht im National Hotel bleiben wollte.

Diese Trennungen von meinem Manne waren nicht ohne Reiz; denn sie gaben mir Zeit und Muße, mein inneres Glück so recht zu genießen. Ich war damals so glücklich, wie ich es seitdem nie wieder gewesen bin. Mein theurer Felix war in einer Stellung, wie er sie

wünschte, und in jeder Hinsicht vollkommen zufrieden, und wir liebten uns auf das Herzlichste. Ich dachte an nichts Anderes als an ihn, und mein größtes Glück war es, mit irgend einer Arbeit für ihn beschäftigt zu sein. Wenn man älter wird, lächelt man über die süßen Tändeleien und Thorheiten, die man in der Frühlingszeit einer aus Liebe geschlossenen jungen Ehe begeht, und sie fehlten in der unsrigen nicht. Als ich mich einer sehr schmerzhaften Zahnoperation zu unterwerfen hatte, und der Arzt mich chloroformiren wollte, duldete ich es nicht; statt dessen stand während der Operation die Photographie meines Mannes vor mir, — und ich fühlte keinen Schmerz.

Als die Potomac-Armee unter General Burnside den Rappahanok erreichte, waren keine Schiffe zur Stelle, um über diesen Fluß zu gehen, und der General hatte acht kostbare Tage zu verlieren, welche die Konföderirten vortrefflich benutzten. Corvin schrieb nach Europa, daß wenn Burnside über den Rappahanok ginge, wir eine zweite Auflage des Rückzuges über die Beresina erleben würden, wenn nicht ein Wunder ein solches Unglück verhüte. Er hatte Recht. Burnside ging über den Fluß; die blutige Schlacht bei Frederiksburg wurde im Dezember 1862 geschlagen, und wäre Burnside nicht klug genug gewesen, eine ganz ungewöhnlich finstere und stürmische Nacht zum Rückzug über den Fluß zu benutzen, so würde

die ganze Armee verloren gewesen sein, denn sie stand zusammengedrängt in einer Ebene, und die in Schußweite entfernten dominirenden Höhen waren von den Konföderirten besetzt.

Salm war nicht in der Schlacht bei Frederiksburg, und nach derselben kampirten das achte Regiment und General Stahel's ganze Division an einem Orte nahe dem Potomacfluß, und Salm schrieb mir, zu ihm zu kommen. Ich fuhr den Fluß hinunter in einem Kanonenboot und von dem Landungsplatz in einer mich erwartenden Ambulanz nach dem Lager. Salm's Regiment lagerte in einem reizenden Tannenwäldchen am Abhang eines Hügels, und nicht weit davon in einem Dorfe hatte General Stahel sein Hauptquartier.

Salm's und mein Geburtsfest fielen auf denselben Tag, den 25. Dezember. Das Wetter an diesem Tage war wahres Frühlingswetter; die Sonne schien hell und warm und die Vögel sangen. Schon früh am Morgen wurden wir durch Musik geweckt, welche der galante Stahel gesandt hatte. Am Anfang des Krieges hatte jedes Regiment sein Musikkorps; allein man fand das im Kriegsministerium überflüssig, wie es auch wirklich der Fall war, und nur jede Division oder Brigade hatte eins.

Die Soldaten hatten uns in der Nacht eine Ueberraschung bereitet. Sie hatten einen kleinen Garten an-

gelegt. Die Beete waren mit grünen Sträuchern bepflanzt und eingefaßt mit Steinen und in der Mitte des Gartens prangte ein ungeheurer — Geburtstagskuchen! — Es war das ein Soldatenwitz und eine Satyre auf unsere Lage. Wir befanden uns nämlich damals in großer Noth. Es war dem Feinde gelungen, mehrere Transporte mit für uns bestimmten Lebensmitteln abzufangen und für eine ganze Weile hatten wir nichts zu essen, als gesalzenes Schweinefleisch und harten Schiffszwieback. Die Soldaten weichten denselben in Wasser auf und brieten ihn dann zusammen mit Schweinefleisch, was ein ganz eßbares Gericht gab. Die Offiziere waren nicht besser daran, denn da die Wege zu jener Jahreszeit über alle Beschreibung schlecht und außerdem durch feindliche Kavallerie unsicher gemacht waren, so durften keine Händler mit Lebensmitteln in das Lager kommen, und die Vorräthe der regelmäßigen Marketender waren längst erschöpft.

Von einem wirklichen Kuchen konnte daher nicht die Rede sein, und das im Garten aufgestellte Kuchenungeheuer war aus — Erde sehr künstlich gemacht und wie ein deutscher Geburtstagskuchen ausgeschmückt. Weißer Sand stellte den Zuckerguß vor und bunte Steine die Früchte. Die Idee war allerliebst und machte uns viel Spaß.

Als die Offiziere kamen, um zu gratuliren, wünschten

wir natürlich ihnen wenigstens einige Erfrischungen vorzusetzen, und Salm hatte mit großer Mühe einige Flaschen schlechten Whisky aufgetrieben, den er mit acht Dollars die Flasche bezahlen mußte, und ebenso Zucker und Zitronen. Wir waren daher im Stande, unsere Gäste mit einem Punsch zu überraschen, welcher außerordentlichen Beifall fand, obgleich er eigentlich ein ganz erbärmliches und dünnes Getränk war. Das beeinträchtigte indessen unsere gute Laune nicht, und wir verbrachten einen sehr vergnügten, glücklichen Tag.

Im Januar 1863 erhielten wir Ordre, nach Aquia Creek zu marschiren, wo man eine Menge Truppen zusammenzog. Der Marsch war sehr unangenehm und beschwerlich, denn die Wege waren, wie gesagt, ganz abscheulich. Die Soldaten sanken beinahe bis an die Kniee in den Schmutz, und Geschütze und Wagen blieben jeden Augenblick stecken und konnten oft durch eine ganze Heerde von Maulthieren oder Pferden nicht herausgezogen werden.

Dieser Zustand der Wege machte für beide Parteien den Krieg für eine Weile ganz unmöglich, und es war vorauszusehen, daß wir lange, wahrscheinlich den Winter über, bei Aquia Creek bleiben würden. Wir richteten uns daher demgemäß ein. Salm verschaffte sich ein großes Hospitalzelt, welches wir sehr geschmackvoll und

selbst prächtig einrichteten und ausschmückten, denn unter den Soldaten des Regimentes befanden sich geschickte Handwerker und Künstler aller Art. Das Zelt wurde dadurch weniger durchsichtig gemacht, daß man es fütterte und mit Behängen von weißem und rothem Wollendamast und vielen Fahnen und Flaggen verzierte. Der Bretterfußboden war mit einem Teppich belegt und in unserem „Salon" befand sich sogar ein prächtiges Sopha, welches die Tapeziere und Zimmerleute sehr geschickt hergestellt hatten. Obwohl die Kissen nur von Stroh gemacht waren, so hatten sie doch elegante Formen und waren mit Wollendamast überzogen. Das von Jedermann viel bewunderte Prachtstück des Salons war indessen ein großer Spiegel mit goldenem Rahmen, den Salm mit großer Mühe in einem benachbarten Dorfe aufgetrieben hatte, da er sich einbildete, daß eine Dame ohne Spiegel nicht glücklich sein könne.

Ich hatte ihn indessen nicht besonders nöthig, denn meine Feldtoilette war so einfach als möglich. Außer einem schwarzen und einem grauen Reitkleide — da wir bei unsern Exkursionen zu Pferde oft naß wurden, war ein Wechsel nöthig — hatte ich nur zwei uniformartige Anzüge von Tuch, wie ich sie während des ganzen Krieges trug, und die aus einem bis auf die Knöchel reichenden Rock und einer enganschließenden Jacke bestanden.

Unser Schlafzimmer war besonders prachtvoll. Die Soldaten hatten eine breite Bettstelle gezimmert und sie mit einer dicken Strohmatratze versehen, über welche eine große Büffelhaut gebreitet war. Eine andere Büffelhaut und einige rothe wollene Decken dienten zum Zudecken. Ueber dem Kopfende war ein mit roth und weißem Damast bedeckter Thronhimmel angebracht, von welchem reiche Vorhänge herabfielen, so daß das Ganze förmlich großartig aussah.

Wir besaßen auch ein Blechservice für sechs Personen nebst ebenso vielen Messern und Gabeln, so daß wir im Stande waren, einen oder zwei Gäste zu empfangen. Ein Ofen fehlte natürlich ebenfalls nicht.

Hinter unserem Leinwandpalast stand ein kleineres Zelt, welches als Küche diente und in welchem mein Negermädchen hauste, die ich zu meiner Bedienung von Washington mitgebracht hatte. In einem Holzschuppen in der Nähe waren unsere Pferde untergebracht.

Hunger und Noth waren nun zu Ende, denn Lebensmittel aller Art wurden in großem Ueberfluß herbeigeschafft. Wir hatten unseren eigenen Proviantmeister, der uns mit allen Delikatessen der Jahreszeit versah, und unser in die Erde gegrabener Feldweinkeller enthielt eine gute Anzahl von Flaschen aller Art.

Als es sicher war, daß wir den Winter über bei

Aquia Creek bleiben sollten, gewann unser Lager sehr bald den Anblick einer kleinen Stadt. General Hooker, welcher General Burnside im Kommando der Potomac-Armee gefolgt war, und von welchem ich sogleich mehr sagen werde, gestattete, daß die Familien der Offiziere und Soldaten nicht allein das Lager besuchten, sondern sich auch für längere Zeit in demselben etablirten. Das ganze Lager war daher bald mit Frauen und Kindern angefüllt. Es gab in der That kaum einen einzigen Offizier, der nicht seine Frau, Mutter, Schwester oder — Cousine bei sich gehabt hätte, und neben den Zelten erhoben sich bald wie Pilze eine Bretterhütte oder Blockhaus nach dem andern. Die Szene um unser Zelt herum war daher eine sehr belebte, und obwohl das Ganze etwas eigenthümlich und wild erschien, so war es doch nicht ohne Reiz. Die Gegend war schön, das Wetter meistens mild und angenehm, und Jeder dachte nur daran, sich selbst und Andere zu amüsiren. Ich fühlte mich dort vollkommen glücklich und erinnere mich mit Entzücken jener schönen Zeit.

Hier in Aquia Creek kam ein Verwandter meines Mannes, Herr von der Gröben, zu uns, der in der Armee des heiligen Vaters gedient und dem Salm eine Hauptmannsstelle in seinem Regiment verschafft hatte. „Der alte Gröben", wie wir ihn nannten, obwohl er nicht

alt war, gewann uns sehr lieb und trug unendlich viel zu unserem Wohlbefinden bei. Er etablirte sich als unser Majordomo, besorgte alle unsere Geschäfte und arrangirte alle Vergnügungspartieen und dergleichen. Er war ein sehr komischer Kauz, der immer und über Alles brummte, obwohl er keineswegs sauertöpfisch war, sondern Spaß machte und Spaß vertrug. Er begleitete uns stets, obwohl es ihn manchen Seufzer kostete, wenn er uns auf unseren Ausflügen folgen mußte, denn er war ein sehr mittelmäßiger Reiter, und gewitzigt durch manchen Fall zog er stets, wenn es irgend anging, ein Boot oder eine Ambulanz dem Sattel vor.

Etwa neun englische Meilen von unserem Lager hatte General Hooker sein Hauptquartier, und wir besuchten ihn häufig in seinem Zelt, welches er jedem Hause vorzog, da er sich in Kalifornien, wo er lange gewesen war, an das Zeltleben gewöhnt hatte.

„Fighting Joe“ (der fechtende Joseph) — das war sein Spitzname in den ganzen Vereinigten Staaten — war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, aber sehr gut erhalten, und galt für einen der schönsten Offiziere der Armee. Er war gegen sechs Fuß groß, sehr gut gebaut, hatte ein schönes, kühnes Gesicht und war im Ganzen von ebenso eleganter als stattlicher Erscheinung, besonders zu Pferde, denn er war ein berühmter Reiter. Er war

in Westpoint erzogen worden und Offizier in der regulären Armee gewesen; als aber das kalifornische Goldfieber grassirte, wurde er ebenfalls davon ergriffen, nahm seinen Abschied und ging nach dem neuen Eldorado, von wo ihn der Krieg nach Hause rief. Er war nicht verheirathet, aber keineswegs ein Damenfeind, obwohl er sich ihretwegen nicht viel Mühe gab und das lieber seinen jüngeren Offizieren überließ.

Unter ihm befehligte General Meagher eine Brigade. Es war dieß ein Irländer von mittlerer Größe mit einem aufgeweckten hibernischen Gesicht. Er galt für einen sehr tüchtigen Offizier und war ein sehr angenehmer Gesellschafter und großer Liebling der Damen.

Uns etwas näher, nur sechs englische Meilen entfernt, war das Hauptquartier des Generalmajors Sickles, der das dritte Armeekorps kommandirte. Er war ein großer, schöner und distinguirt aussehender Mann mit blauen Augen, sehr eleganten Manieren und außerordentlich höflich und galant. Er ist gegenwärtig Gesandter in Spanien, und sein Name sowohl in Europa als in Amerika wohlbekannt. Er war ein großer Politiker und einer der einflußreichsten Generäle. Zeitungsleser werden sich noch seines Scheidungsprozesses erinnern, der so großes Aufsehen machte, weil Sickles, der seinen Nebenbuhler erschossen hatte, freigesprochen wurde.

Da wir weiter nichts zu thun hatten, als uns zu amüsiren und die Zeit auf möglichst angenehme Weise hinzubringen, so verging fast kein Tag ohne irgend einen Ausflug, Vergnügungspartie, Diner oder Ball, und für die Unterhaltung der Soldaten trug man ebenfalls Sorge.

Einige dieser Feste waren außerordentlich glänzend und verschwenderisch, und eines derselben, welches General Sickles gab, ist mir noch besonders lebhaft im Gedächtniß. Die Festhalle war aus einem Dutzend oder mehr großer Lazarethzelte zusammengesetzt, und diese große Leinwandhalle war inwendig und auswendig mit Flaggen, Guirlanden, Blumen und chinesischen Lampen auf das Reichste geschmückt und gewährte einen feenhaften Anblick. Das Souper, an welchem etwa zweihundert Gäste Theil nahmen, sowohl Herren als Damen, hätte in Paris nicht besser servirt sein können, denn der berühmte Delmonico von New-York war selbst gekommen, um die Mahlzeit zu überwachen und anzuordnen, zu welchem Zwecke er alle seine Küchenadjutanten und Batterieen, die besten Materialien und Delikatessen, wie auch alles nöthige Tafelgeschirr und Silberzeug, kurz Alles mitbrachte, was nöthig war, vergessen zu machen, daß das Mahl ein Lagersouper war. Die Weine und sonstigen Getränke harmonirten in Ueppigkeit mit allem Uebrigen, und ich vermuthe, die Rechnung, welche der General zu bezahlen hatte, ebenfalls.

Es ist freilich wahr, daß bei dieser Gelegenheit ein unerhörter Luxus zur Schau getragen wurde, und hätte ein solches Fest in einem deutschen Lager stattgefunden, so würde dasselbe im ganzen Lande einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht haben und die Presse sehr unangenehm geworden sein. In Amerika war das jedoch durchaus anders. Dem Volk gefiel solcher Luxus; man würde im Gegentheil geizige Generale getadelt und ihnen scharf auf die Finger gesehen haben, während diejenigen nicht zu genau kontrolirt wurden, welche das mit voller Hand verschwendeten, was sie sich vielleicht durch ihre Stellung machten. Uebrigens waren viele dieser Herren sehr reich. Die Soldaten mißgönnten den Generalen ihren Luxus auch nicht; sie amüsirten sich bei solchen Festlichkeiten ebenfalls und waren vernünftig genug, einzusehen, daß sie nicht Alle in gleicher Weise daran Theil nehmen konnten. Es würde wahrscheinlich bedeutend anders gewesen sein, wäre die Regierung gegen die Armee knauserig gewesen; aber das war keineswegs der Fall; „Onkel Sam" öffnete seine Geldschränke weit, und die Armee wurde in einer Weise bezahlt und mit Vorräthen versehen, wie dieß in Europa ganz unerhört sein würde. Wenn auch Zufälle, wie sie in solchem Kriege unvermeidlich sind, das Eintreffen von Provisionen hin und wieder für eine kurze Zeit verhinderten, so war doch ge-

wöhnlich Alles im Ueberfluß vorhanden, und es wurde nicht nur geliefert, was zum Lebensunterhalt durchaus nöthig war, sondern auch solche Dinge, die man in deutschen Armeemagazinen nie antrifft, und welche als ganz überflüssig betrachtet werden würden. Obwohl die ungeheuren Entfernungen und der schlechte Zustand der Straßen diesen Zweig des Dienstes außerordentlich erschwerten, so überwand der praktische Sinn der Amerikaner doch sehr bald nach Anfang des Krieges alle Schwierigkeiten, und Alles, was sich auf die Verpflegung der Armee bezog, ging wie ein Uhrwerk. Das reiche amerikanische Volk kümmerte sich nicht viel darum, ob vielleicht ein paarhundert Millionen verschwendet wurden; der Handel der Nordstaaten war so lebhaft wie immer, ja im Gegentheil, anstatt durch den Krieg gehindert zu werden, schien derselbe ihm günstig. Wenn auch einzelne Zweige des Handels temporär litten, so glich sich das dadurch aus, daß andere mehr florirten, und amerikanische Kaufleute kleben nicht eigensinnig an einem Artikel, sondern haben die Augen weit offen und benützen jede Gelegenheit, die sich darbietet. Geld cirkulirte lebhafter als jemals, und anstatt durch den Krieg zu leiden, schien das Land dadurch vielmehr zu prosperiren, und besonders war dieß in den nördlichen Städten der Fall. Einzelne lokale Ausnahmen mag es da freilich gegeben haben.

Die Soldaten lebten gut, denn sie waren gut bezahlt. Die Regierung lieferte ihnen Alles in reichlichster Weise; nichts wurde ihnen von ihrem Gehalt abgezogen, der sich auf monatlich vierzehn Dollars belief. Man rechnete, daß während des Krieges, alle Kosten desselben natürlich inbegriffen, jeder Soldat dem Staate jährlich tausend Dollars kostete. Die Nationalregierung that alles nur Mögliche für die Soldaten der Nation, und man war außerordentlich besorgt, ihnen jede irgend erreichbare Bequemlichkeit zu verschaffen. Der Privatindustrie, welche in dieser Richtung hin spekulirte, wurde nie ein Hinderniß in den Weg gelegt, wenn es nicht durch die Disziplin oder andere Umstände, wie sie der Krieg mit sich brachte, durchaus nöthig gemacht wurde. Der Verbindung der Armee mit der Heimat widmete man große Sorgfalt und die Posten waren trotz aller Schwierigkeiten und ungeheurer Entfernungen wunderbar regelmäßig. Virginien allein ist beinahe so groß wie Deutschland, und die Entfernung vom Mississippi nach New-York gewiß nicht kürzer, als die von Gibraltar nach dem Ural.

Es war erstaunenerregend, die wunderbare Schnelligkeit zu beobachten, mit welcher die Amerikaner zu Werke gingen. Adam's Expreßkompagnie und der Telegraph waren Einrichtungen, welche gewissermaßen gleich hinter den Tirailleurs herliefen. Mit dem ersten Zelt wuchs

auch eine Bude aus dem Boden, auf der man mit großen Buchstaben die Firma der Expreßkompagnie lesen konnte, welche Pakete jeder Größe nach allen Theilen der Union und zu jeder Abtheilung der großen, weitverstreuten Armee beförderte.

In der deutschen Armee war das Eintreffen einer neuen Zeitung ein Ereigniß; nicht selten waren ganze Armeekorps wochenlang darüber in Unwissenheit, was in der Armee und oft ganz in ihrer Nähe vorging. Das war in Amerika sehr verschieden; man hielt es für besonders wünschenswerth, daß die Soldaten wußten, was ihre Kameraden Hunderte von Meilen von ihnen thaten. Eines der ersten Dinge, für die man Sorge trug, war daher die Einrichtung einer regelmäßigen Zeitungsspedition. Zwischen einem Lager und der nächsten Eisenbahn- oder Dampfschiff-Station wurden sogleich Relais eingerichtet, und reitende Boten, die man kaum vor den sie umgebenden Zeitungen sehen konnte, kamen im Galopp herbei, und tausend Hände streckten sich nach den willkommenen Blättern aus, für die man gern doppelte und dreifache Preise bezahlte.

Ein für das Wohlbefinden der Soldaten sehr wichtiges Institut ist das der Marketender, und ich wunderte mich oft über die ganz erbärmliche Einrichtung desselben in der deutschen Armee, die doch in vieler Hinsicht jeder

andern so sehr überlegen ist. Ich werde darüber und über manche andere Dinge an ihrer Stelle reden und hier nur bemerken, daß die Sorge für den Privat- und Extracomfort der Soldaten in der amerikanischen Armee nicht solchen gemeinen und armseligen Lumpen überlassen war, welche oft die deutsche Armee durch ihre Raubgier entehrten. Die Marketender in Amerika waren regelmäßig angestellt und enrolirt und trugen Uniform; viele von ihnen waren sehr wohlhabende Leute, die mit Hunderttausenden arbeiteten, sehr wohlgefüllte Läden und viele Untergebene und Agenten hatten. Mißbräuche und andere Ungehörigkeiten, die darauf Bezug haben, werde ich vielleicht später erwähnen, denn sie fehlten allerdings ebenfalls nicht.

Geistige Getränke waren in der amerikanischen Armee verboten: ein Verbot, welches deutschen Soldaten ganz unerträglich erscheinen würde, aber bei den Amerikanern und besonders in solchen Regimentern eine absolute Nothwendigkeit war, in denen das irische Element vorherrschte. Im Gebrauch starker Getränke sind Deutsche durchschnittlich mäßig und vernünftig; es thut mir leid, sagen zu müssen, daß dieß im Allgemeinen bei den Amerikanern nicht der Fall ist, und außerdem muß man in Betracht ziehen, daß in einer Armee, die wie die amerikanische gebildet war, die Disziplin nicht in derselben Weise gehand-

habt werden konnte, als es in der deutschen der Fall war.

Was die Krankenpflege anbetrifft, so muß ich davon weiterhin weitläufiger reden, und ich lasse jetzt diesen Gegenstand fallen, um zu unserem reizenden Lagerleben bei Aquia Creek zurückzukehren.

Ich bemerkte vorher, daß das irische Element in der amerikanischen Armee stark vertreten war. Dieß galt ganz besonders von der Potomac-Armee, die man aus den östlichen Staaten rekrutirt hatte, wo es ebenso viele und vielleicht mehr Irländer als Neger im Süden gab. St. Patrikstag war daher in der Potomac-Armee ein großer Festtag, und General Meagher, welcher die irische Brigade befehligte, trug für eine würdige Feier Sorge. Zu diesem Ende wurden für diesen Tag allerlei populäre Spiele und Vergnügungen angeordnet und darunter auch ein Pferderennen mit Hindernissen, welches die Offiziere, lange bevor es stattfand, beschäftigte und aufregte.

Mein Mann war ein ausgezeichneter Reiter und in dieser Hinsicht sehr ehrgeizig. Er wünschte daher sehr, an diesem Rennen Theil zu nehmen und eine schöne Stute zu reiten, die ich von einem deutschen Offizier gekauft und nach mir „Wainona“ genannt hatte, welcher Name mir als Kind von einem befreundeten Indianerstamme gegeben wurde, der in der Nähe meiner kanadischen Hei-

mat kampirte. Ich war indessen seinem Vorhaben sehr abgeneigt, denn ich hatte eine meiner Vorahnungen, die mich nie getäuscht haben, und fürchtete ein Unglück. Er lachte mich wegen meiner Furcht aus und ließ mich bis zum letzten Augenblick in Zweifel darüber, ob er meinem Wunsche nachgeben würde oder nicht. Die Rennbahn war ziemlich rauh und unvollkommen, und die Gefahr, die schon durch die vielen darin stehen gelassenen Baumstümpfe entstand, wurde noch durch breite Gräben, hohe Zäune und schwierige Hecken vermehrt.

„St. Patrik muß sich mit dem Wetterkontroleur da oben gut stehen," bemerkte ein irischer Offizier am Morgen des ereignißreichen Tages, denn die Luft war warm und milde wie im Frühling, und der Himmel so blau, wie man ihn nur in tropischen Regionen sieht. Gäste kamen von allen Richtungen des Kompasses herbei, selbst von Washington und New-York. Alle Generäle und höheren Offiziere der Potomac-Armee waren anwesend und Jeder hatte ein paar Damen bei sich.

Als ich beim Beginn des Festes Salm vermißte, glaubte ich, daß er irgendwo unter den fremden Gästen sei, und das Rennen begann, ehe ich ihn gefunden hatte. Indem ich den Pferden begierig mit meinen Augen folgte, gewahrte ich, daß schon bei dem ersten Hinderniß einer der Reiter mit seinem Pferde stürzte, konnte aber nicht

erkennen, wer es war. Als jedoch General Sickles und mehrere Damen sich um mich drängten und mich zu beruhigen versuchten, wurde ich gewahr, daß meine Ahnung sich wieder als zuverlässig bewährt hatte. Salm hatte der Versuchung nicht widerstehen können; allein als er über die erste Hecke setzte, stieß sein Pferd auf der andern Seite gegen einen Baumstumpf und fiel, glücklicherweise nicht auf Salm, der jedoch mit solcher Gewalt gegen den Boden geschleudert wurde, daß man ihn besinnungslos wegtragen mußte. Meine Angst und großen Besorgnisse waren glücklicherweise nicht gerechtfertigt; die Sache hätte schlimmer ablaufen können, denn wenn er auch sehr gequetscht war und sich die Schulter verrenkt hatte, so war doch seine Verletzung nicht gefährlich. Der armen Wainona ging es schlimmer; sie verlor ein Auge und wurde für immer lahm.

Dieser Unglücksfall verdarb natürlich mein Vergnügen. Salm wurde in ein Zelt gebracht, wo er bald die Augen öffnete und zu sich kam, als der Doktor seine Verletzungen untersuchte, und erklärte, daß er weiter nichts als kalte Umschläge und Ruhe bedürfe. Er selbst machte sich nicht viel daraus, und als General Meagher mich einlud, das Schweinerennen mit anzusehen, bestand Salm darauf, daß ich der Einladung folgen solle, da er schlafen wolle.

Dieses Schweinerennen war wirklich sehr spaßhaft.

Eine Anzahl von Schweinen, deren Ohren und Schwänze gehörig mit Fett bestrichen waren, hatte man in einem großen umzäunten Raum losgelassen und durch allerlei Mittel gehörig wild gemacht. Soldaten zu Fuß jagten sie, und wem es gelang, ein solches Thier zu greifen und festzuhalten, dem gehörte es. Es war das indessen, wie man denken kann, keine leichte Aufgabe, und die unter Lachen und Jubeln angestellte Jagd war eben so aufregend als spaßhaft, letzteres wohl schwerlich für die armen Schweine.

Unter ähnlichen populären Amusements verging der Tag und endete mit einem glänzenden Souper von dreihundert Couverts, an welchem ich jedoch nicht Theil nehmen wollte. Da der Arzt nichts dagegen hatte, so wurde Salm in General Sickles' Wagen zurück in unser Lager gebracht. Erst nach drei Wochen war er wieder dienstfähig und im Stande, ein Pferd zu besteigen.

Wir gaben ebenfalls hin und wieder kleine Diners, welche unser Faktotum Hauptmann von der Gröben mit großem Geschmack und Eifer arrangirte. Er ließ es sich nicht nehmen, selbst herumzugehen und die leeren Gläser zu füllen. Als einst General Hooker sich scherzhaft gegen mehr Champagner wehrte und seine ausgespreizten Finger über das Glas hielt, schüttete der kurzsichtige Gröben den Champagner in des kommandirenden Generals Aermel.

„Fighting Joe“ sprang mit einem echt kalifornischen Ausruf auf, der den armen Gröben beinahe in Stein verwandelte. Sein entsetztes Gesicht war so komisch, daß Hooker und die ganze Gesellschaft in lautes Lachen ausbrachen.

Plötzliche Witterungswechsel sind in Virginien häufig und machen das Klima gefährlich. Eines Morgens überraschte mich Salm mit der Nachricht, daß die Erde mit zolltiefem Schnee bedeckt sei. Als ich ausging, war das Wetter schön und klar, und wir waren Alle in bester Laune. Salm warf mich mit einem Schneeball, ich wehrte mich in gleicher Weise, und es entstand eine lebhafte Schlacht, die jedoch plötzlich durch die Entdeckung beendigt wurde, daß ich mit einem Schneeball meinen Trauring weggeworfen hatte! Indem es mich kalt bei dem Gedanken an den Aberglauben überlief, der mit dem Verlust des Trauringes verknüpft ist, gerieth ich fast in Verzweiflung, als alle unsere Versuche, den Ring im Schnee wiederzufinden, vergeblich waren. Salm bot fünfzig Dollars Belohnung und alle Soldaten bemühten sich, den Boden Zoll für Zoll zu untersuchen, nachdem der Schnee mittelst heißen Wassers weggeschafft war. Der Ring wurde niemals wieder gefunden.

Unser Lagerleben bei Aquia Creek war, wie bemerkt, eine Kette von Vergnügungen. Wir besuchten

täglich unsere Nachbarn, unter denen sehr angenehme Leute waren. Nicht weit von uns kampirte Brigadegeneral Graham von New-York, ein Bruder des berühmten Advokaten und selbst Advokat. Er hatte seine Frau bei sich, eine sehr hübsche Frau, die den Herren außerordentlich gefiel. Sie war eine Deutsche, eine reizende, kleine Person, rosig und lebhaft und, wie General Meagher sagte, rund wie ein Rebhuhn. Die Grahams gaben recht hübsche, kleine Gesellschaften, und General Sickles war häufig dort zu finden, denn er war ein besonderer Bewunderer von Mrs. Graham, die neben ihren Reizen auch noch die sehr hochgeschätzte Eigenschaft besaß, eine gute und furchtlose Reiterin zu sein.

Unsere Ausflüge wurden stets zu Pferde gemacht, zum Mißvergnügen des armen Gröben, der mich stets zu begleiten hatte, wenn Salm verhindert war. Einst als wir einen alten Waldweg entlang ritten, fanden wir denselben durch einen ungeheuren Baumstamm versperrt, der quer hinübergefallen war. Gröben sah sich nach einem um das Hinderniß herumführenden Weg um und wurde ganz empfindlich, als ich ihn mit seiner Aengstlichkeit neckte, die er nie zugeben wollte. Ich schlug ihm eine Wette von zwölf Flaschen Champagner gegen eine vor, daß er, wenn er versuchte, über den Stamm zu setzen, vor seinem Pferde auf der andern Seite ankommen würde.

Er nahm die Wette an, und da der Boden sehr weich war, so zog ich sie nicht zurück. Er versuchte den Sprung, aber sein Pferd wollte nicht wie er wollte und parirte vor dem Stamm so plötzlich, daß Gröben über dessen Kopf hinwegflog und einen schönen Bogen beschreibend sich mitten in den weichen Schmutz setzte, während das Pferd neugierig über den Stamm guckte und die akrobatischen Kunststücke seines Reiters bewunderte. Er raffte sich baldmöglichst auf, schüttelte höchst ärgerlich mit dem Kopf, und über mein Gelächter verdrießlich brummend, kletterte er in den Sattel und ritt nach Hause, ohne sich nach mir umzusehen. Er versuchte nie wieder einen Sprung.

Das Zelt des Hauptmanns von Kusserow, der eine Batterie befehligte, war auch nicht weit von dem unsrigen. Er hatte sich sehr elegant und comfortabel eingerichtet und sein Zelt übte große Anziehungskraft auf viele durstige Deutsche aus, denn er hatte stets einen guten Vorrath von Ale und Stout.

Wir waren Gilsa glücklich losgeworden, und unsere Brigade stand unter dem Befehl eines trefflichen Mannes, des Generals K. Er war ein sehr guter und frommer Mann, der stets mit seinen Soldaten Betstunde hielt, er war jedoch kein frömmelnder Kopfhänger. Obwohl er den Lustbarkeiten des Lagers nicht nachjagte, so war er

doch ein guter Gesellschafter und allgemein geachtet und gern gesehen.

Hin und wieder gingen wir auch aus — Lerchen schießen. Es gab eine Menge dieser Vögel in diesem Theil der Vereinigten Staaten, doch unterscheiden sie sich bedeutend von unseren deutschen, allbeliebten Frühlingsboten. Sie haben von der Lerche eigentlich nichts als den Kopf, haben eine gelbe Brust und sind beinahe noch einmal so groß. Sie [illegible], so viel ich weiß, gar nicht, schmecken aber vortrefflich. Dasselbe ist der Fall mit dem amerikanischen Rothkehlchen, welches nur Farbe, Zeichnung und Namen mit dem unsrigen gemein hat, aber an Größe und Gewohnheiten eine Drossel ist.

Auf dem Potomac hatten wir auch manchmal gute Jagd nach wilden Gänsen, die dort in großer Menge zu finden und nicht besonders scheu waren. Salm schoß einst vier mit einem Schuß. Ich hatte mein eigenes leichtes Doppelgewehr und war nicht ganz ungeschickt damit.

Jeden Abend war großer Empfang in unserem Zelt. Wir spielten einen Robber Whist, während Gröben Punsch oder Eggnog (Eierpunsch) für unsere Gäste machte, die sich regelmäßig um Mitternacht zurückzogen.

Zeitungskorrespondenten gab es natürlich in Menge in unserem Lager, und da sie nichts über den Krieg zu berichten hatten, so beschrieben sie unsere Feste und Ver-

gnügungen, deren Beschreibungen viele Leute versuchten, uns eine Visite abzustatten, und selbst Herr Lincoln, oder vielleicht Mrs. Lincoln, konnten der Versuchung nicht widerstehen. Die Nachricht von diesem beabsichtigten Besuch verursachte natürlich große Aufregung, und es wurden große Vorbereitungen gemacht, die geehrten Gäste würdig zu empfangen und zu unterhalten. Sie sollten in General Hooker's Hauptquartier wohnen, allein der eigentliche maître de plaisir war General Sickles, der lange in Europa gewesen war und die Sache verstand. Er wollte sogar einige Neuerungen mit monarchischem Beigeschmack einführen und schlug vor, für die Zeit der Anwesenheit der Mrs. Lincoln Ehrendamen zu ernennen, die ihr zu Diensten stehen sollten. Dieser Vorschlag fand aber nicht den Beifall der amerikanischen Damen, von denen sich jede eben so sehr als Souverän fühlte, wie die Frau des Präsidenten.

Es ist wohl kaum zu erwarten, daß die Frau eines Advokaten aus einem Landstädtchen, die nicht viel von der Gesellschaft gesehen hatte, auf einmal eine feine Dame geworden sein sollte. Mrs. Lincoln war eine gewöhnliche Frau von mittleren Jahren, welche aber wie die gute Hausfrau eines Landadvokaten aussah, und deren Gesicht und Gestalt nicht viel von der Schönheit hatte, wegen welcher die Amerikanerinnen berühmt sind. Um es gerade

heraus zu sagen, sie sah etwas gewöhnlich aus, und die deutschen Offiziere lachten viel über ihre ungeschickten Versuche, würdevoll und elegant zu erscheinen, besonders bei Gelegenheiten, wo sie zu repräsentiren hatte, wie zum Beispiel bei den öffentlichen Empfängen in Washington, in ihrer Hand einen Blumenstrauß, der ihr sehr im Wege war. Corvin, der eine etwas spitze Zunge hat, behauptete, daß ein Bündel Petersilie dort besser am Platz gewesen sein würde.

Man sagte, daß Präsident Lincoln etwas unter dem Pantoffel stand, und wenn man in Mrs. Lincoln's saures Gesicht sah, welches selbst durch ein Lächeln nicht gewann, so konnte man schon glauben, daß sie ihrem gutmüthigen, friedliebenden Manne das Leben etwas schwer machte.

Ueber das Familienleben des Präsidenten waren manche Anekdoten im Umlauf. Lincoln war ein sehr amüsanter Gesellschafter, und seine hübschen Reden und Späße waren außerordentlich beliebt bei seinen Kumpanen, mit denen er im Wirthshause in Springfield des Abends zusammenkam, zum großen Aerger der Mrs. Lincoln, welche drohte, ihn auszusperren, wenn er so spät nach Hause kommen würde.

Zur Zeit der Präsidentenwahl hatten sich die Wirthshausscherze häufig sehr lange ausgedehnt und Mrs. Lincoln alle Geduld verloren. Sie beschloß daher, ihre

Drohung wahr zu machen, und als Herr Lincoln einst lange nach zwölf Uhr nach Hause kam, fand er die Thür von innen verriegelt. Er wagte es, zu klopfen, und endlich, als das nicht helfen wollte, rief er laut den Namen seiner Frau. Diese erschien denn auch schnell am Fenster und erklärte ihm kurz und rund, er möge schlafen wo er wolle, in's Haus komme er nicht. „Komm', komm', Mrs. Lincoln," rief er, „ich konnte nicht früher kommen, ich erhielt ein Telegramm, welches mir mittheilt, daß ich zum Präsidenten gewählt bin." — „Pfui, schäme Dich," rief die Dame ganz entrüstet, „ein schöner Präsident, wahrhaftig! Betrunken bist Du, so wahr ich lebe, mach' daß Du fortkommst und schlaf' aus, wo Du willst, herein kommst Du nicht!" — Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie an ihre Erhöhung glaubte.

Der Rang, zu dem sie durch die Wahl ihres Gemahls erhoben wurde, verdrehte ihr ein wenig den Kopf und die Airs, die sie sich gab, waren sehr amüsant, wenn auch nicht graziös. Im Hause benahm sie sich indessen wie gewöhnlich. Daß ihr Mann so viele Leute zu empfangen hatte und sogar Damen, ohne daß es ihr gestattet war, anwesend zu sein, paßte ihr ganz und gar nicht, und sie that was sie konnte, wenigstens die Damenbesuche zu verhindern, denn sie war eifersüchtiger Natur. Präsident Lincoln war kein Courmacher, obwohl er die

Gesellschaft der Damen liebte und gern mit ihnen plauderte oder scherzte. Unter den Damen, die ihn hin und wieder in Geschäften besuchten, war eine sehr gebildete und angenehme Frau eines Künstlers aus Boston und der Präsident unterhielt sich gerne mit ihr. Diese Dame hatte den Verdacht der Mrs. Lincoln erregt und sie es dem Thürsteher auf das Strengste verboten, dieselbe in das Audienzzimmer zu lassen. Dieser Thürsteher war ein Deutscher Namens Louis, der diesen Posten schon unter mehreren Präsidenten bekleidet hatte und welcher Herrn Lincoln sehr ergeben war, dessen Frau aber nicht ausstehen konnte. Als daher die gefährliche Dame wieder erschien, ließ er sie wie gewöhnlich ein. Mrs. Lincoln hatte jedoch aufgepaßt und sie in das weiße Haus hineingehen sehen. Sie lief sogleich aus ihrem Zimmer hinaus und in das Vorzimmer, wo sie Louis mit Vorwürfen überhäufte, der sagte, er könne nicht einsehen, weßhalb er einer solchen Dame den Eintritt verwehren sollte. „Sie ist keine Dame!“ schrie Mrs. Lincoln in aller Wuth. Der Thürsteher antwortete scharf, und als sie ihm mit dem Verlust seiner Stelle drohte, verlor Louis endlich die Geduld und rief: „Mrs. Lincoln, Sie haben mir nichts zu befehlen. Dieser Theil des Hauses gehört dem Präsidenten, bleiben Sie in Ihrem Theil.“ — Aehnliche Szenen fielen häufig vor.

Ich hatte mich über Mrs. Lincoln nicht zu beklagen; sie war gegen mich ungewöhnlich höflich und sandte mir sogar, als ich im National Hotel wohnte, ihre Photographie mit einem Blumenstrauß.

Das Benehmen der Mrs. Lincoln nach dem Tode ihres Mannes ist sehr getadelt worden. Sie konnte den Gedanken nicht fassen, daß ihre Herrlichkeit ein Ende haben und sie das weiße Haus und ihre Stellung aufgeben sollte, und blieb so lange, daß man sie förmlich hinauswerfen mußte. Man sagte, daß sie ihren verlängerten Aufenthalt im Hause dazu benutzte, Alles aufzupacken und wegzuschicken, was nicht niet- und nagelfest war, obwohl es der Nation und nicht ihr gehörte. Die Sache wurde zwar aus Achtung vor dem Andenken des geliebten ermordeten Präsidenten nach Möglichkeit vertuscht; aber daß die Beschuldigungen nicht ungegründet waren, wurde durch die Art und Weise bewiesen, in welcher sie der Senat behandelte, als ihre Dotation und Pension berathen wurde.

Präsident Lincoln's Aeußeres ist wohl bekannt. Die Welt sagt, daß sein Gesicht häßlich gewesen sei. Er hatte sicherlich weder die Gesichtszüge noch die Gestalt des Apoll von Belvedère, allein er erschien mir niemals häßlich, denn sein Gesicht, welches von unendlicher Güte und Wohlwollen gegen Jedermann strahlte, trug den Stempel

intellektueller Schönheit. Ich konnte ihn nicht ohne Wohlgefallen ansehen und ohne daß mir die Thränen in die Augen traten, denn über sein ganzes Gesicht war ein melancholischer Hauch gebreitet, wie man ihn auf den Gesichtern solcher Personen bemerkt haben will, die dazu bestimmt waren, eines gewaltsamen Todes zu sterben.

Ein deutscher Schriftsteller, ich glaube L. Tieck, sagt irgendwo, daß man Jemand erst recht lieb haben kann, wenn man an dem- oder derselben etwas Komisches oder Lächerliches entdeckt, und diese Bemerkung fiel mir als sehr richtig auf. Wir können wohl eine vollkommene Person sehr achten und verehren, allein wahre, warme menschliche Zuneigung fühlt man nur gegen Diejenigen, die uns nicht nur Ehrfurcht einflößen, sondern uns durch irgend eine Unvollkommenheit oder eigenthümliche Schwäche, die ein Lächeln hervorruft, näher stehen. Präsident Lincoln's Erscheinung war eigenthümlich. In seinem Gesichte war außer Güte und Melancholie noch ein stiller Humor, der um die Winkel seines großen Mundes und seiner ziemlich kleinen und etwas müde aussehenden Augen zwinkerte.

Er war groß und mager, mit ungeheuer langen, losen Armen, großen Händen und langen Beinen, die mit Füßen endeten, wie ich sie nie gesehen habe; einer seiner Schuhe hätte Commodore Nut als Boot dienen

können. Die Art und Weise, wie er sich kleidete, ließ ihn noch länger und dünner erscheinen, als er wirklich war, denn die Kleider, die er trug, schienen ihm von einem noch längeren ältern Bruder hinterlassen zu sein. Im Sommer, wenn er einen Anzug trug, der von einem leichten schwarzen Stoff gemacht war, sah er aus wie ein deutscher Dorfschulmeister. Er hatte sehr große abstehende Ohren, und wenn er in guter Laune war, so erwartete ich stets, daß er damit wedeln würde, wie ein gutmüthiger Elephant.

Trotz dieser sonderbaren Figur erschien er nicht lächerlich; er hatte vom Lächerlichen gerade so viel, als man an öffentlichen Charakteren, die man lieb hat, gern sieht. Die Amerikaner liebten Lincoln mehr als irgend einen andern Mann; er war der populärste Präsident der Vereinigten Staaten, Washington und Jackson nicht ausgenommen.

Ich brauche nicht zu sagen, daß von den kommandirenden Generalen Alles geschah, Mrs. Lincoln und den Präsidenten zu unterhalten, welcher natürlich die Truppen inspizirte und überall mit dem herzlichsten Jubel empfangen wurde.

Nachdem ich nun mehrere Jahre in Europa gelebt habe, kann ich wohl das Erstaunen der in Amerika neuangekommenen Deutschen verstehen, mit welchem sie die

einfache und unceremoniöse Art beobachten, mit welcher der Präsident dort behandelt wird. Obgleich derselbe an der Spitze einer Nation von vierzig Millionen steht und während seiner Amtszeit mehr Gewalt hat als irgend ein europäischer König, so benahmen sich doch weder Lincoln, noch Johnson, noch Grant mit halb dem Hochmuth, wie wir ihn an manchem preußischen Regierungsrath wahrnehmen. Der Titel des Präsidenten ist „Euer Excellenz"; allein gewöhnlich gebrauchen denselben nur Fremde; Amerikaner nennen ihn „Herr Präsident" oder einfach bei seinem Namen.

Vor dem weißen Hause standen keine Schildwachen, ja es war nicht einmal ein Portier da; Jedermann konnte in das Wohnhaus des Chefs der Nation eintreten. Es waren da im Hause zwei oder drei Beamte in Civilkleidung, um Auskunft zu geben; allein man sah keine Lakaien in prachtvoller Livree, und selbst bei öffentlichen Empfängen ging Alles so einfach als möglich zu, und es waren nur solche Anordnungen getroffen, die zur Vermeidung von Verwirrung unumgänglich nöthig waren. Eine besondere Kleidung war nicht vorgeschrieben, und Soldaten, die in ihren Mänteln direkt aus dem Lager kamen, gingen, wie sie waren, hinein, um mit ihrem höchsten Chef einen Händedruck auszutauschen.

Ein solcher Empfang — besonders am Neujahrstage

— war ein hartes Stück Arbeit für den Präsidenten, besonders für Lincoln, dessen Empfänge immer gedrängt voll waren, weil das Volk ihn liebte. Alle Besucher hatten durch eine bestimmte Thür zu gehen und gingen in der Reihenfolge, wie sie kamen, bei dem Präsidenten vorbei, dem ein Marschall die Namen nannte. Der Präsident schüttelte Jedem die Hand, wobei er wenigstens: „Wie geht es Ihnen?“ sagte, wenn er nicht Veranlassung fand, einige Worte zu wechseln. Die Reihe ging durch ein Fenster hinaus, zu welchem Zweck man aus rohen Balken und Brettern eine Art von Brücke gebaut hatte. Dieses Handschütteln war eine große Anstrengung, denn es wiederholte sich einige tausend Mal, und Präsident Lincoln's Schulter war stets so geschwollen, daß er drei Tage lang seinen Arm kaum gebrauchen konnte.

Trotz dieser Abwesenheit von Ceremonie ist der Präsident so sehr geachtet wie irgend ein König. Aeußerlicher Pomp ist bei einem freien Volke nicht nöthig. Ein asiatischer Despot würde nichts sein ohne seine Wachen, seinen Thron, kostbare Anzüge u. s. w. Die wirkliche Macht der Fürsten ruht auf der Liebe ihres Volkes, und die verhältnißmäßige Einfachheit, mit welcher jetzt unser erhabenes Kaiserpaar öffentlich erscheint, ist ein sehr bedeutsames Zeichen. —

Ich bemerkte schon früher, daß die amerikanischen

Soldaten nur für eine gewisse Zeit engagirt waren, und daß die Anstellung des Obersten und anderer Offiziere mit der Ausmusterung des Regiments erlosch; sie wurden wieder einfache Bürger und erhielten weder Gehalt noch eine Pension, es sei denn, daß sie im Dienst verstümmelt oder sonst erwerbsunfähig geworden waren. Wollten sie weiter dienen, so mußten sie sich nach einer neuen Anstellung umsehen, und es kam häufig vor, daß sie eine niederern Grades annahmen; das heißt, frühere Obersten wurden vielleicht Hauptleute oder Lieutenants. Ja ich kenne einen Fall, in welchem ein Oberst als Gemeiner in ein Regiment eintrat, dessen Oberst als Gemeiner in dem Regiment gestanden hatte, welches er früher kommandirte.

Als der Krieg ausbrach, glaubte man, daß derselbe nur kurze Zeit dauern würde, und das achte new-yorker Regiment, welches eines der ersten war, die gebildet wurden, war nur für zwei Jahre engagirt worden. Die Dienstzeit der Soldaten erlosch daher im Frühjahr 1863, und Salm mußte dann natürlich mit seinen Leuten ausgemustert werden. Er war daher eifrig darauf bedacht, sich vor Ablauf dieser Zeit eine neue Anstellung als Oberst zu verschaffen, was ihm nicht schwer werden konnte; allein ein Oberst wurde als solcher erst dann vom Kriegsministerium der Union angenommen, wenn er ein Regiment oder doch wenigstens siebenhundert Mann unter sich hatte.

Wären die Leute des achten Regiments bereit gewesen, sich für fernere drei Jahre zu engagiren, so hätte Alles bleiben können wie es war; allein die Leute wollten gern sich eine Zeitlang zu Hause ausruhen, und kaum hundert wollten weiter dienen.

Salm versuchte alles Mögliche, die Dinge so einzurichten, daß er die Armee nicht zu verlassen brauchte, da man bald bedeutende Kriegsereignisse erwartete; allein es gelang ihm nicht troß allem Vorschub, der ihm von Seiten der kommandirenden Generäle zu Theil wurde. Er hatte sein Regiment nach New-York zurückzuführen, wo es ausgemustert und entlassen werden sollte.

Ich war zu jener Zeit in Washington und im Interesse meines Mannes sehr thätig. Das siebente und achte Regiment hatten auf ihrem Wege nach New-York Washington zu passiren, dessen Bürger ihnen einen Empfang bereitet hatten. In der Begleitung von Oberst von Corvin, der Blenker's wunderschönes Vollblutpferd Viktor ritt, und anderer Offiziere ritt ich nach dem Landungsplatz am Potomac, wo die großen Transportdampfer ankommen sollten. Sie wurden mit großem Jubel empfangen, und nachdem die Regimenter sich formirt hatten, marschirten sie, Salm und ich mit zahlreichem Gefolge an der Spitze, durch die Stadt nach dem new-yorker Bahnhof.

Das siebente Regiment wurde von Oberst von Schack befehligt, einem sehr braven und populären Offizier, der früher Kammerherr der Prinzessin Karl von Preußen gewesen war und der Deutschland aus ähnlichen Gründen wie Salm verlassen hatte. In seinem Regiment hatte als Hauptmann ein anderer preußischer Offizier, von Buggenhagen, gestanden, der Lieutenant im Garde-du-Corps-Regiment gewesen war. In der Schlacht bei Fredericksburg war er schwer verwundet worden und in Washington in der Neujahrsnacht gestorben. Die Obersten von Radowitz und Corvin und der Gesandtschaftssekretär Gau trugen Sorge dafür, daß er mit allen militärischen Ehren auf dem Senatorenkirchhof begraben wurde, wo er neben Hauptmann Schwenke und Oberstlieutenant Gerber liegt, welcher Letztere in Washington aus Versehen von einem eifersüchtigen Liebhaber ermordet wurde, der ihn für eine andere Person hielt.

Ich begleitete meinen Mann nach New-York, wo das Regiment ausgemustert wurde. Die zurückkehrenden Soldaten wurden von ihren Mitbürgern mit großem Jubel empfangen und Jedermann bestrebte sich, sie zu ehren. Am 2. Mai bewirtheten die Herren Landmann und Edinger auf ihre Kosten das ganze Regiment in Landmann's Hamilton Park, und bei dieser Gelegenheit überreichten die Soldaten Salm als ein Zeichen ihrer Liebe und Ach-

tung einen prachtvollen Ehrensäbel mit massiv goldenem Griff und Scheide und silbernen Verzierungen, auf welchem folgende Inschrift zu lesen war: „Die Soldaten des achten Regiments N. Y. S. V. ihrem Obersten Felix Prinz Salm." — Salm dankte in einigen passenden, tiefgefühlten Worten, und das schöne Fest verlief zu allgemeiner Zufriedenheit.

Am Abend fand ein Ball statt, auf welchem die Soldaten mit ihren Frauen oder Freundinnen erschienen, die mir vorgestellt wurden, und ich hielt eine förmliche Cour ab mit unvermeidlichem Handschütteln. Ich erkannte kaum die wohlbekannten Soldaten, die Alle in ihren Civilkleidern erschienen. Es war ein hübsches Fest, und ich fühlte mich ganz gerührt von der gütigen und zutraulichen Art, mit welcher mich diese guten Deutschen behandelten. Beim Souper brachte man natürlich meine Gesundheit aus, und als Salm aufstand, zu danken, wurde er durch das stürmische Verlangen nach einer Rede von mir zum Schweigen gebracht. Ich hatte mich zu fügen, und meine Versuche, mich in deutscher Sprache auszudrücken, wurden durch donnernden Beifall belohnt.

So endete eine sehr angenehme und nur zu kurze Periode meines amerikanischen Lebens, und eine andere voll von Sorge und Beschwerden begann.

V.

Wir bezogen in 32 Bondstreet New-York ein Privatlogis im Hause des Herrn Baldwin, eines Methodisten-Predigers. Alle Mittwoch und Sonnabend Abend wurden in einem großen, neben den unsrigen liegenden Zimmer Betversammlungen abgehalten, und wir durch die geräuschvolle Andacht der Gemeinde nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Der Geist bewegte sie, die modernen Heiligen, ganz ungeheuer, und wer nicht wußte was sie vorhatten, hätte glauben können, daß sie sich prügelten, oder daß die Bewohner eines Narrenhauses losgebrochen seien. Ihre Entzückungen waren wunderbar, und je länger die Andacht dauerte, desto lauter, wilder und durchdringender wurde das Aufkreischen der Frommen. Dutzende von Stimmen schrieen auf einmal: „Jesus Christus, steige herab, steige herab, daß wir Deine Kleider berühren!“ oder: „Preis! Preis! Preis!“ — Viele wurden ohnmächtig oder fielen in Krämpfen nieder, strampelten mit den Füßen und schlugen die Erde mit den Fäusten.

Eines Abends, als irgend ein besonderes Ereigniß die Heiligen in ungewöhnlicher Weise aufgeregt haben mußte, klopfte die Polizei an die Fensterladen — wir wohnten ebener Erde — und verlangte, daß man das Prügeln und Schreien lassen solle, da es die ganze Straße in Unruhe versetze. Die Schutzleute waren sehr erstaunt, zu vernehmen, daß die Methodisten nur den Teufel bekämpften, und da sie nicht wünschten, solchen heiligen Kampf zu stören, so zogen sie sich voll Ehrfurcht zurück. Wir richteten es später stets so ein, daß wir an den Betabenden nicht zu Hause waren.

Es gelang Salm, vom Gouverneur von New-York eine neue Anstellung zu bekommen, und ernannte ihn derselbe zum Obersten des 68. Regimentes. Das Regiment war noch nicht ausgemustert und figurirte stets in der Liste der im Dienst befindlichen Regimenter; allein es war bis auf kaum eine Kompagnie zusammengeschmolzen, die bei der Armee im Felde war. Salm's Aufgabe war es nun, das Regiment neu zu organisiren, und zu dem Ende eröffnete er auf dem Broadway Nr. 619 in Maillards Hotel ein Rekrutirungsbureau. Er war sehr sanguinisch in seinen Hoffnungen, und da er auch ehrgeizig war, so verschaffte er sich die Autorisation, eine Brigade zu errichten, und mehrere Obersten in partibus — das heißt ohne Kommando — versprachen, unter seinem Befehl zu dienen.

Die Verhältnisse hatten sich jedoch seit 1861 bedeutend geändert. Die ungeheuern Verluste, welche M'Clellan auf der virginischen Halbinsel in den vielen Schlachten und in den Sümpfen des Chikahominy erlitten hatte, die Beschwerden, welche die Soldaten aushalten mußten, die Unfähigkeit der meisten Generale und die barbarische Art, in welcher die Soldaten noch immer in der Armee behandelt wurden, — alles Das hatte den militärischen Enthusiasmus der Nation bedeutend abgekühlt.

Als der Krieg begann, glaubten die meisten Leute, daß er schnell und ruhmvoll beendet sein würde, und aufgeregt durch politische Redner oder angelockt durch die Neuheit des militärischen Lebens, dessen Schatten- und abschreckende Seiten noch unbekannt waren, strömten ungeheure Mengen von Freiwilligen nach dem Rekrutirungsbureau; die ganze erste Armee bestand in der That aus Freiwilligen.

Das war nun zu Ende und die Regierungen der verschiedenen Staaten mußten zu allen möglichen Verlockungen ihre Zuflucht nehmen, die indessen immer weniger und weniger Leute verführten, so daß die den Soldaten bewilligten Vortheile und Versprechungen von Monat zu Monat gesteigert werden mußten.

Die Regierung des Staates von New-York bot jedem Soldaten, der sich für drei Jahre engagirte, außer seinem Gehalt natürlich, ein Handgeld oder bounty von drei-

hundert Dollars, und die allgemeine Regierung in Washington, wie verschiedene patriotische Gesellschaften im ganzen Bereich der Union verschafften Geldmittel, diese bounty noch zu erhöhen, so daß sie in manchen Staaten die Höhe von nahezu tausend Dollars erreichten. Diese bounty wurden natürlich nicht sogleich ausgezahlt, aber die Soldaten hatten die Gewißheit, daß sie das Geld nach drei Jahren oder, im Fall des früheren Friedens, schon eher erhielten, oder daß dasselbe im Fall ihres Todes ihren rechtmäßigen Erben zu gut kam.

Es war sehr natürlich, daß die Aufmerksamkeit der Wucherer und anderer Leute, die schnell und sicher Geld machen wollten, sich auf dieses Rekrutirungsgeschäft richtete. Versprechungen, mögen sie noch so groß sein, haben selten großen Einfluß auf den gemeinen Mann, der hundert Thaler baar selbst tausend nach drei Jahren versprochenen vorzieht, und es fehlte nicht an Leuten, welche baar Geld zahlten und sehr zufrieden waren, den zehnfachen Betrag nach drei Jahren von der Regierung zu erhalten. Ein Oberst, der ein Regiment errichten und dasselbe schnell auf die gesetzliche Minimalzahl bringen wollte, konnte diese Agenten nicht entbehren, welche Leute auftrieben, die gegen Zahlung einer mäßigen baaren Summe sich engagirten und dafür alle ihre Ansprüche an die Agenten abtraten.

Die Agenten waren indessen nicht die einzigen Personen, welche Vortheil zu ziehen trachteten; die Leute, auf welche sie spekulirten, waren ebenso gescheidt wie sie, und unter ihnen gab es große Spitzbuben, welche zwar das Geld, aber nicht den Soldatenrock liebten. Da sie wohl wußten, daß die meisten dieser Agenten Wucherer und in ihren Geschäften nicht besonders ehrlich waren, so hielten sie es für kein großes Verbrechen, sie womöglich anzuführen. Allerlei Umstände erleichterten ihre betrügerischen Absichten und sie hatten hunderterlei Wege und Mittel, dieselben auszuführen.

In Europa wird Jedermann schon bei der Geburt gewissermaßen mit einer Polizeietikette versehen und seine ganze Biographie ist in den Polizeiakten zu finden. In Amerika ist das nicht so; dort lernt die Polizei einen Menschen erst kennen, wenn er sich einer Gesetzübertretung schuldig macht. Viele Personen engagirten sich unter einem falschen Namen, und als sie das Geld erhalten hatten, desertirten sie in einen benachbarten Staat, wo sie denselben Streich wiederholten. Es kamen Fälle vor, in welchen das sechs- und mehrmal geschehen war. Die Leute, welchen diesen Betrug ausführten, wurden bounty jumpers (Handgeldschnapper) genannt, und man bestrafte sie sehr strenge — wenn man sie erwischte.

Unter diesen Verhältnissen war das Rekrutiren ein

sehr schwieriges und ärgerliches Geschäft, welches sehr der Arbeit des Sisyphus glich. Ein Oberst konnte auf seiner Liste hundert Leute haben, von denen noch nicht zehn anwesend waren. Die Regierung verlangte jedoch die Leute in Fleisch und Bein und nicht nur ihre Namen in der Liste zu sehen.

Es ist begreiflich, daß Obersten und Agenten alles Mögliche thaten, sich gegen solchen Betrug zu schützen, und die Szenen, die aus solchem Spiel und Gegenspiel entstanden, kann man sich vorstellen.

Wenn auch der arme Salm ein sehr braver Soldat war, so war er doch solchem Geschäft wenig gewachsen, und es ekelte ihn bald sehr an; allein Nothwendigkeit zwang ihn, dasselbe zu betreiben so gut es ging, und es ging herzlich schlecht. Es war daher natürlich, daß er auf andere und wirksamere Mittel dachte, seine Brigade zusammenzubringen, und seine Augen richteten sich verlangend nach denjenigen Ländern, wo Rekrutiren unter so vortheilhaften Bedingungen die leichteste Sache von der Welt gewesen sein würde. Es gab Tausende von jungen Leuten in Europa, die für ihr Leben gern nach Amerika ausgewandert sein würden, wenn sie nur das Geld gehabt hätten, die Passage zu bezahlen und da sie in ihrer Heimat eine Reihe von Jahren ohne alle bounty und bei erbärmlicher Bezahlung zu dienen hatten, so würden

sie gern für drei Jahre in den Dienst der Vereinigten Staaten getreten sein, wenn man ihnen freie Ueberfahrt, eine runde Summe, vierzehn Dollars monatlichen Gehalt, gänzlich freie Station und außerdem nach vollendeter Dienstzeit eine beträchtliche Menge von Morgen Regierungsland bewilligte.

Dieser Gegenstand wurde häufig zwischen Salm und Corvin verhandelt, welcher Letztere sehr für Beförderung der Einwanderung war. Corvin war mit sehr guten Empfehlungen an Präsident Lincoln nach Washington gekommen. Der Präsident führte ihn bei dem Staatsminister Herrn Seward ein, der ihn sehr freundlich aufnahm und dessen Haus er oft besuchte. Er brachte manchen Abend allein mit dem berühmten Staatsmann zu, der von den militärischen Fähigkeiten des Obersten eine so gute Meinung gewann, daß er ihm mehrmals ein Regiment anbot, welches jedoch abgelehnt wurde, da der Oberst den militärischen Zuständen in Amerika keinen Geschmack abgewinnen konnte und es vorzog, Korrespondent der bedeutendsten englischen und deutschen Zeitungen zu bleiben. Herr Seward hatte sogar die Absicht, ihn zum General zu machen und ihn zur Bildung eines großen Generalstabes zu verwenden, da nichts dergleichen in den Vereinigten Staaten existirte. Zu diesem Ende veranlaßte er ihn, mit Senator Wilson von Massachusets

zu reden, welcher an der Spitze des Militärkomites des Senates war. Die Sache zerschlug sich jedoch, da es absolut unmöglich war, den Herren den Nutzen und noch weniger die Nothwendigkeit eines großen Generalstabes begreiflich zu machen. „Jeder General hat seinen Stab; — es sind unnütze Offiziere genug dabei; wir brauchen keine Generalstabsgalopins, wir brauchen praktische Feldoffiziere.“ Das waren die Redensarten, mit denen der Vorschlag aufgenommen wurde.

Als einst bei Herrn Seward von der Schwierigkeit, Soldaten zu bekommen, gesprochen wurde, schlug Oberst Corvin dem Staatsminister den oben erwähnten Ausweg vor, welcher demselben praktisch und ausführbar erschien. Er versprach, mit dem Präsidenten darüber zu reden, und Salm und Corvin hatten eine Audienz bei diesem.

Der Oberst, der sechs Jahre in England gelebt hatte und Englisch fließend redet, erklärte Herrn Lincoln seinen und Salm's Plan und verlangte von ihm die Autorisation, zwanzigtausend Mann für die Armee der Vereinigten Staaten anzuwerben.

Beide Kniee hoch heraufgezogen, die Ellbogen auf dieselben gestützt und seinen Kopf mit beiden großen Händen haltend, saß der Präsident da und hörte aufmerksam eine gute Viertelstunde zu. Als der Oberst fertig war, blieb Herr Lincoln eine Weile schweigend in seiner Stellung;

plötzlich warf er die langen Arme in die Höhe, schlug schallend auf seine Kniee und rief in seiner eigenthümlichen Manier: „Nun, meine Herren, das ist eine wichtige Angelegenheit! — Aber merken Sie wohl, ich gebe Ihnen keine bestimmte Zusage; ich muß erst mit dem Kriegsminister reden.“ —

In der ferneren Unterredung erwähnte er die Schwierigkeiten, in welche ihn die Ausführung eines solchen Plans mit europäischen Mächten verwickeln könnte, worauf Oberst Corvin erwiederte, daß, wenn er Salm und ihm Vollmacht gebe, zwanzigtausend Mann zu engagiren, dieß nicht die Erlaubniß einschließe, sie in Europa zu suchen, und daß Alles, was sie in dieser Hinsicht zu thun für nöthig halten würden, auf ihre eigene Verantwortlichkeit und Gefahr gehe.

„Bringen Sie mir die Leute,“ antwortete Lincoln, „und Sie wissen wohl, daß sie angenehm sind und man nicht viel fragen wird, woher sie kommen.“

„Das ist ganz gut, Herr Präsident,“ erwiederte Corvin, „allein ohne Ihre Unterschrift können wir kein Geld bekommen.“ Ein damaliger hoher Beamter des Schatzamtes hatte Corvin versprochen, seine Bankiers zu seiner Disposition zu stellen, wenn der Präsident die gewünschte Vollmacht geben würde.

Die Unterhandlungen führten jedoch zu keinem Re-

sultat, da Herr Stanton durchaus gegen die Annahme von Fremden war und außerdem allen Vorschlägen, die von Seward unterstützt wurden, so viel als anging, entgegen war.

In Bezug auf diese Angelegenheit will ich nur einen charakteristischen Umstand erwähnen. Der Prinz und Corvin versprachen einer einflußreichen Person schriftlich zwanzigtausend Dollars, wenn der Präsident die erwähnte Vollmacht unterzeichnen würde.

Während Salm den ganzen Tag über mit seinem leidigen Rekrutirungsgeschäft zu thun hatte, führte ich in New-York ein keineswegs angenehmes Leben, besonders da es mitten im Sommer und überwältigend heiß war. Ich nahm daher mit Vergnügen die Einladung General Blenker's an, einige Wochen auf „Blenker's Farm" bei Rockville im Staate New-York zuzubringen.

Des guten alten Blenker's home ist ein Ort, an welchen ich mich stets noch mit großem Vergnügen und Rührung erinnere. Ich habe viel großartigere Landsitze gesehen, aber nirgends wurde ich mit herzlicherer Freundlichkeit empfangen und nirgends fühlte ich mich mehr zu Hause.

Die Gegend ringsum war flach, aber sehr fruchtbar und trefflich angebaut. Das Wohnhaus war ein bequemes, zweistöckiges Gebäude, umgeben von einer Veranda,

und sah beinahe wie ein für amerikanische Bedürfnisse eingerichtetes Schweizerhaus aus. Vor dem von schattigen Bäumen umgebenen Hause breitete sich ein grüner Grasteppich aus, mit Büschen und Blumenbeeten und gut in Stand gehaltenen Kieswegen dazwischen. Links vom Hause war ein Teich mit einer großen Menge von Enten. Dazwischen standen die Scheunen und Ställe, und das ganze Etablissement machte einen sehr angenehmen Eindruck. Die Nachbarschaft der Stadt, die einen sichern Absatz bot, führte zur Einrichtung einer Milchwirthschaft, die in der trefflichsten Ordnung war und den besten Theil der Einnahme abwarf.

Blenker war ein guter Reiter und zeichnete sich an der Spitze seiner Division stets durch die Schönheit seiner Pferde aus, deren er mehr hatte, als er brauchte. Er adoptirte alle herrenlosen Pferde — wenn sie nämlich schön waren, und wenn auch die Regierung darauf Anspruch machte, so fand er als Divisionsgeneral stets Mittel, die Autoritäten zufrieden zu stellen, die eben nur Pferde wollten, und Dr. Schütte hatte stets eine Menge an der Hand, die das Futter nicht werth waren. In Bezug auf Pferde haben selbst die achtbarsten Offiziere und Herren ein ziemlich weites Gewissen, und die Ansichten Blenker's in dieser Hinsicht waren die eines alten Kavallerieoffiziers. Er war außerordentlich gut be-

ritten, und seine Ställe waren im Allgemeinen trefflich versehen.

Madame Blenker war eine sehr angenehme, liebenswürdige Wirthin und ausgezeichnete Hausfrau. Sie war schon General Blenker's Gattin zur Zeit, als er an der deutschen Revolution Theil nahm, und als er 1848 ein Korps Freischärler befehligte, ritt sie neben ihm an der Spitze der Truppen in Männerkleidung: Beinkleider, eine braune Blouse mit Ledergürtel und Freischärlerhut. Sie war eine vorzügliche, furchtlose Reiterin und entschlossene, geradeaus redende Frau ohne Ziererei und Prätensionen. Es lag ihr nichts daran, in Gesellschaft zu glänzen; ihrem Manne zu gefallen, dem sie von ganzem Herzen ergeben war, eine sorgsame Mutter zu sein und eine gute Hausfrau, das war ihr Ehrgeiz. Ueber die gezierten Manieren feiner Damen zuckte sie die Achseln, war natürlich in ihrem Benehmen, ohne gewöhnlich zu sein, wenn sie auch mit ihrem Manne und ihren Gästen ein Glas Wein trank und den Duft einer Havannahcigarre nicht verschmähte. Sie war eine ziemlich große Blondine mit einem schön geschnittenen Gesicht und hübscher Figur, und trotzdem, daß sie die Mitte der Dreißiger hinter sich hatte, machte sie noch immer einen angenehmen Eindruck.

Blenker und seine Frau waren über ihre Mittel hinaus gastfrei. Ihr größtes Vergnügen war es, ihr Haus voll

Gäste zu haben, und in dieser Hinsicht hatten sie nicht zu klagen, denn — besonders Sonntags — kamen viele seiner alten Bekannten von New-York, ihn zu besuchen und seine guten Diners zu essen und prächtigen Weine zu trinken.

Ich fand dort als einen ziemlich permanenten Gast eine Madame M., eine sehr schöne Dame, die spezielle Favoritin des Generals und auch seiner Frau, die nicht eifersüchtig war. Herr M. war auch nicht eifersüchtig. Er war ein new-yorker Kaufmann und kam jeden Sonntag zum Besuch. Er war ein kleiner Mann mit einem ganz kahlen Kopf und dem alten Blenker sehr ergeben, mit dem es schnell zu Ende ging. Das Unrecht, welches Stanton ihm angethan hatte, kränkte ihn sehr, und er konnte nie darüber hinaus kommen. Er hätte wieder ein Kommando bekommen können, allein er war zu stolz, Schritte zu diesem Zweck zu thun. Ueberdieß war sein Gesundheitszustand sehr schlecht. In der Virginia-Winter-Campagne hatte er viel gelitten, denn er schonte sich nie. Als einst seine Division an den Rand eines tiefen Wassers kam und die Spitze unschlüssig stehen blieb, stieg er vom Pferde und ging zuerst in das eiskalte Wasser, welches ihm bis zur Brust reichte. — Er hatte Beschwerden beim Athmen und litt an einem permanenten bösen Husten, der seine Kraft erschöpfte und ihm viele Schmerzen verursachte.

Trotzdem war er meistens in guter Laune, und stürmte und wüthete nur, wenn er von alten Geschichten redete, oder in den Zeitungen die Dummheiten las, welche Unionsgenerale oder Politiker begingen.

Madame M. war ebenfalls eine sehr gute und elegante Reiterin, und wir drei Damen machten häufig weite Ausflüge zu Pferde, manchmal in Begleitung unserer Männer, wenn dieselben gerade zum Besuch da waren, oder nur mit einem Reitknecht. Es war eine sehr angenehme Zeit, und ich erinnere mich derselben stets mit Vergnügen und Bedauern. Der arme Blenker starb im Dezember desselben Jahres. Ich freue mich, eine Gelegenheit zu haben, seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, denn seine Feinde haben ihn auf die ungerechteste und schamloseste Weise verunglimpft.

Ich erwähnte schon vorher, daß harte Kämpfe bald erwartet wurden, als man meinen Mann und sein Regiment ausmusterte. Diese Erwartungen wurden in vollem Maße durch „Fighting Joe" (Hooker) erfüllt, welcher bei Kelleys Furth oberhalb Fredericksburg den Rappahannok überschritt und eine Position bei Chancellorsville einnahm.

Hooker, dessen Absicht es war, sagt man, die Rebellen in Flanke und Rücken anzugreifen, wurde am 2. Mai 1863 selbst von Stonewall Jackson angegriffen,

der mit dreißigtausend Mann in seiner rechten Flanke erschien. Das nur aus deutschen Regimentern bestehende 11. Armeekorps, welches auf dem rechten Flügel stand, wurde wie ein Blatt Papier aufgerollt. Die Schlacht wurde am nächsten Tage mit nicht besserem Erfolge fortgesetzt, und Hooker, einen sehr zu rechter Zeit eintretenden starken Gewitterregen benützend, ging in der Nacht des 5. Mai wieder über den Rappahannok zurück, nachdem er in diesen wenigen Tagen über zwanzigtausend Mann eingebüßt hatte.

Hooker war bei den Amerikanern sehr beliebt, und da sie ihm die Schuld dieses großen Unglücks nicht aufbürden wollten, so mußten die armen Deutschen als Sündenbock dienen. Man beschuldigte sie der Feigheit, und alle Welt war wüthend auf sie, mit Ausnahme Derjenigen, welche es besser verstanden. Diese sagten, daß weder Napoleon's I. alte Garde, noch die besten preußischen Truppen im Stande gewesen sein würden, diesem Flankenangriff von Stonewall Jackson zu widerstehen, in der Stellung, in welcher sie placirt waren.

Ich verstehe nichts von der Kriegskunst und wiederhole nur, was ich von Sachverständigen und auch von deutschen Offizieren hörte, welche die Schlacht mitgemacht hatten.

Einige derselben, welchen die fehlerhafte Aufstellung

ihres Korps Besorgnisse einflößte, rekognoszirten auf ihre eigene Hand und entdeckten den Anmarsch von Jackson's Armee gegen die rechte Flanke zu guter Zeit. Die große Gefahr erkennend, machten sie sogleich ihrem Korpskommandeur, General Howard, Meldung. Es war dieß ein sehr frommer Mann und fanatischer Abolitionist mit nur einem Arm und, wie es scheint, gar keinem — militärischen — Kopf. Er behandelte die Meldung mit großer Geringschätzung und antwortete — wie ein Chinese, „daß er erwarte, in Front angegriffen zu werden."

Lee's siegreiche Armee rückte schnell und mit der entschiedenen Absicht vor, den Krieg in das Gebiet der Union zu spielen. Ein Theil seiner Macht ging am 14. Juni über den Potomac nach Maryland, — gerade so wie sie es im vorigen Jahre gemacht hatten, — und am Ende des Monats nahm Lee sein Hauptquartier in Hagerstown, welches nur wenige Meilen von dem glorreichen Schlachtfelde von Antietam entfernt ist.

Die Bestürzung in Washington war ganz unbeschreiblich. Der Präsident verlangte hunderttausend Mann mehr für sechs Monate, die in den zunächst bedrohten Staaten Maryland, Pennsylvanien und New-York ausgehoben werden sollten, und von denen New-York zwanzigtausend zu liefern hatte.

Viele seufzten jetzt nach M'Clellan, denn sie entdeckten

nun, daß ihr Liebling Fighting Joe, obwohl ein sehr tapferer Mann und guter Korpskommandeur, kein Stratege war. Noch in der elften Stunde wurde er vom Kommando der Armee entbunden und General Meade an seine Stelle gesetzt. Dieser griff augenblicklich die Rebellen an. Das 11. Korps (die Deutschen) und das 1., die Avantgarde unter Howard, mußte sich vor einer überwältigenden Macht in eine günstige Position bei Gettysburg zurückziehen, deren Mittelpunkt der Kirchhof bildete, und hier das Herankommen des Gros der Armee erwarten. Am 2. Juni wurde die große Schlacht geschlagen und die Deutschen fochten wie die Löwen, trefflich in ihrer linken Flanke durch das dritte Korps unter General Sickles unterstützt, der hier durch eine matte Kanonenkugel ein Bein verlor.

Die Schlacht wurde am 3. fortgesetzt; die Rebellen waren überall geschlagen und zogen sich am 4. Morgens zurück, verfolgt durch die siegreichen Truppen. Obgleich es Meade auch nicht gelang, Lee zu vernichten, oder seinen Rückzug über den Potomac nach dem Rapidan zu verhindern, so tadelte man ihn doch nicht und behandelte ihn nicht als einen Verräther, wie es M'Clellan geschehen war, sondern pries ihn verdientermaßen als den Retter von Maryland, Pennsylvanien und Washington, trotzdem daß er über zwanzigtausend Mann an Todten, Verwun-

deten und Vermißten verloren hatte. Die Potomacarmee nahm wieder ihre alte Stellung am Rappahannok ein.

Ich hielt es für nöthig, eine kurze Skizze dieser wichtigen Ereignisse zu geben, da aus ihnen andere hervorgingen, welche in New-York stattfanden, und in welche sowohl Salm als ich verwickelt wurden.

Der militärische Enthusiasmus des Volkes war, wie gesagt, so ziemlich auf Null gefallen, und trotz des ungeheuren Handgeldes und anderer bewilligter Vortheile waren keine Rekruten mehr aufzutreiben. Die Regierung mußte indessen Soldaten haben, und es wurde zwangsweise Aushebung vermittelst Ziehung befohlen. Diese Maßregel war dem Volke sehr verhaßt und wurde es noch mehr für die ärmeren Klassen durch ein Gesetz, welches es Jedem gestattete, sich durch Zahlung von dreihundert Dollars loszukaufen.

Die republikanische Regierung hatte viele Freunde in New-York, wo die demokratische Partei sehr stark war*). Die erwähnte Maßregel lieferte ihr ein sehr willkommenes Mittel, die niedern Klassen zu bearbeiten, besonders die große Menge der Irländer, welche den Demokraten ge-

*) Die Stellung der Demokratie in Amerika entsprach derjenigen der Konservativen in Deutschland; die extremsten Demokraten nannte man «copperheads» (Name einer im Süden vorkommenden giftigen Schlangenart), und sie vertheidigten Sklaverei und Sezession.

neigt waren, da sie die Neger haßten. Der Grund dieses Hasses waren Neid und Eifersucht.

Die nun frei gewordenen Neger kamen in großer Anzahl nach New=York und wurden hier Nebenbuhler der gemeinen Irländer, welche bis dahin die meisten Hausdiener, Kellner u. s. w. geliefert hatten. Sie waren höchlich entrüstet darüber, daß die Neger mit ihnen gleiche Rechte haben sollten; daß man ihnen gestattete, in denselben Pferdeeisenbahnwagen mit Weißen zu fahren, und daß man sie nicht länger als zweifüßiges Vieh behandeln durfte.

New=York war damals gänzlich von Soldaten entblößt. Alle Milizregimenter waren nach Pennsylvanien gesandt worden gegen den Einfall der Rebellen. Die Polizei war nicht zahlreich, und die Forts waren nur durch einige hundert Mann besetzt. Die Gelegenheit war den schlechten Absichten der Regierungsfeinde günstig und sie beeilten sich, sie zu benutzen.

Ich habe die Irländer in ihrer Heimat nicht gesehen und kann daher über sie kein allgemeines Urtheil fällen. Ich habe sehr wohlerzogene irische Herren und Damen kennen gelernt und fand, daß sie außerordentlich intelligente und angenehme Leute waren, aber der gemeine irische Pöbel in New=York war die entwürdigtste brutalste Menschenklasse, die ich je gesehen habe. Mir schaudert,

wenn ich an sie denke, und nach meiner Meinung stehen sie viel tiefer als die Neger. Sie mögen in mancher Hinsicht höher begabt und talentvoller sein als diese, aber ihr Benehmen ist durchweg gemeiner und roher, und außerdem haben die Neger noch den Vorzug vor ihnen, daß sie nüchtern sind; ein betrunkener Neger ist eine Seltenheit, während Betrunkenheit bei den amerikanischen Kindern der grünen Insel der Normalzustand ist.

Als die Ziehung am Sonnabend 11. Juli in New-York anfing, schien der Tag unerwartet ruhig vorübergegangen zu sein; aber am Sonntag wurde das Unheil ausgebrütet, und Montag den 13. brach ein Sturm los, welcher nur eine Parallele in den Ereignissen findet, die während der Herrschaft der Kommune in Paris stattfanden.

Der Aufruhr begann mit einem Angriff gegen das Bureau, in welchem die Ziehung stattfand, und welches zerstört und verbrannt wurde. Die Aufregung breitete sich schnell durch die ganze große Stadt aus, und eine plötzliche Raserei ergriff die ganze gemeine irische Bevölkerung. Ihr einziger Zweck schien Mord und Beute, denn die Angriffe waren nicht allein gegen die Rekrutirungsbeamten und Neger gerichtet, sondern auch gegen wohlhabende Leute im Allgemeinen. Die Raserei stieg noch am folgenden Tage, und es war in der That, als

ob die ganze Hölle gegen die unglückliche Stadt losgelassen sei.

Die politische Färbung des Aufruhrs verschwand ganz und gar; Mord und Plündern wurde Hauptgegenstand. Nicht nur Männer nahmen daran Theil; Weiber und selbst Kinder sah man immer voran, und die Raserei der irischen Megären überstieg Alles, was ich je gesehen oder wovon ich gelesen habe.

Wo immer man Neger entdeckte, wurden sie aufgehängt oder auf noch barbarischere Art umgebracht, und Weiber stachen Messer in die noch zitternden Körper und trieben ihren grausamen Scherz dabei. Ein Waisenhaus für farbige Kinder, welches mehrere Hundert enthielt, wurde verbrannt und die Kinder in die Flammen geworfen. Scheußlich aussehende Männer patrouillirten in Trupps die Straßen ab, brachen in Häuser und plünderten sie.

Vier lange Tage und Nächte hindurch erschreckten diese Schurken die Stadt. Keine anständig gekleidete Person durfte es wagen, sich auf der Straße zu zeigen, man schloß sich in den Häusern ein, jeden Augenblick den Besuch der Aufrührer fürchtend. Arme Neger versteckten sich in Keller, wo sie mehrere Tage lang ohne Nahrung blieben.

Der Muth des Pöbels wuchs, als er gewahr wurde, daß die Behörden nicht fähig und vielleicht auch nicht

willig waren, den Aufruhr zu unterdrücken. Gouverneur Seymour schien der allgemeinen Regierung nicht sehr zugethan und mißbilligte die Ziehung. Da er nicht wünschte, bei dem irischen Element der Bevölkerung seine Popularität zu verlieren, so handelte er mit tadelnswerther Nachsicht und Schlaffheit. Man hielt die Polizei und wenigen Soldaten zurück und beschränkte ihren Gebrauch der Waffen. Sie hatten den Befehl, nur mit Pulver auf die Aufrührer zu feuern, was natürlich denselben verderblichen Erfolg hatte, wie überall.

Als das Haus der Zeitung „Tribune" angegriffen wurde, stellte man einige Kanonen auf. Einige Kartätschenschüsse würden hingereicht haben, das feige Gesindel heulend davon zu jagen, während das Feuer mit Exerzierpatronen es nur ermuthigte.

Unter den bessern Klassen der Irländer gab es Manche, welche diese Scheußlichkeiten verabscheuten, und zu ihnen gehörte Oberst O'Brien. Als ein Trupp Aufrührer sich seinem Hause näherte, trat er heraus und redete sie in beruhigender Weise an und ermahnte sie, von ihrer Schlechtigkeit abzulassen. Man antwortete: „Nieder mit ihm! es ist ein Verräther — schlagt ihn todt!" — Man blieb nicht bei Worten. Der Oberst, schrecklich zerschlagen und zerstochen, sank auf seiner Schwelle nieder, und dann schleifte man ihn noch lebend durch den Schmutz. Alle

Bitten seiner Frau und seiner Kinder waren umsonst; der unglückliche Mann starb erst, nachdem man ihn vierundzwanzig Stunden lang gemartert hatte.

Der Aufruhr wüthete in allen Stadttheilen. War der Pöbel mit dem Hause eines Abolitionisten fertig, so brauchte nur eine Stimme aus dem Haufen zu schreien: „Fort nach X-Straße, nach dem Hause des Abolitionisten X,“ und die wüthende Menge stürzte dorthin.

Die aus Pennsylvanien in größter Eile zurückgerufenen Regimenter feuerten nicht mit Exerzirpatronen und wurden bald Herr des Aufruhrs. Sie tödteten eine große Menge Leute, erlitten indessen gleichfalls beträchtliche Verluste.

Salm stellte sich sogleich zur Disposition der städtischen Regierung, sammelte seine Rekruten, die noch durch Freiwillige verstärkt wurden, und führte sie gegen die Aufrührer.

Während seiner Abwesenheit und während solcher überall herrschenden Aufregung wollte ich nicht zu Hause bleiben und mich fürchten. In meinem gewöhnlichen Anzug in die Stadt zu gehen, wäre Tollheit gewesen, und ich beschloß daher, Kleider meiner hübschen Dienerin Ellen anzuziehen, die mich als eine Art von Sicherheitswache begleiten sollte, da sie eine Irländerin und ihr Dialekt der beste Paß war.

Die Szenen, die ich mit ansah, waren ebenso schrecklich als ekelhaft. Alle gemeinsten Leidenschaften waren entfesselt und zeigten sich in ihrer scheußlichsten Nacktheit. Die Gefahr in den Straßen war nicht so groß, denn die wenigen Soldaten und Schutzleute bemerkte man kaum in der flutenden Menge, und überdieß waren sie meistens zum Schutz öffentlicher Gebäude verwendet. Die Aufrührer machten was sie wollten, da die Bürger keinen Widerstand leisteten, sondern sich in ihren Häusern einschlossen, wo sie sicher genug waren, wenn man sie nicht als hervorragende Abolitionisten, sehr reiche Leute oder bei der Ziehung betheiligt kannte.

Die armen Neger fuhren umher wie gehetzte Hasen, und es war herzbrechend, ihr Jammergeschrei zu hören und ihre entsetzten Gesichter zu sehen, wenn sie von den irischen Teufeln gefangen wurden. Sich vermittelnd hinein zu mischen, würde ebenso nutzlos als gefährlich gewesen sein, wie es das Schicksal des Obersten O'Brien bewies, dessen Namen unter den Irländern berühmt war. Als ich einsah, daß ich nichts nützen konnte, und angeekelt und entsetzt von dem, was ich gesehen hatte, war ich froh, als ich wieder glücklich in meiner Wohnung ankam.

Trotz des Widerstandes des Gouverneurs Seymour blieb die Bundesregierung fest; die Ziehung wurde

durchgeführt, und strenge Maßregeln wurden getroffen, die Wiederholung solcher Unordnungen zu verhindern. New-York gewährte sehr bald wieder seinen gewöhnlichen Anblick.

General Sickles, der bei Gettysburg ein Bein verloren hatte, wurde zuerst nach Washington gebracht, allein als sein Zustand die Reise erlaubte, führte man ihn nach seiner bei New-York liegenden Villa, wo wir ihn während seiner Rekonvalescenz häufig besuchten.

Bei dieser Gelegenheit wurde ich mit Madame Sickles bekannt, deren Scheidungsprozeß mit allen skandalösen Details in den Zeitungen veröffentlicht war. General Sickles, ich vermuthe aus Mitleid, hatte sie wieder in sein Haus genommen. Er hätte sie für ihr Vergehen nicht härter strafen können, als er es durch diese grausame Güte that. Ihr Leben muß ein Martyrium gewesen sein, eine fortwährende Pönitenz. Ihr Gatte behandelte sie nicht rauh, aber mit einer so eisigen Kälte, die sie auch nicht einen Augenblick vergessen ließ, daß sie ihre Stellung verscherzt hatte und im Hause nur geduldet wurde.

Dieses Gefühl konnte man in ihrem schönen, traurigen Gesichte lesen. Sie war damals gegen dreißig Jahre alt und sah nichts weniger als frech oder frivol aus, sondern im Gegentheil sehr bescheiden und ruhig. Sie

war eine Blondine; da aber in einem Fieber ihr Haar sehr ausgegangen war, so trug sie stets französische Hauben, die selbst ihren Nacken bedeckten, welche kokette Coiffure sie sehr gut kleidete. Reue und Demüthigungen haben ohne Zweifel ihre Gesundheit angegriffen, und ich wundere mich nicht darüber, daß sie schon nach wenigen Jahren starb.

Es ist eine seltsame Welt! — Jedermann wirft seinen Stein auf eine Sünderin wie Madame Sickles, und die Frauen zeigen sich darin noch weit eifriger als die Männer. Ein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen, würde fast als ein Verbrechen betrachtet werden und selbst den Ruf der Vertheidigerin gefährden. Obgleich viele ihrer lieblosen Richterinnen gut thun möchten, sich an die Worte unseres Erlösers zu erinnern, haben nur wenige den moralischen Muth, diese der heuchlerischen Gesellschaft in's Gesicht zu schleudern; sie schleudern meistens lieber Steine wie die Andern. Feigheit ist das Hauptlaster der Gesellschaft. Ich bin nicht stark genug, gegen den Strom zu schwimmen, allein ich wundere mich nicht darüber, daß so viele aus dem sogenannten schwächern Geschlecht gegen die Parteilichkeit der gesellschaftlichen Gesetze revoltiren, welche dieselben Fehler, wenn sie von Ehemännern begangen werden, als Kleinigkeiten behandeln, obwohl der vor dem Altar geleistete Schwur doch

als gleich heilig und gleich bindend für beide Theile betrachtet werden sollte.

Während meines Aufenthalts in New-York wurde mir von vielen Familien viel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erwiesen. Ich kann nicht Alle nennen, deren ich mit herzlicher Dankbarkeit gedenke, darf jedoch nicht die Familie unerwähnt lassen, welche am meisten dazu beitrug, mir den sehr beschwerlichen Aufenthalt in New-York einigermaßen angenehm zu machen; es war die Familie des Herrn James Gordon Bennett, des verstorbenen, wohlbekannten Eigenthümers des New-York Herald. Ich war ein häufiger Gast in seinem prachtvollen Landsitz Fort Washington und in seiner palastähnlichen Residenz in der fünften Avenue.

Madame Bennett war eine stattliche, treffliche und außerordentlich gütige Frau, welche lange im Auslande gelebt und das Benehmen und die Haltung europäischer Damen sich angeeignet hatte. Ihr großer Reichthum kleidete sie gut, und sie wandte denselben in der geeignetsten und großmüthigsten Weise an. Als ihr Mann sie heirathete, schenkte er ihr eine oder zwei Ankündigungsspalten des Herald, — eine Revenue, die mit der Abonnentenzahl der Zeitung stieg und sich jährlich auf über dreißigtausend Dollars belief.

Herr James Gordon Bennett war ein großer, mage-

rer, breitschultriger schottischer Herr von großem Talent und großer Energie, welche durch den beinahe unerhörten Erfolg des New-York Herald, der unternehmendsten Zeitung der Welt, belohnt wurde. Bei seinem vor einigen Jahren erfolgten Tod brachten alle Zeitungen seine Biographie, und ich kann dieselbe als allgemein bekannt übergehen. Die letzte Expedition zur Aufsuchung des Dr. Livingstone, in welcher der Herald siegreich selbst mit der englischen Regierung wetteiferte, ist nur eines der vielen Beispiele von dem Unternehmungsgeist, mit welchem dieses große kosmopolitische Institut, New-York Herald genannt, von seinem Schöpfer geleitet wurde. Er war außerdem ein sehr guter Mann und außerordentlich freundlich gegen uns. Sein Andenken wird mir stets werth und heilig sein.

Sein Sohn und Erbe seiner vielen hinterlassenen Millionen, James Bennett, war damals ein angenehmer, flotter junger Mann. Er war und ist wahrscheinlich noch ein großer Sportsman, hatte die schönsten Pferde auf der Rennbahn und zeichnete sich besonders auf dem Wasser aus. Seine kühne und wundervolle Fahrt in seiner Yacht über das atlantische Meer ist noch frisch im Gedächtniß Vieler.

Fort Washington war ein prachtvolles Gut im englischen Styl mit schönen Anlagen und einem großen Park.

Da ich eine große Freundin von Hunden bin, so interessirte ich mich sehr lebhaft für die Sammlung dieser Thiere, welche Herr Bennett in sehr hübschen Ställen hielt. Dort sah man über fünfzig Hunde von allen möglichen Gattungen. Ich war sehr erfreut, als er mir einen jungen Hund von besonders edler Rasse schenkte: einen glatthaarigen, schwarzen Pinscher mit gelben Abzeichen, die man in England „black and tan terriers" nennt. Da dieses kleine Geschöpf ein sehr wichtiges Glied meines Hausstandes wurde, welches Jedermann und mich selbst am meisten tyrannisirte und das noch heute thut; da dieser vierbeinige Despot mich, wie mein Schatten, überall hin begleitete und in diesem Buche nothwendiger Weise häufig genannt werden wird, so erfülle ich nur eine seiner Würde gebührende Pflicht, wenn ich über ihn und seine erste Jugend einige Worte sage.

Das kleine Geschöpf, welches von seiner spätern Berühmtheit nicht die allergeringste Ahnung hatte, empfing in der Taufe, die bei Madame Bennett über einer Bowle Punsch vollzogen wurde, den gewöhnlichen Namen „Jimmy" und wurde in meiner Tasche nach Hause getragen. Dort wurde er zunächst in meinem Waschbecken gebadet, um alle Hundestallreminiscenzen zu entfernen, in meinem Bette getrocknet und abwechselnd von mir und Salm gehätschelt. Eine Milchflasche, wie sie für kleine Kinder gebraucht

wird, war angeschafft und mit lauwarmer Milch gefüllt worden; allein Jimmy wandte sich mit Verachtung davon ab und wir waren in Verzweiflung, denn seine Klagetöne zerrissen unsere Herzen. Salm hatte eine böse Nacht, denn er mußte, wie sich von selbst versteht, aufstehen, Milch über Spiritus wärmen und tänzelnd im Zimmer auf- und abgehen, wie andere zärtliche junge Väter zu thun pflegen. Wir waren überglücklich, als wir endlich die große Entdeckung machten, daß Jimmy gebackene Austern und das Gelbe von Eiern leidenschaftlich gern aß, woraus man erkennen konnte, daß er vom höchsten Hundeadel war. Bei dieser einfachen Kost gedieh er an Leib und Seele mit wunderbarer Schnelligkeit und entdeckte bald, daß Lendenbraten, vorzüglich aber Kalbsbraten, vortreffliche Gerichte seien, für welche letztern Fleischsorten er bis in sein reifes Alter eine besondere Vorliebe bewahrt hat. Für meine Tasche wurde er sehr bald zu umfangreich; er wuchs schnell und wurde ein wunderschöner Hund von ziemlicher Größe (er wiegt jetzt sechzehn Pfund) mit ungeheuer großen, hellen Augen und einem Fell schwarz und sanft wie Sammet.

Eine andere Dame, die mir viel Freundlichkeit erzeigte, und deren ich mich mit vielem Vergnügen erinnere, war Madame James Speier, die Frau eines reichen Börsenmaklers. Sie war eine Engländerin aus einer

vornehmen adeligen Familie, und ich gewann sie sehr lieb. Sie war „blond, fett und vierzig“, aber sehr lebhaft und zu jener Zeit eine enthusiastische Spiritualistin.

Die spiritualistische Epidemie begann damals in Amerika zu wüthen. Man hörte von nichts reden als von Geistern und Mediums. Alle Tische und sonstigen Möbel schienen lebendig geworden zu sein, und man konnte sich auf keinen Stuhl setzen, ohne ihn in spiritualistischem Verdacht zu haben.

Als ich Madame Speier kennen lernte, war sie noch im ersten Stadium des Enthusiasmus und äußerst begierig, Jedermann zu ihrem neuen Glauben zu bekehren, welcher all' unsere alten Ideen über den Haufen warf und in direktem Widerspruch mit den Lehren meiner Religion war. Ich behandelte daher den Spiritualismus als eine Ketzerei und vertheidigte mich nach besten Kräften gegen seine ansteckende Kraft. Jemehr ich indessen zweifelte, desto eifriger strebte Madame Speier danach, mich zu überzeugen. Ihr Mann, der, wie die meisten Makler, mehr Materialist als Spiritualist war, behandelte diese neumodischen Dinge als Täuschung und Humbug; da er aber auch ein wohlgezogener Gatte war, so ließ er seine Frau thun was sie wollte, sich mit der Hoffnung tröstend, daß diese Modethorheit mit der Zeit aussterben und einer andern Platz machen werde, welche dem Gehirn weniger schädlich wäre.

Man hat mir gesagt, daß der Spiritualismus, wie auch der damit zusammenhängende Mesmerismus, aus Deutschland stamme. Obwohl der Glauben daran in Deutschland gänzlich ausgestorben zu sein scheint, so steht er doch in Amerika und in England noch in voller Blüte, wo der Spiritualismus in all' seinen vielen verschiedenen Schattirungen trotz gesundem Menschenverstand und Religion noch Tausende von Anhängern hat.

Es würde beinahe unmöglich sein und mich zu weit abführen, alle Nüancen dieser neuen Sekte zu beschreiben, welche Mesmeristen, Somnambulisten, Freilieber u. s. w. u. s. w. einschließt. Der Hauptsatz dieser Lehre ist indessen, wie ich sie wenigstens verstehe, der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen nicht diese Erde verlassen, sondern daß sie unsichtbar unter uns bleiben, verschiedene Sphären einnehmen und mehr oder weniger wichtige Pflichten zu erfüllen haben, je nach dem mehr oder weniger tugendhaften Leben im Fleische. Manche, die Böses gethan haben, werden böse Geister und widerstehen den guten. Welche Pflichten all' den Geistern verschiedener Sphären zugeschrieben werden, konnte ich nicht genau ausfinden, aber ich konnte mir nicht denken, daß das Verursachen seltsamen Geräusches, das Tanzenmachen von Tischen und das Vollführen von allerlei unnützen und kindischen Streichen als ihre einzige Beschäftigung betrachtet werden sollte.

Obwohl ich, wie erwähnt, dieser Epidemie auf Grund der Religion und des gesunden Menschenverstandes widerstrebte, so wurde ich doch unwillkürlich durch diese seltsame Verirrung interessirt und angezogen, und versucht, Zeuge einiger Manifestationen des Spiritualismus zu werden. Der Prinz versuchte mir diesen Wunsch auszureden, da er befürchtete, daß die Aufregung zu sehr auf meine Einbildungskraft wirken möchte. Ich unterließ es daher, einige solche Schaustellungen professioneller Spiritualisten zu besuchen, widerstand aber nicht den Bitten der Madame Speier, einer spiritualistischen Unterhaltung zu Hause beizuwohnen, wogegen der gute Salm nichts einzuwenden hatte.

Madame Speier hatte mich mehreren großen Mediums vorgestellt. Eins derselben war ein „klopfendes", ein anderes ein „tippendes" und noch ein anderes ein „schreibendes" Medium. Das klopfende Medium, welches nämlich mit den Geistern durch Klopfen verkehrte, die seine Fragen durch eine gewisse Anzahl „ja" oder „nein" bedeutende Schläge beantworteten, war ein sehr hübsches Mädchen Namens Anna Sugdon. Den Namen des tippenden Mediums habe ich vergessen; sie ließ die Geister Tische und andere schwere Möbel umkippen, allein zu welchem Zwecke konnte ich nicht ergründen. Das schreibende Medium war eine Madame Heath Adams.

Sie veranlaßte ihr befreundete Geister, andere zu bewegen, durch sie allerlei Fragen in derselben Handschrift zu beantworten, die sie gehabt hatten, als sie noch auf der Erde im Fleisch lebten.

Diese Madame Heath Adams wurde förmlich berühmt. Sie begab sich später zur Potomac-Armee und bekehrte die Soldaten zu ihrem Glauben, verursachte aber unter denselben solche Aufregung und Verwirrung, daß die Generale es nicht dulden konnten und sie aus dem Lager auswiesen als eine Fanatikerin, die in ein Narrenhaus gehöre.

Eines Abends kamen Madame Speier, diese Mediums und andere Damen zu einer spiritualistischen Unterhaltung in meine Wohnung. Wir saßen Alle voller Erwartung in einem großen Zimmer an einem Tisch. Die Gaslichter wurden heruntergeschraubt, so daß ein Dämmerlicht entstand, welches den Geistern angenehm war. Die Geister ließen lange auf sich warten, und die Schläge, durch welche sie endlich ihre Anwesenheit anzeigten, waren sehr schwach und furchtsam. Fräulein Sugdon erklärte das damit, daß „der Tisch noch nicht genug geladen sei“, und ermahnte uns zur Geduld. Wir waren geduldig, allein durch das Warten stieg die Aufregung und Furcht jeden Augenblick mehr und mehr. Endlich wurde das Klopfen lauter und die Geister machten solchen Lärm, daß ich wirklich besorgte, mein Tisch würde in Stücke ge-

schlagen werden. Nun schlug das Medium vor, den Geistern in Gedanken Fragen vorzulegen, worauf sie durch „ja“ oder „nein“ bedeutende Schläge antworten würden, was zu allgemeiner Zufriedenheit geschah.

Obgleich ich die Damen sehen und ihre Bewegungen zu überwachen im Stande war, so konnte ich mich doch nicht des Verdachts erwehren, daß diese Schläge von ihnen ausgingen und fragte daher, ob die Gewalt der Geister sich nur auf den Tisch erstrecke, worauf mir das Medium frei stellte, in Gedanken den Wunsch zu formen, die Schläge an irgend einem andern Ort zu hören. Das that ich und hatte kaum gewünscht, sie in einer fernen Ecke des Zimmers zu hören, als dort ein ungeheurer Lärm entstand. Da mein Verdacht noch nicht beruhigt war, so wünschte ich die Schläge an der Zimmerdecke zu hören, und kaum hatte ich es gedacht, als gegen die Decke so starke Schläge erschallten, daß ich fürchtete, sie werde herunterstürzen. Das war mehr, als einige der Gesellschaft aushalten konnten; sie schrieen laut auf und wurden ohnmächtig, so daß das Gas wieder angedreht werden mußte.

Als die Gemüther sich durch Zureden wieder beruhigt hatten, wurde das Gas ganz abgedreht und wir saßen Alle im Dunkel. Sogleich blitzten Lichter durch das Zimmer, schienen gegen die Wände oder die Decke wie aus einer Blendlaterne. Wir hatten ein Gefühl, als

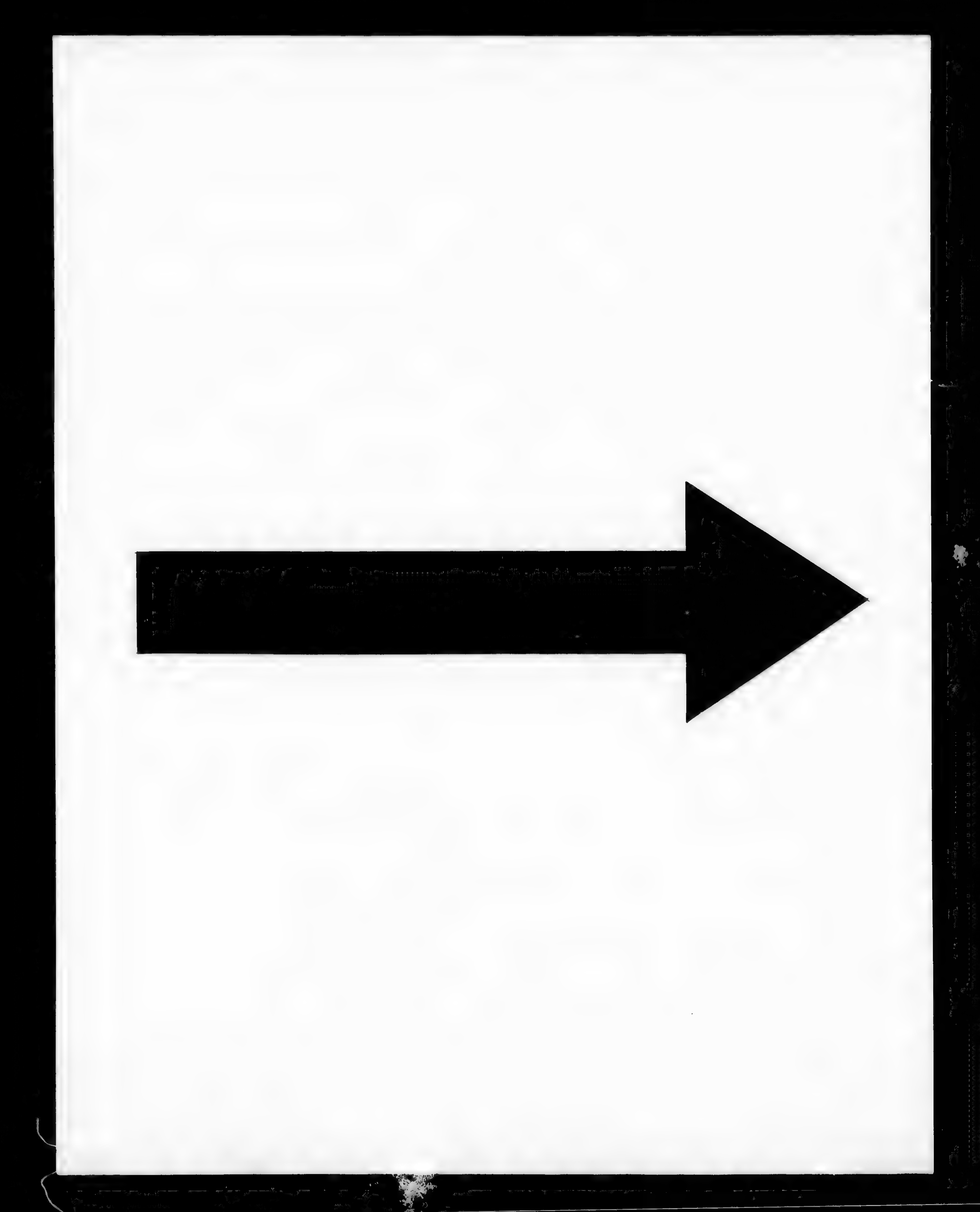
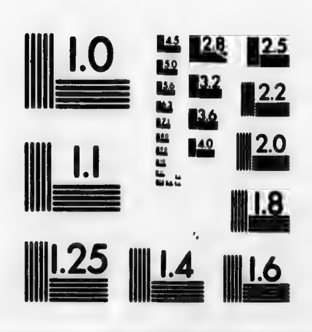


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"



2.8
2.5
3.2
2.2
2.0
1.8
1.1
1.0

blase etwas in unsere Gesichter, und selbst kleine Körperchen, wie feiner Sand, wurden dagegen geworfen. In den umherfliehenden Lichtscheinen sahen wir gespensterhafte Hände, und die Aufregung und Furcht wurde bei einigen der Anwesenden so groß, daß die Lichter wieder angezündet werden mußten. Die Mediums erklärten, daß ihre Kraft erschöpft sei, und die spiritualistische Unterhaltung endete damit.

Troß all' dem Gesehenen blieb ich ungläubig, allein Felix, der den Eindruck gefürchtet hatte, welchen die ganze Prozedur auf mich machen würde, war sehr aufgeregt und bekehrt.

Madame Speier triumphirte und war ganz ärgerlich über meine Verstocktheit. Sie beklagte nichts mehr, als daß sie kein Medium sei und die Geister nichts mit ihr zu thun haben wollten. Ich schien mehr begünstigt, wenigstens erklärten die Medien, daß ich ein sehendes Medium sei. Aber troß ihrer Versicherungen konnte ich nichts sehen, obgleich ich mir alle Mühe gab, ihnen gefällig zu sein und zu diesem Ende Visionen vorgab, was sie indessen bald entdeckten und als einen nicht passenden Scherz übel nahmen. Sie sagten, daß die Geister über meinen Unglauben beleidigt und unwillig seien, in der Gegenwart von Spöttern ihre Manifestationen zu machen.

Wir hatten viele solcher spiritualistischen Unterhaltungen, die in der That unterhaltend waren. Obgleich ich an

keine übernatürlichen Ursachen glaubte, war ich doch in Verlegenheit, zu erklären, wie die Dinge, die ich gesehen hatte, hervorgebracht sein konnten, denn sie waren wirklich überraschend und wundervoll und wohl geeignet, schwache und phantasiereiche Köpfe zu verdrehen.

Manchmal wollten die Dinge nicht in regelrechter Weise vor sich gehen. Die Fragen wurden alle falsch beantwortet und die ganze spiritualistische Welt schien in Verwirrung. Die Medien waren nicht in Verlegenheit um eine Erklärung dieses abnormen Zustandes. Sie schrieben denselben dem Einfluß der bösen Geister zu, welche die Handlungen der guten Geister vereitelten, und wir wurden gebeten, diese durch unsern magnetischen Einfluß zu unterstützen. Es gelang uns; die bösen Geister wurden von den Plätzen vertrieben, die sie sich angemaßt hatten, und die Dinge verliefen in der regulären spiritualistischen Weise.

Es war sehr interessant, das Gebahren des schreibenden Mediums zu beobachten. Wenn Madame Heath Adams mit den Geistern in Verbindung trat, verfiel sie beinahe in Krämpfe; ihre Hände bewegten sich konvulsivisch, und ehe man entdecken konnte, wie es geschah, waren die Antworten auf gedachte Fragen in fremden Schriftzügen auf Papier geschrieben und oft mit dem Namen der todten Person unterzeichnet, die man befragt hatte.

Da Jedermann mehr oder weniger durch diese spiritualistischen Kundgebungen aufgeregt war, so machte auch Madame Bennett keine Ausnahme und wurde neugierig, einige derselben mit anzusehen. Sie lud daher einen Professor des Spiritualismus, dessen Namen ich vergessen habe, ein, seine Künste vor einer Gesellschaft in ihrem Hause sehen zu lassen. Wir saßen in ihrem Frontparlor, und die Flügelthür zum hintern Parlor war geschlossen. Die Geister beeilten sich, der Aufforderung des Professors zu folgen. Wir sahen wieder Lichtscheine und auch mysteriöse Hände. Als wir aufgefordert wurden, irgend einen Wunsch zu denken, den die Geister ausführen sollten — die Gaslichter waren heruntergedreht und gaben nur ein schwaches Licht — wünschte Madame Bennett ein sehr großes Notenbuch zu haben, welches bei dem Piano im hintern Parlor unter einer ganzen Last anderer Bücher lag. Kaum hatte sie den Wunsch ausgedacht, als mit einem lauten Schlag das gewünschte schwere Buch vor ihr auf den Tisch fiel, an welchem wir Alle saßen. Madame Bennett war so erschrocken, daß sie in Ohnmacht fiel. Sie wollte nichts weiter mit den Geistern zu thun haben und nahm nie wieder an unsern Unterhaltungen Theil.

Madame Speier wurde jedoch immer gläubiger und immer begieriger, mich zu bekehren. Zu diesem Ende arrangirte sie eine Privatsitzung in ihrem Hause, bei welcher

nur sie, Fräulein Anna Sugdon und ich zugegen sein sollten. Ich willigte ein, und wir saßen eines Abends an einem sehr soliden Nußbaumtisch mit dicken, schweren Füßen; das Gas war beinahe ausgedreht. Die Geister gehorchten Fräulein Sugdon und erwarteten ihre Befehle. Sie ersuchte mich, etwas zu wünschen, das schwieriger auszuführen sei als gewöhnlich, und da ich die ungewöhnliche Solidität des Tisches bemerkt hatte, an dem wir saßen, so wünschte ich, daß die Geister den Tisch zerbrechen, das ist, einen seiner massigen Füße abbrechen möchten. Fräulein Anna Sugdon berieth sich mit ihrem spiritus familiaris, dessen Namen, sagte sie, Seth sei, und auf die Frage, ob er thun könne, was ich wünsche, antwortete er, daß es schwierig sei, er es aber versuchen wolle.

Sehr bald hörten wir ein Geräusch gleich dem durch fernes, sehr schnelles Sägen hervorgebracht, untermischt mit gedämpften Hammerschlägen. Dieses seltsame Geräusch hatte beinahe eine halbe Stunde gedauert, als der Tisch plötzlich sein Gleichgewicht verlor und gegen meinen Schooß fiel. Als ich ihn bei Licht untersuchte, fand ich, daß eines seiner Beine abgesägt war. Der Schnitt war ganz glatt, wie mit einem scharfen Messer oder einer ganz feinen Säge gemacht; aber all' mein sorgfältiges Suchen nach einer Spur von Sägespänen war vergebens. Ma-

dame Speier triumphirte wieder und ärgerte sich wieder, daß ich immer noch nicht glauben wollte.

Ich habe die Fakta erzählt, wie ich sie gesehen habe. Sie sind wirklich merkwürdig, und ich kann sie nicht erklären, allein diese klopfenden und lärmenden Geister sind doch gar zu abgeschmackt.

Als ich später nach Washington ging, gab mir Fräulein Sugdon einen Empfehlungsbrief an ein berühmtes „tipping"=Medium, und als Salm mich einst dort besuchte, luden wir die Dame ein, die Gesellschaft mit ihren spiritualistischen Künsten zu unterhalten. Sie setzte sich, um zu spielen, an ein sehr schweres Piano, welches nach einiger Zeit anfing, sich zu bewegen, das heißt, zwei seiner Füße hoben sich einige Zoll vom Boden in die Höhe. Wir waren erstaunt, allein die anwesenden Herren lachten, und Salm sagte, er sei auch ein tipping-Medium und könne dasselbe Kunststück ohne Hülfe der Geister fertig bringen. Er setzte sich, und nachdem er seine Finger hatte über die Tasten laufen lassen, bewegte sich das Piano in derselben Weise wie vorher. Er zwängte sehr einfach seine Kniee unter das Instrument und hob mit denselben die vordere Seite desselben einige Zoll in die Höhe. Das ertappte Medium erhielt seine fünf Dollars und zog sich etwas beschämt zurück.

Salm's Angelegenheiten gingen unterdessen nicht vor-

wärts. Die Abneigung des Volkes gegen den Militärdienst wurde täglich entschiedener. Die gezogenen Leute wurden zur Kompletirung alter Regimenter verwendet; allein es war unmöglich, neue aus Freiwilligen zu bilden, trotz der hohen bounty, die geboten wurden. Der arme Salm verzweifelte, denn er konnte das verlangte Minimum von siebenhundert Mann nicht zusammenbringen und hatte weiter nichts für seine Mühe, als schwere Kosten. Er that mir sehr leid, und ich zermarterte mein Gehirn, einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden. Da ich ihm einmal geholfen hatte, so bildete ich mir ein, es wieder zu können. Ich berieth mich mit meinem spiritus familiaris, dem lieben alten Senator Harris, welcher mir den Gedanken eingab, es in Washington mit dem General-Provost-Marshal der Vereinigten Staaten zu versuchen, von dem er wußte, daß er eine gute Anzahl Leute zu seiner Disposition habe. Ich ergriff den Gedanken mit großer Begierde, und ohne Salm zu sagen, was ich beabsichtigte, gab er mir Urlaub nach Washington auf den Vorwand hin, daß ich meine Schwester besuchen wolle, welche krank war.

VI.

Ich weiß nicht mehr wie es zuging, daß der General-Provost-Marshal Leute zu seiner Disposition hatte, welche in keinem Regiment enrolirt waren, allein es war so, und das genügt. Die wichtige Stelle eines General-Provost-Marshals der Vereinigten Staaten wurde während des ganzen Krieges von Oberst — bald darauf General — James B. Fry eingenommen, einem Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, der ein großer Favorit des Kriegsministers Stanton war. Ich kannte ihn nicht persönlich, hatte aber gehört, daß er, obwohl strenge im Dienst, ein sehr guter Mann sei, der von seinen Untergebenen nicht nur sehr geachtet, sondern auch geliebt wurde. Es war mir ein Trost, daß er verheirathet war, aber trotzdem war mir das Herz sehr schwer, als ich in das Kriegsministerium ging und Oberst Fry meine Karte sandte. Ich wurde sogleich angenommen.

Oberst Fry war ein großer, schlanker, sehr eleganter und schöner blonder Mann mit einem ernsten, aber gütigen

Gesicht. Er war sehr ruhig und gemessen in seinem Wesen und ziemlich sparsam mit Worten; allein er hörte mit großer Aufmerksamkeit an, was ich ihm vorstellte.

Ich schilderte die schwierige Lage, in welcher sich mein Mann befand, erwähnte die Dienste, die er geleistet, und seinen Kummer darüber, daß er verhindert war, an den auf dem Kriegsschauplatz vorgehenden wichtigen Ereignissen Theil zu nehmen. Ich erwähnte, wie Senator Harris mir mitgetheilt, daß er Mannschaften zu seiner Disposition habe, und da diese doch irgendwo eingestellt werden müßten, so bäte ich ihn, meinem Gatten den Vorzug zu geben.

Der Oberst unterbrach mich nicht. Als ich fertig war, bestätigte er, daß er einige hundert Mann habe, fügte jedoch hinzu, daß er augenblicklich nicht im Stande sei, mir zu sagen, ob er sie dem 68. new-yorker Regiment zutheilen könne, versprach indessen, es mich so bald als irgend möglich wissen zu lassen. Damit verbeugte er sich höflich, und ich ging, ohne zu wissen, ob ich irgend welche Hoffnung hatte, denn das Gesicht des Obersten war ein Buch mit sieben Siegeln und verrieth nicht im Geringsten, was er dachte.

Als ich nach vielen Stunden angstvollen Wartens noch keinen Bescheid hatte, wurde ich ganz zweifelhaft und niedergeschlagen, denn ich konnte mir wohl denken,

daß unter den obwaltenden Umständen sich Viele um diese Rekruten bewarben. Ich war daher wie elektrisirt von freudiger Hoffnung, als endlich die Karte des Obersten gebracht wurde, denn, schloß ich, wenn er mir eine ungünstige Antwort zu bringen hätte, würde er sie schwerlich in Person bringen wollen.

Ich täuschte mich nicht. Der Oberst war nicht so hart, wie er zuerst erschien; ihm gefiel vielmehr der Eifer, den ich für meinen Gatten an den Tag legte, und er versprach, alle Mannschaften, die er hatte, dem 68. Regiment zuzutheilen. Ich war außer mir vor Freude über meinen Erfolg, und da l'appetit vient en mangeant, versuchte ich noch mehr Leute zu bekommen, denn selbst mit Denen, die er mir geben konnte, wurde die erforderliche Zahl noch nicht voll gemacht.

Obwohl nun der Oberst im Augenblick nicht mehr Leute zur Verfügung hatte, versprach er mir doch seinen Beistand und stellte mich zu diesem Ende seinem Freunde, Herrn Yates, dem Gouverneur des Staates Illinois, vor, der zu jener Zeit in Washington war.

Se. Excellenz war ein ausgezeichneter, einflußreicher Politiker und angenehmer Mann. Er hatte, glaub' ich, die Vierzig passirt und sein wohl gepflegtes, leicht gelocktes braunes Haar war mit Grau gesprengelt. Seine Gesichtsfarbe war rein und blühend; sein angenehmes,

äußerst intelligentes Gesicht glatt rasirt; er trug weder Backen- noch Schnurrbart. Er kleidete sich mit großer Sorgfalt und Eleganz und glich im Allgemeinen mehr einem Europäer als einem Amerikaner. Man sagte indessen von ihm, daß er, wie leider zu viele ausgezeichnete amerikanische Staatsmänner, Cognac und Wasser etwas zu sehr liebe, ein Geschmack, den ich bei vielen Senatoren entdeckte, obwohl ich gestehen muß, daß ich niemals Gelegenheit hatte, die Wirkungen desselben an Herrn Yates zu bemerken.

Dieser populäre Fehler wurde in der That den ausgezeichnetsten Personen zugeschrieben, zum Beispiel Präsident Johnson, Herrn W. H. Seward und General Grant. Ich würde nicht davon reden, wenn es nicht allgemein bekannt wäre, obwohl ich hinzufügen muß, daß die Beschuldigung der Trunksucht ein sehr gewöhnlicher Parteikniff war. In Bezug hierauf erzählte man eine hübsche Anekdote vom Präsident Lincoln.

Als General Grant im Westen befehligte, hatte er viele einflußreiche Feinde, welche ihn gern entfernt hätten. Zu diesem Ende sandten sie Deputationen an Herrn Lincoln, welche die Absetzung von General Grant auf Grund seiner Unmäßigkeit im Trinken verlangten. Eine dieser Deputationen traf in Washington ein zugleich mit der Nachricht von einem Siege, den der General erfochten

hatte. Als die Mäßigkeits-Deputation dem Präsidenten den Zweck ihrer Sendung auseinandersetzte, unterbrach derselbe sehr eifrig den Sprecher, indem er sagte: „Bitte, Herr, wollen Sie nicht so gütig sein, mir die Adresse des Hauses anzugeben, von welchem General Grant seinen Whisky bezieht?“ — Die erstaunten Deputirten wußten sie nicht, waren aber neugierig zu hören, warum der Präsident diese Frage thue. „O,“ antwortete Herr Lincoln lächelnd, „ich möchte gern jedem kommandirenden General ein Fäßchen von derselben Sorte schicken, da sie eine so siegreiche Wirkung hat.“

Ich könnte manche sehr auffallende Beispiele der Trunksucht aus der sehr ehrwürdigen Versammlung des Senates anführen, und merkwürdiger Weise repräsentirten Einige derselben Staaten, wo die Mäßigkeitsgesetze mit der äußersten Strenge gehandhabt wurden.

Einer der berüchtigtsten Trunkenbolde unter den Senatoren war indessen General M'Dougall, welcher den Staat Kalifornien repräsentirte. Jeder, der in Washington gewesen ist zu jener Zeit, wird sich seiner erinnern, denn man sah ihn überall, und seine Erscheinung war sehr auffallend. Er war ein kleiner magerer Mann mit ziemlich langem weißen Haar, einem kühnen, aber angenehmen und intelligenten Gesicht, der meistens einen altmodischen blauen Frack mit gelben Metallknöpfen, eine

doppelbrüstige, weitläufige weiße Weste, unordentliches weißes Halstuch und einen sehr breitkrämpigen Panamahut trug.

General M'Dougall war ein Mann von bedeutendem Talent, ein sehr guter Redner, voll von Witz, und seine Antworten und Einwürfe waren schnell und geistvoll und sehr gefürchtet. In Washington umherbummelnd, selbst wenn der Kongreß nicht in Sitzung war, ruinirte er seinen Verstand und Ruf durch Trinken. Man sah ihn häufig eingeschlafen in seinem Senatorenstuhl, und wenn seine Stimme gebraucht wurde, mußten ihn seine Nachbarn aufwecken.

Es war verboten worden, Branntwein in den Restaurationen im Kapitol zu verkaufen, aber M'Dougall hatte stets, besonders in den Abendsitzungen, eine große Flasche Cognac in seiner Tasche.

Salm kam einst von einem Frühstück bei Hammacks, einem großen Restaurateur in der Pennsylvania-Avenue, und erzählte mir halb lachend, halb empört, daß Senator M'Dougall im öffentlichen Schenkzimmer einen irischen Gig getanzt habe!

M'Dougall's Mischung war in allen Schenkzimmern bekannt; sie bestand aus einem Schoppenglase, halb mit Cognac, halb mit Whisky gefüllt und durch etwas Zucker und Zitronenschale gewürzt. M'Dougall hatte sich bald

zu Tode getrunken, was andere Senatoren zum Nachdenken brachte, so daß sie das Mäßigkeitsgelübde ablegten; ich hörte, daß Gouverneur Yates unter ihnen war.

Da ich häufig mit General Fry und Gouverneur Yates zu verhandeln hatte, so wurden wir bald befreundet, und ich brachte manche angenehme Stunden in der Gesellschaft dieser ausgezeichneten Männer zu.

Die Gesellschaft war damals in Washington ziemlich aus den Fugen, denn fast alle vornehmen Familien waren nahe mit den Rebellen verwandt; sie hatten die Stadt verlassen und ihre Häuser zugeschlossen, von denen viele von der Regierung in Beschlag genommen und für öffentliche Zwecke benutzt wurden, wie zum Beispiel das Haus des Herrn Corcoran, welcher indessen nicht zu den Rebellen, sondern nach Europa gegangen war, wie so viele Andere, die sich für keine Partei erklären wollten. Die alten virginischen Familien, die gewöhnlich den Winter in Washington zubrachten, blieben auch weg, und die ganze Bevölkerung hatte ihren Charakter verändert.

Die Hotels waren die Mittelpunkte der sehr bunten und gemischten Gesellschaft. Die Washingtoner hielten sich davon entfernt, und die temporäre Einwohnerschaft amüsirte sich, so gut sie konnte, untereinander. Die eleganten und geräumigen Gesellschaftssäle bei Willards, im Metropolitan- und National-Hotel waren stets gefüllt, und

die dort abgehaltenen Bälle, in Amerika „Hopps“ genannt, ebenfalls.

Ich nahm natürlich Theil an diesen Unterhaltungen, denn da ich niemals den Zweck meines Aufenthalts in Washington aus dem Gesichte verlor, so mußte ich die Orte besuchen, wo ich eine Gelegenheit hatte, diejenigen Leute zu sehen, die mir Beistand leisten konnten. General Fry war in dieser Beziehung sehr gütig und wandte seinen Einfluß auf Gouverneur Yates mit Erfolg an. Derselbe versprach mir eine Kompagnie von Illinois, sagte aber, daß er sie nicht von einer new-yorker Landpomeranze befehligt haben wollte, und schlug vor — mich zum Hauptmann der Kompagnie zu ernennen. Er hielt sein Wort; ich erhielt von ihm das Hauptmanns-Patent und Hauptmanns-Gehalt, welches, sagte er, mich einigermaßen für die Kosten entschädigen werde, die ich durch den Beistand gehabt, den ich kranken und verwundeten Soldaten geleistet hatte, für deren Behandlung ich mich sehr interessirte.

Während meines damaligen Aufenthaltes in Washington wurde ich mit Frau von Corvin bekannt, die von London gekommen war, um bei ihrem Manne, dem Obersten, zu bleiben. Sie ist durch die Memoiren desselben gleichfalls allgemein bekannt, und ich habe nur zu sagen, daß der günstige Eindruck, den sie beim Lesen des

Buches hervorbringt, bei näherer persönlicher Bekanntschaft durch diese sehr gute und liebenswürdige Dame vollkommen gerechtfertigt wird. Salm war außerordentlich für sie eingenommen und sehr erfreut darüber, daß wir Freundinnen wurden. Während der Revolution in Deutschland hatte Frau von Corvin einen Kursus der Wundarzneikunst durchgemacht, und war ebenso sehr wie ich in der Behandlung verwundeter Soldaten und Hospitalangelegenheiten interessirt.

Die amerikanische Regierung sowie das Volk thaten ihr Aeußerstes für das Wohlbefinden und den Comfort ihrer Soldaten, und ihre Freigebigkeit zu diesem Zwecke war unbegrenzt. Ich habe schon erwähnt, wie die Regierung für sie im Felde sorgte und wie sie sich bemühte, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, welche hauptsächlich aus den großen Entfernungen, dem schlechten Zustand der von den Eisenbahnlinien und schiffbaren Flüssen entfernten Landstraßen entstanden, wie auch aus der Unsicherheit derselben in den revoltirenden Staaten.

Die größte Sorgfalt wurde den kranken und verwundeten Soldaten gewidmet, und obgleich es schwierig war, so viele kompetente Wundärzte zu finden, als einer Armee von beinahe einer Million nöthig waren, die sich über einen Raum größer als Europa ausbreitete; obgleich am Anfang die Erfahrung mangelte, so überwand doch

der praktische Sinn der Amerikaner und ihre gänzliche Rücksichtslosigkeit in Bezug auf Kosten alle Schwierigkeiten in einer Weise, daß ihre sanitären Einrichtungen durch die ganze Welt berühmt wurden, und fremde Nationen kompetente Männer sandten, sie zu studiren.

Während des letzten französischen Krieges war ich ausschließlich mit diesem Zweige beschäftigt, wovon ich an seiner Stelle weitläufiger reden werde. Ich bin daher wohl im Stande, Vergleiche anzustellen und zu beurtheilen, was praktisch ist und was es nicht ist.

Wenn man die sanitären Einrichtungen in Deutschland und in Amerika vergleicht, darf man nicht vergessen, daß Deutschland nicht größer ist, wie mancher einzelne der sechsunddreißig amerikanischen Staaten; daß diese zusammen nicht mehr Einwohner zählen als Deutschland und daß kaum die Hälfte derselben auf der Seite der Union waren. Es muß ferner in Betracht gezogen werden, daß in Deutschland und Frankreich Städte und Dörfer dicht beisammen liegen, während sie in jenen Staaten, welche der Haupt-Kriegsschauplatz waren, sehr dünn gesäet sind. So groß und bewundernswerth auch die Leistungen der deutschen Nation für ihre Krieger waren, so hatte doch die amerikanische den großen Vortheil vor ihr voraus, daß sie viel reicher war, und daß sie mit größter Leichtigkeit Summen zusammenbringen

konnte, woran man in Deutschland nicht einmal zu denken wagen darf. Die Deutschen glichen diesen Nachtheil so viel sie konnten durch ihre persönliche Theilnahme aus, was in Amerika weit weniger der Fall war, nicht aus Mangel an Enthusiasmus oder Aufopferungsgeist, sondern mehr aus Gründen, die aus lokalen Umständen hervorgingen, die ich bereits erwähnte, und außerdem aus manchen amerikanischen Eigenheiten.

Im französischen Krieg waren eine große Menge Damen in dem wohlthätigen Werk der Pflege der Kranken und Verwundeten im Felde beschäftigt, und ihre aufopfernden Bemühungen können nicht genug gewürdigt und gepriesen werden. Ihr Beistand würde um so wünschenswerther in Amerika gewesen sein, als alle dienstfähigen Männer für den aktiven Dienst gebraucht wurden. Damen war es indessen nicht gestattet, die Verwundeten im Felde zu verpflegen, und ich bin der Ansicht, daß diese Maßregel ebenso weise als rücksichtsvoll war, da die Beschwerden, welche sie zu erdulden gehabt hätten, ihre Kräfte überschritten haben würden.

Die Schicklichkeit der Frauenpflege in Hospitälern ist oft diskutirt worden. Wir werden später sehen, wie sie in dem französischen Kriege wirkte, und über ihre Vortheile und Nachtheile zu reden haben; ich will hier nur einige Worte darüber sagen, wie die letzteren

durch die praktischen amerikanischen Frauen vermindert wurden.

Es kann nicht abgeleugnet werden, daß die Anwesenheit feiner Damen für die verwundeten Soldaten, die meistens zu den geringern Klassen gehören, oft mehr lästig als tröstlich ist, so sehr sie auch die sanfte Art und Weise und die Leichtigkeit der Hand weiblicher Krankenwärter anerkennen. Einer kostbar und modisch gekleideten Dame wird ein verwundeter Soldat selten Zutrauen schenken: das Erscheinen einer solchen Wärterin macht ihn stets unbehaglich. Dieses Gefühl wurde in Amerika durch eine sehr einfache Regel gemildert. Alle in Hospitälern gebrauchten, bezahlten oder freiwilligen, Wärterinnen, Dienstmädchen oder Damen, hatten sämmtlich dieselbe Kleidung zu tragen, welche sehr derjenigen der barmherzigen Schwestern glich. Dieß war sehr wichtig. Der Soldat sah in ihnen nur weibliche Krankenpfleger, deren Pflicht es war, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und nicht über ihnen stehende Damen, welche sich herabließen, sich für sie zu bemühen.

Die zwei großen Gesellschaften, welche das Meiste zur Unterstützung der kranken und verwundeten Soldaten thaten, waren die „Sanitary Commission“ und die „Christian Commission“, deren Thätigkeit sich über das ganze große Kriegstheater ausdehnte und deren Wirk-

samkeit niemals zu sehr geschätzt und gepriesen werden kann.

Es gab keine Eisenbahnstation, keinen militärischen Posten, wo nicht die Agenten und Depots dieser zwei wohlthätigen Gesellschaften zu finden gewesen wären, von denen jede viele Millionen Dollars zu ihrer Verfügung hatte. Kein Eisenbahnzug, kein Transportdampfer war zu finden, auf denen nicht ungeheure Haufen von Kisten lagen, die alle „Frederick Law Olmstedt“ oder „Christian Commission“ adressirt gewesen wären. Herr Olmstedt stand für lange Zeit an der Spitze der Sanitary Commission, und hatte das Verdienst, die ungeheure Maschine in Gang zu bringen. Er fügte dieses neue Verdienst dem zu, durch welches er sich in New-York ausgezeichnet hatte, indem ihm hauptsächlich diese Stadt die Schöpfung des weltberühmten Centralparkes verdankt.

Diese Kommissionen versahen die Soldaten, besonders die kranken und verwundeten, nicht nur mit Arzneien und was zu ihrer Behandlung und Bequemlichkeit erforderlich war, sondern selbst mit Ueberflüssigem, wie Leckereien und Luxusartikeln. Sie hatten freilich ungeheure Mittel und konnten freigebig und selbst verschwenderisch sein. Amerikaner sind nie lumpig und kleinlich, und wenn sie geben, so geben sie mit vollen Händen. Die Vorsteher der Kommissionen gaben stets mit Freude und reichlich, und wenn

irgendwo Mangel war, so war es sicher nicht ihre Schuld, sondern Derjenigen, die zu faul oder zu gleichgültig waren, zu verlangen. Sehr oft, wenn die Vorräthe der Regierung aus diesem oder jenem Grunde fehlten, öffneten diese Kommissionen ihre Vorrathshäuser den bedürftigen gesunden Soldaten, denn Regierung und Volk sind dort nicht sich gewissermaßen feindlich gegenüberstehende Mächte, wie in den meisten konstitutionellen Monarchieen, sie sind ein und dasselbe. Als wir in Alabama und durch den Feind von allen Verbindungen abgeschnitten waren, wurden wir von ihnen auf das Freigebigste unterstützt. Wir hatten treffliche, in Blechbüchsen luftdicht verschlossene Lebensmittel jeder Art, die Tausende von Meilen herkamen. Ich erinnere mich noch unseres Erstaunens, als wir in Alabama eine Büchse öffneten, welche die köstlichsten Riesenspargel enthielt, — die man in Braunschweig in Deutschland eingemacht hatte!

Die Agenten der Gesellschaften trugen weder schöne Uniformen, noch wohnten sie in üppigen Quartieren, beduselten sich auch nicht in Bordeauxwein und Champagner, sie inspizirten nicht die Hospitäler mit dem Kneifer im Auge und parfümirten Taschentüchern an der Nase, und obwohl meistens Herren, die an allen Luxus gewöhnt waren, so hatten sie doch keinen andern Gedanken als den, wie ihre freiwillig auf sich genommene Pflicht am

besten zu erfüllen. Oft sah ich sie mit ihren eigenen Händen, die an die feinsten Glacéhandschuhe gewöhnt waren, Kisten und Ballen tragen, wie gewöhnliche Arbeitsleute. Sie thaten das nicht in der Hoffnung auf Beförderung oder Gewinn, oder auf einen Orden; man wußte kaum ihre Namen, und wenn man sie erfuhr, vergaß man sie bald wieder. Als ich all' Dieses sah, lernte ich die Amerikaner achten und lieben.

Indem ich dieß erwähne, will ich nicht damit andeuten, daß wir im französischen Kriege nicht auch gute und aufopfernde Männer zum Beistand hatten, und ich werde ihnen an richtiger Stelle Gerechtigkeit widerfahren lassen, — aber auch nicht die prächtigen Drohnen vergessen, welche mit dem treffenden Spitznamen „Schlachtenbummler" bezeichnet wurden.

Das amerikanische Volk glaubte nie genug zu thun, und alle möglichen Mittel wurden angewandt, um Geld zusammen zu bringen. Große Sanitäts-Bazars wurden in allen großen Städten abgehalten. Kaufleute und Fabrikanten sandten als Geschenk ihre Waaren, Damen ihre Arbeiten, und Andere übernahmen freiwillig die große Mühe des Verkaufs. Die Sachen wurden ungeheuer bezahlt, und wochenlang drängten sich die Käufer in diesen Bazars. Einer derselben, der in New-York abgehalten wurde und sechs Wochen dauerte, brachte fünf

Millionen Dollars ein, und der in der verhältnißmäßig kleinen Stadt Washington ein und eine halbe Million.

Die Regierung, welche diesen durch das Volk an den Tag gelegten Geist freudiger Aufopferung zu schätzen wußte, handelte nicht weniger liberal und sorgsam. Obwohl verpflichtet, so viel Geld zu sparen, als nur möglich, geschah das doch niemals auf Kosten der Soldaten, und besonders nicht derjenigen, welche im Dienste der Nation krank oder verkrüppelt wurden. Dort gab es keine Studenten oder andere junge Leute, welche Kompagnieen zur Unterstützung auf dem Schlachtfelde bildeten, wie wir sie in Frankreich hatten, denn wie ich früher bemerkte, junge Leute waren selten; allein trotzdem wurden die Verwundeten auf den Schlachtfeldern dort besser bedient und weit sorgfältiger behandelt, als es in Frankreich der Fall war. Jedes Bataillon — nicht so stark wie eine preußische Kompagnie — hatte eine Anzahl tragbarer Bettstellen oder Streckbetten, wie auch bequem und praktisch gebaute Ambulanzen (Krankenwagen); und wenn eine Schlacht erwartet wurde, brachte man Hunderte dieser Fuhrwerke zusammen, fertig gemacht und ausgerüstet für augenblicklichen Gebrauch. Die Verwundeten wurden nicht in rohe Bauernwagen gepackt und oft zu Tode geschüttelt, ehe sie das nächste Hospital erreichten. Diejenigen, deren Zustand überhaupt Transportation er-

laubte, wurden in solche bedeckte Ambulanzen gelegt, die auf biegsamen Federn ruhten, mit einer guten Matratze, einem Faß mit Wasser und allem Anderen versehen waren, was etwa gebraucht werden konnte. Diejenigen, welche amputirt werden mußten, wurden in große Hospitalzelte gebracht, deren jedes Platz für zwölf und mehr Personen hatte.

Diese Zelte wurden auf dem Schlachtfelde selbst aufgeschlagen, oder wenn die Umstände das nicht erlaubten, so nahe demselben, als immer möglich. Sie waren luftig und sehr bequem, und ihr Gebrauch ist in mehreren europäischen Armeen eingeführt worden. Sie sind jeder andern Einrichtung vorzuziehen, die für Schwerverwundete gemacht werden könnte, und besonders den niedrigen, engen und scheußlichen Häusern, wie man sie in kleinen deutschen und französischen Dörfern findet. Der Luxus der Reinlichkeit scheint in diesen gänzlich unbekannt, und der in einem Dutzend von Jahren angesammelte Geruch in Verbindung mit einer dichten Schmutzlage ruht auf Wänden und Decken, denn an ein Weißen derselben wird kaum jemals gedacht. Landleute, die viel in der freien Luft leben, ziehen die dicke Atmosphäre eines dumpfigen Zimmers als eine Feiertagserholung vor, und selbst bei dem schönsten Wetter kann man sie Sonntag-Nachmittags enge zusammengepreßt in irgend einer ländlichen Schenk-

stube, eingehüllt in stinkenden Tabaksrauch, sitzen sehen. Warm im Winter zu sitzen, scheint ihr einziger Wunsch, und an alle Arten schlechter Gerüche gewöhnt, merken sie kaum den, welcher durch den Dampf trocknender Kleidungsstücke entsteht, und fühlen sich ganz behaglich darin. Die Fenster sind gewöhnlich so klein als möglich, und man denkt kaum jemals daran, sie zu öffnen und Luft einzulassen. Die Verwundeten, die auf eine magere Schicht feuchten Strohs gelegt werden, welche auf dem schmutzigen oder fast verfaulten Fußboden ruht, sind so schlimm daran, als nur immer möglich.

In Amerika, wo nicht so viele Dörfer sind als in Europa, zwang die Nothwendigkeit die sanitären Behörden, auf andere Weise für sie zu sorgen, und dieß wurde außerordentlich gut in solchen geräumigen Zelten erreicht, welche Schutz gegen den Regen gewährten und eine so vollkommene Lüftung gestatteten, wie sie für Schwerverwundete und Typhuskranke durchaus nöthig ist. Obwohl hin und wieder auf Stroh oder den Schalen des türkischen Waizens (husks) auf dem Fußboden liegend, haben sie doch gewöhnlich tragbare Bettstellen, Strecker (stretchers) genannt. Im französischen Kriege wurde der Mangel solcher Zelte oftmals sehr gefühlt.

Die vielen schiffbaren Flüsse in Amerika gewährten ebenfalls eine große Bequemlichkeit und waren für den

Krieg von der allergrößten Wichtigkeit. Es gibt nur wenige Flüsse in Deutschland oder Frankreich, welche im Stande wären, solche große Transportdampfer zu tragen, wie ich sie in Amerika selbst auf Flüssen sah, deren Namen kaum in Europa bekannt sind. Wie viele Leute hörten vor dem amerikanischen Kriege Namen wie Shenandoah, Rappahannok, Rapidan, Mattapone oder Pamunky? Und doch sind es Flüsse, größer wie der Rhein, welche Kriegsdampfer und selbst Panzerschiffe tragen. Diese Flüsse waren für den Transport der Truppen und Kriegsbedürfnisse, und auch für Sanitätszwecke von der allergrößten Bedeutung. Große Dampfer, wie sie auf dem Mississippi, Missouri, Ohio, Hudson, oder auf den nördlichen Seen gehen, waren als Hospitalschiffe eingerichtet, die alle Bequemlichkeiten großer Hotels boten.

Es ist nicht leicht, Deutschen eine Idee von solchen Schiffen zu geben, denn Tausende von ihnen haben nie die See gesehen, und ein Rheindampfer erscheint ihnen schon als etwas Großes. Was würden sie zu vier- bis fünfhundert Fuß langen Schiffen sagen, auf welchen beinahe von einem bis zum andern Ende reichende zweistockige Gebäude stehen, welche von Verandas und Balkonen umgeben sind, und Hunderte kleiner Schlafzimmer und Säle enthalten, in welchen drei- bis vierhundert Personen bequem zu Tische sitzen können.

Wo die Schifffahrt auf den Flüssen durch Stromschnellen oder Felsen unterbrochen ist, haben die praktischen Amerikaner überall daneben laufende Kanäle angelegt, wie es zum Beispiel am oberen Potomac, am Susquehannah und vielen anderen Flüssen der Fall ist.

Was mich im französischen Kriege oft empörte, war die Art, in welcher die Todten auf dem Schlachtfelde behandelt wurden. Einem Philosophen mag es gleichgültig scheinen, was mit dem abgelegten Kleide der Seele geschieht; es ist ohne Zweifel den Todten gleichgültig, aber die Ueberlebenden sind nicht alle Philosophen und achten ihre Todten, und nicht die Form ihrer Seele, sondern die ihres Körpers lebt in ihrem Gedächtniß. Es ist freilich wahr, daß solche Nationen, deren Civilisation noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, am meisten auf ihre Todten halten, aber so civilisirt die Deutschen auch sein mögen, so glaube ich doch nicht, daß es den Müttern gleichgültig ist, ob ihre Söhne so ohne Umstände wie krepirtes Vieh behandelt werden. Mag es immerhin als ungünstig für den Zustand der amerikanischen Civilisation ausgelegt werden, — ich ziehe die Art vor, in welcher sie die Soldaten behandeln, die ihr Blut für ihr Vaterland vergossen.

Es ist freilich wahr, daß es im amerikanischen Kriege nicht selten vorkam, daß Verwundete zurückgelassen wer-

den mußten, daß sie elend zu Grunde gingen; daß die Todten gar nicht begraben werden konnten, oder doch nur in größter Eile, so daß die Körper von den Schweinen ausgewühlt wurden, wie ich es hin und wieder gesehen habe; allein solche Fälle sind nicht zu vermeiden und Ausnahmen; wo es nur immer möglich war, wurden die Todten mit Achtung und Liebe behandelt.

Nach einer Schlacht sammelte man die Todten und stellte ihre Namen durch ihre Kameraden oder durch Briefe und Papiere fest, die man bei ihnen fand. Sie hatten kein Zeichen mit einer Nummer um ihren Hals hängen, wie die preußischen Soldaten, welches wirklich ein gutes Mittel ist, selbst sehr verstümmelte Todte zu erkennen, welches aber hauptsächlich nur dazu diente, eine Ordnung in den militärischen Listen zu halten.

Die amerikanischen gefallenen Soldaten wurden nicht in ein gemeinschaftliches Loch geworfen; sie wurden einer neben dem andern begraben, und ein Stock mit einem Stück Brett wurde an das Kopfende gesteckt und darauf der Name, Staat und Regiment des todten Soldaten geschrieben. Diese Tafeln wurden von Jedermann respektirt, und ich fand sie nach einem Jahr und länger noch an ihrem Platz. Dieß erleichterte es Eltern und Angehörigen, die Ueberreste ihrer Lieben zu finden und ihnen zu Hause ein anständiges Grab zu geben. O,

wie vielen Vätern begegnete ich auf Reisen zu solchem Zweck!

Nur die Liebe der Amerikaner zu ihren Todten machte Institutionen möglich, wie sie in der Nähe großer Lager eingerichtet waren. Wer in der deutschen Armee dachte jemals an ein Einbalsamir-Geschäft? Ein solches war jedoch in Amerika im Felde keine Seltenheit, und Niemand schien erstaunt darüber, auf einem großen Schild neben einem großen Zelt die Firma „Messrs. Brown und Alexander, Einbalsamirer der Regierung" zu lesen. Das Geschäft der Herren war sehr umfangreich; sie balsamirten Tausende ein, Gemeine für dreißig und Offiziere für achtzig Dollars. Die einbalsamirten Leichen wurden, in ihre Uniformen gekleidet, in eine viereckige, mit Zinkblech gefütterte Kiste gelegt, und auf den Deckel derselben der Name und die Adresse der Angehörigen geschrieben. Neben den Todten in der Kiste legte man seine Papiere und Alles, was bei ihm gefunden worden war. Auf allen Eisenbahnzügen und Transportschiffen konnte man damals solche Kisten sehen, die nach der Heimat gesendet wurden.

Diejenigen, welche keine reichen Eltern hinterließen, das Einbalsamiren zu bezahlen, oder deren Verwandte die Leichen nicht nach Hause haben wollten, wurden gleichfalls nicht vergessen und ihren Ueberresten Achtung ge-

zollt. Die noble Regierung jener noblen Nation zahlte diese letzte Ehrenschuld. Ich glaube, die Idee kam direkt aus dem Herzen des guten Präsidenten Lincoln, ein Mann, wie es nicht leicht einen bessern geben kann. Die Leichen wurden sorgfältig von allen Schlachtfeldern gesammelt und auf die oft weit entfernten öffentlichen Friedhöfe gebracht, welche in verschiedenen Theilen des Reiches angelegt waren. Diese Begräbnißplätze sind große, schöne Gärten, die auf Kosten der Regierung sehr sorgfältig unterhalten werden. Sie sind von Mauern umgeben, mit schönen Thoren und Gebäuden versehen, welche die Wohnungen des Aufsehers, der Gärtner und Arbeiter und eine reichgeschmückte Gedächtnißhalle enthalten. Die Gräber der Soldaten liegen in Reihen, und an dem Kopfende jedes Grabes steht ein Grabstein, auf welchem der Name, Staat, Regiment, Kompagnie und der Ort angegeben sind, wo der brave Krieger für sein Vaterland starb; darunter steht ein passender Bibelvers. Dergleichen Begräbnißplätze sind mehrere in der Nähe von Washington, zum Beispiel auf dem konfiszirten Gute des Rebellengenerals Lee, Arlington Heights, welches diesem Zweck geweiht ist, und wo gegen hunderttausend Soldaten begraben sind. So ehrte Amerika seine Bürger, die für die Erhaltung der Einheit der Republik gestorben waren.

Hospitäler waren natürlich in der Nähe aller Städte

und die ausgedehntesten in der Nähe von Washington. Die öffentlichen Hospitäler in dieser Stadt waren nicht hinreichend; und zwischen derselben und der Sommerresidenz des Präsidenten, „Soldiers home“ (der Soldaten Heim), sah man eine ganze Stadt hübscher Baracken, die von den vielen, Nachahmungen sein sollenden, wie ich sie in Deutschland gesehen habe, bedeutend abwichen.

Diese Stadt der Kranken und Verwundeten, obwohl sie in einer fast baumlosen Ebene stand, hatte nicht das Aussehen eines Jammerthals, sondern machte einen freundlichen Eindruck. Man sah darin sowohl Zelte als hölzerne Häuser, welche eine ziemlich große Stadt mit breiten Straßen bildeten. Die Zelte, welche man für gewisse Klassen von Patienten vorzog, waren natürlich bequemer eingerichtet, als jene im Felde, welche nur dem äußersten Bedürfniß genügten; sie waren halb Zelt, halb Haus, mit allen Vortheilen des ersteren ohne dessen Unvollkommenheiten, denn sie waren nicht passagere Bauten wie Feldzelte, die man jeden Augenblick bereit sein mußte, für den Transport zusammen zu packen. Ich habe solche sogenannten Zelte in dem Heiligen-Geist-Hospital in Frankfurt a. M. gesehen, in welchen die wesentlichen Bedingungen mit einer Bequemlichkeit und Eleganz verbunden sind, welche nicht nur zeigen, daß das Hospital reich dotirt ist, sondern daß es auch von Männern geleitet wird,

welche Sachkenntniß mit Liebe für die Leidenden verbinden. Diese Zelthäuser sind wirklich Muster, welche überall nachgeahmt zu werden verdienten, wie denn überhaupt das genannte Hospital eine Musteranstalt ist.

Die Baracken in der Krankenstadt bei Washington waren nicht sehr groß, und jede enthielt nur eine geringe Anzahl Kranke. Sie standen auf Pfählen, die nur anderthalb bis zwei Fuß hoch waren, und Raum genug unterhalb ließen, um Schutz gegen die Feuchtigkeit des Bodens zu gewähren und eine Cirkulation der Luft zu gestatten, ohne Zug zu verursachen, was der Fall gewesen sein würde, wenn sie noch einen oder anderthalb Fuß weiter vom Boden entfernt gewesen wären. Die Baracken waren alle geweißt und mit Glasfenstern versehen, und machten den Eindruck freundlicher Landhäuschen.

Ihr Inneres harmonirte mit der Außenseite. Sie hatten nicht das erkältende, halb kasernen-, halb zuchthausmäßige Aussehen, welches so unangenehm in manchen europäischen Baracken auffiel, besonders solcher, die unter der Leitung von Militärautoritäten erbaut waren. Obwohl man sie auf das Sorgfältigste rein hielt und Alles in ihnen mit militärischer Regelmäßigkeit und Ordnung zuging, so wurde das nicht pedantisch übertrieben. Die Baracken sahen, wie gesagt, sehr freundlich aus und mach-

ten einen angenehmen Eindruck auf den Geist der Verwundeten oder Kranken, welche Alle in Betten lagen, die mit ganz weitläufigen hellen Vorhängen — Moskitonetzen — versehen waren, um sie vor den lästigen Moskitos und Fliegen zu schützen. Die Ventilation war vorzüglich, und ebenso war die Heizung in der kalten Jahreszeit. In diesen Räumen fühlten sich die Soldaten behaglich und zu Hause.

In einem heißen Klima, wie es in Washington ist, wo das Thermometer im Sommer häufig über hundert Grad Fahrenheit im Schatten zeigt, ist Reinlichkeit ganz besonders nothwendig, und man verwendete die größte Aufmerksamkeit darauf. Die Baracken wurden alle vier oder sechs Wochen frisch geweißt und der Staub täglich vom Fußboden aufgewaschen. Dieß geschah nicht, indem man den ganzen Fußboden mit kaltem Wasser überschwemmte, wobei die Nässe die Bretter sättigt, und was besonders bei kalter oder regnerischer Witterung eine naßkalte Luft erzeugt, sondern man wusch den Fußboden in einer praktischeren Weise mit heißem Wasser, welches beinahe unmittelbar trocknete, nachdem das nasse Tuch über den Boden gegangen war.

Weibliche Krankenpfleger wurden in diesen Baracken nicht verwendet, und ich muß gestehen, sie wurden von den amerikanischen Soldaten nicht sehr vermißt, die es

vorzogen, durch Männer bedient zu werden, gewöhnlich rekonvaleszente Kameraden, die ihr Amt meistens ganz trefflich versahen. Die Amerikaner sind eine sehr intelligente Nation, und ich bewunderte oft die Leichtigkeit, mit welcher sie sich in jede Art von Beschäftigung schickten.

Dieß kann man durch das ganze Land hindurch in allen Zweigen beobachten. Junge Männer, die vielleicht jahrelang Ladendiener gewesen waren, wurden zu Beamten im Schatzamt, oder im Ministerium des Innern, oder im Kriegsministerium gemacht, und nach einigen Wochen verstanden sie ihre Pflichten so gut, wie Leute in Deutschland, welche sechs Jahre ein Gymnasium besuchten, dann drei Jahre auf einer Universität studirten und ebenso lange ohne Gehalt in einem Regierungsbureau arbeiteten, ehe man sie für fähig hielt, das Amt eines Auskultators oder Assessors zu versehen. Der Beweis davon ist, daß die Geschäfte in den Ministerien von Washington ganz ebenso gut und regelmäßig geführt werden, als es in irgend einem Bureau in Deutschland nur der Fall sein kann.

Ein angestellter Regierungsbeamter in Deutschland, der seine Stelle verliert, hält sich meistens für zeitlebens ruinirt, während ein amerikanischer Beamter in solchen sehr häufig vorkommenden Fällen sich nicht besonders viel daraus macht und sich gleich nach einer andern Beschäf-

tigung umsieht. Niemand ist dort an ein bestimmtes Geschäft oder an einen bestimmten Zweig gebunden, in dieser Hinsicht sind die Amerikaner sehr vielseitig.

So rauh die Männer dort auch manchmal erscheinen, so fand ich doch, daß sie bald sehr gute und sorgsame Krankenpfleger wurden, und ich zog sie bedeutend den gemeinen, selbstsüchtigen, bezahlten Frauenzimmern vor, die ich manchmal in deutschen Hospitälern angestellt sah.

Ich weiß sehr wohl, daß strenge Disziplin in einer Armee äußerst wichtig und nothwendig ist, allein in deutschen Hospitälern artete dieselbe sehr oft in Pedanterie aus. Obwohl Militärärzte in Amerika ebenfalls unter dem Befehl ihrer Obersten oder Generale standen, so waren sie doch in ihrem Bereich weit unabhängiger und nicht gelangweilt und geärgert durch Kamaschenfuchser, — martinets, — welche die Strenge des Exerzirplatzes selbst im Krankenzimmer zu erzwingen strebten. Da gab es auch keine hochgeborenen Snobs, welche sich in das Geschäft der Aerzte mischten und ihnen durch ihre unwissende Anmaßung hinderlich waren. „Schlachtenbummler“ waren eine in Amerika unbekannte Spezies von Zweifüßlern. Für sie gab es dort keine Verlockung. Fanden die Leute nicht in sich selbst den Lohn für ihre freiwillige Thätigkeit, so fanden sie denselben nirgends anders. Es war sehr gleichgültig, ob dieselbe von irgend

einem General oder Senator, oder dem Präsidenten selbst bemerkt wurde; dieselben konnten ihnen keine lebenslänglichen Sinekuren, keine Stelle am Hofe, ja nicht einmal einen Orden geben, denn alle diese Dinge existiren nicht in jenem unglücklichen Lande.

Die Hauptursachen, warum die Sanitäts-Einrichtungen Amerikas so gut und wirksam waren, sind: der praktische Sinn des Volkes, sein und der Regierung Reichthum und Freigebigkeit; der Umstand, daß militärische Regeln nicht vor denen der Humanität rangiren, und endlich die Zwecklosigkeit aller Liebedienerei. —

Das 68. Regiment new-yorker Freiwilliger zählte nun beinahe tausend Mann, und am 8. Juni 1864 wurde Salm in Nashville, Tennessee, eingemustert, da das Regiment zur Armee des General Sherman gehörte.

Im Juli reiste ich nach Nashville, nur begleitet von meiner Dienerin und Jimmy, meinem Hund, der mein unzertrennlicher Gefährte geworden war. Ich fand meinen Mann nicht mehr in der Hauptstadt von Tennessee, denn sein Regiment war südwärts, nach Alabama, beordert worden, und es war unmöglich zu ihm zu gehen, obgleich ich Alles in meiner Macht zu diesem Ende versuchte. Das Land zwischen Nashville und dem Tennessee-Fluß war äußerst unsicher; Banden von Guerillas streiften überall umher und zerstörten die Eisenbahnen. Ich hatte daher

geduldig zu warten, und da ich in dem überfüllten Nashville und allein nicht in einem Hotel wohnen wollte, so fand ich „Kost und Logis" in einer netten Familie, die in einem benachbarten Dorfe wohnte, wo General Karl Schurz sein Hauptquartier hatte.

General Schurz war damals ein Mann von etwa sechs- oder achtunddreißig Jahren. Er ist ziemlich groß und schlank, geht ein wenig gebückt, trägt eine Brille und hat verdächtig blondes Haar, und der kurz gehaltene Vollbart ist entschieden roth; seine Stirn ist hoch und seine Augen sind dunkel. Er gilt für einen der besten Redner Amerikas, spricht das Englische fließend und ohne irgend welchen fremden Accent. Er reißt seine Zuhörer nicht durch solche Mittel hin, wie sie die amerikanischen „Stumpredner" anwenden, und deren Reden, wenn analysirt, nicht viel meinen; seine Stärke besteht in dem gesunden Menschenverstand seiner Reden und hauptsächlich in deren unwiderstehlicher Logik. Von unleugbaren Wahrheiten und allbekannten Thatsachen ausgehend, leitet er davon auf ganz natürliche Weise andere Wahrheiten her, und so die Zuhörer von einem Kettengliede zum andern führend, ohne daß sie es gewahr werden, kommt der Redner zu den Schlüssen, welche er zu ziehen beabsichtigte.

Er ist ein Mann von großem Talent und Einfluß,

und die Deutschen haben guten Grund, auf diesen ihren ausgezeichneten Landsmann stolz zu sein.

General — jetzt Senator — Schurz besitzt indessen nicht allein die Macht, Männer hinzureißen, er versteht es auch, den Damen durch seine Liebenswürdigkeit und geistreiche Unterhaltung zu gefallen. Seine Bekanntschaft war mir sehr angenehm, und ich denke noch mit Vergnügen an die Zeit, welche ich in dem kleinen Orte zubrachte. Der General war ebenfalls bei einer umgänglichen Familie in Quartier, und da das Wetter köstlich war, so machten wir manche hübsche Ausflüge. Da es am Tage zu heiß war, auszureiten, so zogen wir den kühlen Abend vor, wenn der Mond so helle schien, wie man es in nördlichen Klimaten nur in sehr kalten Winternächten sieht.

Diese Ritte waren sehr amüsant, und mir ist besonders einer wegen eines Unfalles im Gedächtniß, der uns viel Spaß machte.

Wir waren Alle gut beritten, und eine breite, mit Bäumen besetzte Straße entlang reitend, schlug Jemand einen Wettritt vor. Ich nahm die Spitze und General Schurz war der Nächste hinter mir. Plötzlich entdeckte ich einen dunkeln Gegenstand dicht vor mir, den ich von Weitem nicht hatte bemerken können, da er sich im tiefsten Schatten eines Baumes befand. Es war zu spät,

mein Pferd anzuhalten, und ich setzte über das Hinderniß, — eine schwarze Kuh, welche wir in ihrer Nachtruhe gestört hatten. Sie hatte sich gerade auf ihre Kniee erhoben, als General Schurz angesaust kam. Er erkannte die Beschaffenheit des Hindernisses ebenfalls zu spät und hatte darüber hinweg zu setzen, was er ohne Unfall that. Dem Herrn, welcher nun folgte, ging es nicht so gut. Die Kuh war unterdessen aufgestanden, und alle Drei, Kuh, Reiter und Pferd, rollten in zärtlicher Verschlingung im Staube. Da Niemand bei diesem Unfall verletzt wurde, so unterbrach er unsere Partie nicht, wenn er auch unser Wettrennen verdarb.

Ein anderes Abenteuer hätte ernsthafter enden können. Da die Zeitungen damals so viel übertriebenen Lärm davon machten, so will ich die Sache erzählen, wie sie war, unausgeschmückt durch Reporterphantasie.

Generalmajor Rousseau, dessen Bekanntschaft ich schon in Washington gemacht hatte, als er noch Brigadegeneral war, kommandirte in Nashville. Er hatte ein sehr schönes Vollblutpferd, welches als unlenksam und Durchgänger in bösem Ruf stand. Zwei Grooms waren mit ihm zu Schaden gekommen und hatten die Arme gebrochen.

Ich bekam Lust, das Pferd zu versuchen, und obwohl General Rousseau sich aus allen Kräften dagegen wehrte, so hatte er doch Ordre zu pariren, und auf einem

Spazierritt in der Nähe von Nashville mit einer Gesellschaft von Offizieren ritt ich es. Das Pferd schien anfangs ganz vernünftig, und wir galoppirten ganz vergnügt auf der breiten, glatten Landstraße hin, als sein Galopp anfing lebhafter zu werden, als in meiner Absicht lag, und ich fühlte, daß ich es nicht halten konnte. Es hatte keine Kinnkette, sondern statt derselben nur einen Riemen. Salm, der auf Besuch nach Nashville gekommen war, warnte mich, nicht so schnell zu reiten; allein ich konnte seinem Rathe nicht folgen, da das Pferd eben mit mir durchging. Je mehr ich die Zügel anzog, desto wüthender wurde seine Geschwindigkeit, und wir sausten mit der Eile einer Kanonenkugel dahin.

In der Hoffnung, es in seinem tollen Lauf dadurch aufzuhalten, lenkte ich es seitwärts, allein bewirkte nur, daß es von der Straße ab und auf einen sehr gefährlichen Grund kam, nämlich auf den Platz, wo die Nashviller ihren Schutt abzuladen pflegten. Ich sah vor mir eine tiefe und weite Spalte, und da ich das Pferd nicht halten konnte, so erwartete ich mit ihm in die Schlucht zu rollen, als es dieselbe mit einem ungeheuren Satz übersprang. Man maß die Weite später; sie war siebenzehn Fuß.

Ich war kaum dieser Gefahr entgangen, als ich einen Bach vor mir sah, der zu manchen Zeiten sehr tief und

reißend, aber damals nur halb voll und passirbar war, was ich dadurch gewahr wurde, daß ein Wagen voll Damen eben sich anschickte, hindurch zu fahren. Da ich dachte, daß Wasser einigen Eindruck auf das rasende Thier machen würde, so war es mir ganz angenehm, daß es in den Bach sprang, und in der Hoffnung, es dadurch zum Stehen zu bringen, lenkte ich es gerade auf den Wagen, doch ohne Erfolg. Es schien Lust zu haben, über das Hinderniß hinwegzusetzen, aber das Kreischen der entsetzten Damen erschreckte es etwas; es änderte seine Richtung, kletterte das Ufer hinan und rann in vollstem Lauf nach dem Stadtthor zu.

Der Gedanke an das unebene Straßenpflaster gefiel mir durchaus nicht, und ich versuchte es gegen die Mauer seitwärts vom Thor zu lenken, auf die Gefahr, daß es sich den Kopf zerschelle. Als es jedoch dicht an die Mauer kam, wandte es sich seitwärts und schoß wie ein Blitz gerade in das Negerviertel, wo die Straße voll von schwarzen Kindern krabbelte, die schreiend nach allen Richtungen auseinander stoben wie ebenso viele Gummibälle. Es war ein Wunder, daß ich nicht einige dieser armen kleinen Dinger überritt.

Einige Männer, die sahen, daß ich das Pferd nicht bändigen konnte, stellten sich mitten in die Straße und es gelang ihnen, seinen Lauf endlich aufzuhalten. Das Pferd

stand, und ein Herr, der den Zügel hielt, versuchte es zu beruhigen, und wie es schien, mit Erfolg, denn nach einer Weile sagte er: „he is all right now“ und ließ es los.

Kaum hatte er das gethan, so rannte das Pferd davon und in noch rasenderer Carrière als vorher. Die Leute stoben rechts und links auseinander, und ich wurde ernstlich besorgt, als ich fühlte, wie der Sattel auf einer Seite herum rutschte. Ich verlor indessen nicht meine Geistesgegenwart, und wohl wissend, was geschehen mußte, machte ich mein Knie frei und hielt mich sprungfertig. Ich hatte das eben gethan, als ich herunter glitt, wobei ich auf meine Kniee fiel. Ich wollte aber die Zügel nicht loslassen, und sie fest in meiner Hand behaltend, wurde ich einige Schritte geschleift, bis das Pferd durch zu Hülfe kommende Leute angehalten wurde.

Ich war in einer kuriosen Verlegenheit. Die Bänder, welche meinen Rock hielten, waren zerrissen, und ich stand neben meinem Pferde in Pantalons und Jacke und sah wahrscheinlich wie ein nichtsnutziger Junge aus. Dem Uebel wurde indessen bald abgeholfen, während die Herren meinen Sattel festschnallten.

Ich war ziemlich ärgerlich auf das Thier, und nachdem ich es durch einige scharfe Peitschenhiebe bestraft hatte, stieg ich wieder auf, trotz aller Protestationen meiner Begleiter, die mich endlich eingeholt hatten. Und wenn es

mein Tod gewesen wäre, so würde ich nicht zu Fuß oder in einem Fiaker in das Hotel zurückgekommen sein. Salm, der für mich sehr in Angst war, hielt sich indessen dicht an meiner Seite im Fall eines Unglücks. Ich hatte mir das Knie verletzt, und Reiten war für einige Tage außer Frage, aber sonst hatte das Abenteuer keine weiteren Folgen.

General Rousseau war ein großer, stark brünetter Mann, der mehr wie ein Franzose als wie ein Amerikaner aussah. Er war sehr gütig gegen mich und gab sich alle mögliche Mühe, mich in meinen Bemühungen, zu meinem Manne zu gehen, zu unterstützen. Um durch Tennessee zu reisen, mußte ich einen Paß vom Gouverneur des Staates haben, und um mir einen zu verschaffen, begleitete er mich zu diesem hohen Beamten, der kein Anderer war, als Herr Andrew Johnson, der zukünftige Präsident.

Herr Johnson, den ich zum ersten Mal sah, und mit dem ich damals nur einige Worte sprach, war zu jener Zeit ein sehr populärer Mann, was der Grund zu seiner Erwählung zum Vize-Präsidenten war. Seine Geschichte ist bekannt genug, und ich brauche sie nicht zu wiederholen. Er war ein Schneider gewesen, sah aber mehr wie ein Schuhmacher aus. Das heißt, er war nicht schlank und mager, sondern eine mehr schwerfällige Art von Mann. Sein

Gesicht hatte keinen besonders angenehmen Ausdruck, und selbst wenn er freundlich war, sah er aus, als habe er einen bittern Geschmack im Munde. Ich werde später von ihm reden, wenn ich Gelegenheit hatte, ihn häufiger zu sehen. Er bewilligte mein Gesuch, und ich hätte sogleich nach Bridgeport abreisen können, wenn es nur möglich gewesen wäre. Züge gingen nicht, und das ganze Land war in einem sehr gefährlichen Zustande.

Salm hatte es möglich gemacht, mich für acht Tage in Nashville zu besuchen, stets zu Pferde und unbekümmert um die Gefahr. Ich wollte es wagen und ihn auf seiner Rückreise ebenfalls zu Pferde begleiten, allein er wollte nichts davon hören und mochte wohl Recht haben. Die Guerillas waren wüthend, und ich glaube nicht, daß mein Geschlecht mich gegen ihre Mißhandlungen geschützt haben würde.

Salm wollte, daß ich nach Washington zurückkehren sollte, bis er mir Nachricht senden würde, zu ihm zu kommen, und demzufolge reiste ich bald, nachdem er Nashville verlassen hatte, nach der Hauptstadt der Union ab, wo ich blieb, bis ich den ersehnten Brief erhielt.

VII.

Allein reisen war für eine junge Dame in jener Zeit weder leicht noch angenehm. Ich war daher sehr erfreut, als Frau von Corvin meinen Vorschlag annahm, mich nach Bridgeport in Alabama zu begleiten, wo meines Mannes Regiment auf einer Insel im Lager stand, welche von dem Tennesseefluß gebildet wurde.

Wir verließen Washington am Abend des 1. Oktobers und hatten das Glück, ein „Staatszimmer“ in einem Schlafwagen zu bekommen. Diese Schlafwagen, eine amerikanische Eigenthümlichkeit, die ich wohl in Europa allgemein eingeführt sehen möchte, sind nicht breiter als die gewöhnlichen Eisenbahnwagen. Zu beiden Seiten des Mittelganges derselben sind Sitze in der Weise angebracht, daß sie für die Nacht in drei Etagen Betten verwandelt werden können, wovon jedes mit Vorhängen versehen und wenigstens ebenso bequem ist, als eines in einem atlantischen Dampfer. Am Ende des Wagens ist ein Kabinet mit einem Spiegel und Waschtisch.

In jedem Schlafwagen sind sechs sogenannte „Staatszimmer“, welche den Namen ebenso sehr oder ebenso wenig verdienen, wie die ebenfalls sogenannten engen Schachteln in Schiffen. Diese „Staatszimmer“ enthalten am Tage vier Sitze und sind von dem Mittelgang durch eine verschließbare Schiebethür getrennt. Abends werden die Betten mit wundervoller Schnelligkeit fertig gemacht und Decken, Leintücher und Kissen tauchen von durchaus unerwarteten Verstecken auf. Die Staatszimmer haben Schlafplätze für vier Personen, denn das unterste Bett auf dem Boden ist zweischläfrig.

Für reisende Familien sind diese Staatszimmer eine große Bequemlichkeit und auch nicht theuer, da sie für die Nacht nur vier bis fünf Dollars über das gewöhnliche Fahrgeld kosten. Wer jemals eine Nacht in einem gewöhnlichen amerikanischen Eisenbahnwagen herumgestoßen wurde, wird sich seiner Stimmung und Gefühle am Morgen erinnern und diese Schlafwagen zu schätzen wissen, so seltsam sie auch auf den ersten Anblick erscheinen mögen, besonders solchen Leuten, die niemals an Bord eines atlantischen Dampfers waren.

Ich war an Reisen in Amerika gewöhnt und mit all' den Dingen längst vertraut, welche Frau von Corvin in Erstaunen setzten, die zum ersten Mal in jenem Lande war. Die Wälder, welche wir auf unserer Reise sahen, fingen

hier und da an, diese brillanten Tinten zu zeigen, welche eine Eigenthümlichkeit amerikanischen Laubes im Herbste sind. Glänzendes Gelb und brennendes Roth sind vorherrschend, und ein europäischer Maler, der solchen Herbstwald malen wollte, würde der Uebertreibung beschuldigt werden und allen Kredit verlieren.

Eisenbahnen scheinen noch immer in Europa als eine Art von Luxus betrachtet zu werden. Am Anfange wurde ihre Wichtigkeit in Amerika nicht so angesehen, wie es jetzt der Fall ist, und man schätzte sie hauptsächlich als Verbindungen zwischen den Wasserstraßen, welche zum Transport der Waaren hauptsächlich benützt wurden. Obwohl diese Ideen sich geändert haben, so sind doch die Eisenbahnen in Amerika nur Straßen, und sie so schnell als möglich zu machen und in Betrieb zu setzen, ist die Hauptsache. Wenn daher nur die Schienen liegen und die Wagen da sind, so ist alles Andere Nebensache. Wir sehen deßhalb in Amerika keine Millionen kostenden Bahnhöfe; nicht selten findet man, daß ein einfacher Schuppen zum Schutz für Passagiere und Güter gegen das Wetter für genügend gehalten wird *). Der Bau von prachtvollen

---

*) Der Leser wird sich erinnern, daß ich von einer Zeit rede, die zehn Jahre hinter uns liegt. Wie ich höre, hat sich Manches sehr geändert, und man hat in Amerika Bahnhöfe und Brücken, welche alle in Europa gebauten selbst in architektonischer Hinsicht übertreffen.

Brücken verschlingt in Europa ebenfalls ungeheure Summen, während sie in Amerika in der einfachsten Weise gebaut sind, aber ihren Zweck ebenso gut erfüllen, wie die kostbarsten Bauwerke. Es gibt dort Brücken, die mehrere englische Meilen weit über Wasser laufen und nur aus zwei Reihen solider Pfähle bestehen, über die man Balken gelegt hat, auf welchen die Schienen ruhen. Geländer gibt es bei solchen Brücken nicht, denn sie haben durchaus keinen Sinn oder Zweck, und wenn man aus dem Wagenfenster sieht, erblickt man weder die Schienen, noch die Pfähle, auf denen sie liegen, und der Zug scheint gerade auf der Oberfläche des Wassers fortzugleiten.

An einem Sonntag Morgen kamen wir zur Frühstückszeit in Altona in Pennsylvanien an, wo wir das Vergnügen hatten, Generalmajor Schurz anzutreffen, der unser Reisegefährte blieb bis Pittsburg, wo man ihn erwartete, und wo er eine Rede zu Gunsten der Wiedererwählung von Präsident Lincoln halten sollte. Auf dem Bahnhof wurde er von einer Deputation empfangen, und das Hotel, wo er abstieg und wo er uns Zimmer verschaffte, war mit Guirlanden bekränzt. Am Abend hielt er vor einer unübersehbaren Menge eine große Rede, die ihm ein Hurrah nach dem andern brachte. Als er von dieser großen Anstrengung zurückkehrte, blieb er noch mehr

als eine Stunde bei uns und unterhielt uns durch sein meisterhaftes Klavierspiel.

Der Zug nach dem Westen ging am nächsten Tage erst um zwei Uhr Nachmittags ab, und wir hatten Zeit genug, uns Pittsburg anzusehen. Es ist eine eigenthümliche Stadt, die einer ungeheuren Schmiede oder einem Eisenhammer gleicht. Ueberall sah man hohe, schlanke Schornsteine mit einer Mütze von dichtem, schwarzem Rauch. Der Blick von der wunderschönen Kettenbrücke den Fluß entlang ist interessant, denn große Dampfer, die ungeheuern schwimmenden Häusern glichen, über welchen sich ein Thurm erhebt, auf dem der Steuermann sich befindet, schossen hin und her. Frau von Corvin sagte, daß das Aussehen von Pittsburg sie an Manchester in England erinnere.

Als wir auf den Bahnhof kamen, hatten wir abermals die ganz unerwartete Freude, einen alten Freund anzutreffen, — General Hooker. Sein Gesicht strahlte vor Vergnügen, als er auf mich zukam und meine Hand mit seinen beiden schüttelte. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen und noch mehr, als wir hörten, daß er bis Columbus in Ohio, wo sein Hauptquartier war, unser Reisegefährte sein würde.

Am Montag Morgen kamen wir in Cincinnati an: eine große, schöne Stadt, die wir indessen nur oberflächlich sahen, als wir durch sie hindurch in einem Omnibus

nach Louisville (Kentucky) am andern Ufer des Ohioflusses fuhren.

Alle Fremden, die Amerika besuchen, sind erstaunt über die Monster-Dampffähren, mit denen ich schon von New-York her bekannt war; allein Frau von Corvin war ganz außer sich darüber, und sie sind in der That merkwürdige Fahrzeuge. Rechts und links sind große Säle für die Menge der Passagiere, versehen mit allen Bequemlichkeiten eines Schiffes, und zwischen diesen Passagiersälen ist ein Raum, groß genug, mehrere vierspännige Omnibusse aufzunehmen.

Das ganze ungeheure Gebäude wird überragt durch einen thurmartigen Bau, auf dessen Spitze ein großer goldener Adler, eine Columbia oder Göttin der Freiheit steht. Hier thront der Führer des Fahrzeuges, an seinem Rade sitzend, welches vermittelst Ketten auf das Steuer wirkt. Seine hohe Stellung erlaubt ihm, die ganze Fähre und Alles zu sehen, was auf dem Wasser ist.

Louisville, die Hauptstadt des Staates Kentucky, ist eine sehr hübsche Stadt. Wir blieben hier bis zum nächsten Morgen. Die Straßen sind breit, und vor den Häusern sind Gärtchen, die fast alle sehr geschmackvoll angelegt und mit all' der Pflanzenpracht geschmückt sind, die ein Klima gewährt, in welchem die Granatbäume im Freien wachsen und Früchte tragen.

Wir verließen die Stadt um sechs Uhr Morgens. Die Eisenbahn ging durch eine sehr hübsche und pittoreske Gegend, manchmal in bedeutender Steigung, so daß zwei Lokomotiven den Zug kaum hinaufschleppen konnten. Die Herbstfarben machten die Wälder ganz prachtvoll, und die klare Sonne ließ das Orange und Roth des Laubes noch brillanter erscheinen. Rechts und links sahen wir ganze Felder bedeckt mit blühenden Disteln, und zwischen ihren sanftrothen Blüten funkelten andere von brillantem Gelb wie dazwischen geworfene neue Goldstücke. An anderen Stellen war der Boden mit weißen Blumen so dicht bedeckt, daß es von Weitem wie Schnee aussah.

Wir entgingen sehr knapp einer großen Gefahr, denn eine Stunde zuvor, nachdem wir eine der Stationen passirt hatten, hielten die Rebellen einen Zug an, der uns entgegen kam, und verbrannten ihn.

Nashville, die Hauptstadt des Staates Tennessee, sehr romantisch an dem tiefen und reißenden Cumberlandfluß gelegen und eine recht angenehme Stadt, sah bei unserer Ankunft traurig genug aus, denn es regnete, was es konnte. Das Hotel St. Cloud war mit Offizieren vollgestopft, und wir waren die einzigen Damen im Hause. Ich war früher dort gewesen und kannte den Wirth, der es möglich machte, uns ein Zimmer einzuräumen.

Das ganze Hotel, welches in Friedenszeiten sehr hübsch

und behaglich sein mochte, war in der allergrößten Unordnung und ekelhaft schmutzig. Wir brachten darin eine sehr schlechte Nacht zu. Aus meinem unruhigen Schlaf durch Lichtschein erweckt, sah ich mit Erstaunen Frau von Corvin in ihrem Bette sitzen, ein Licht auf einer Seite und ein Waschbecken auf der andern, und auf der Oberfläche des letzteren eine erschreckliche Menge zappelnder, platter Feinde unserer Nachtruhe. Ich brach in lautes Lachen aus, und die erschrockene Jägerin stieß beinahe das Waschbecken um.

Da war nichts, was uns in Nashville hätte fesseln können; allein es war nicht so leicht, es zu verlassen. Züge gingen hin und wieder südlich nach Stevenson und Bridgeport, aber die Straße war voll von Gefahren. Guerillas durchstreiften das Land, und das Gerücht erzählte gräßliche Dinge von ihrer Grausamkeit. Der Krieg hatte den Charakter ungewöhnlicher Wildheit angenommen; die Südländer waren außer sich, und Gefangene, welche in die Hände der Guerillas fielen, wurden verstümmelt oder in der scheußlichsten Weise ermordet.

Wir waren indessen entschlossen, es zu wagen, und nachdem wir uns einen Paß verschafft hatten, was nicht eben leicht war, gingen wir am nächsten Nachmittag nach dem Bahnhof, da wir gehört hatten, daß ein Militärzug abgehen solle. Wir hatten das Glück, einen Hauptmann

zu treffen, der uns im Hotel vorgestellt worden war und der nach Chatanooga wollte. Mit seinem Beistand fanden wir gute Plätze, und uns zu unserem guten Glück gratulirend, machten wir es uns bequem, als wir durch die Wache hinausspedirt wurden, welche schrie: „Die Weiber müssen heraus!“ und die keine Vernunft annehmen wollte.

Indem wir mit unsern sieben Sachen mitten unter einer Menge von Soldaten und jammernden Frauen standen, die wie wir hinausgeworfen worden waren, und wenig Hoffnung hatten, mitzukommen, entdeckte ich Offiziere, die mich kannten, und diese schmuggelten uns in den allerhintersten Waggon, wo wir auf einem schmalen Brett einen Sitz fanden, die einzigen Frauen auf dem Zuge.

Es war dieß die anstrengendste und unangenehmste Reise, die ich jemals machte, denn wir hatten volle vierundzwanzig Stunden in dieser Lage zu bleiben. Das Wetter war außerdem sehr schlecht, und wir waren fast ohnmächtig vor Hunger, da wir nichts als ein wenig Kuchen mitgenommen hatten. Am Abend brachte uns der nach Chatanooga gehende Hauptmann etwas Kaffee, der sehr dankbar angenommen wurde.

Unsere Reise war ziemlich aufregend, denn die Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich um die Schand-

thaten, welche die Rebellen ganz kürzlich in den Lokalitäten verübt hatten, durch welche wir kamen. Wir hatten oft dichte Wälder zu passiren oder nahe überhängende Felsen, hinter denen sich Guerillas, unsern Untergang brütend, versteckt haben mochten. Der Zug hielt häufig ohne uns erklärlichen Grund, und was wir aus den Fenstern sehen konnten, war eben nicht geeignet, unsere Besorgnisse zu beruhigen. Ueberall am Wege lagen halbzerstörte Waggons, auf dem Rücken liegende Lokomotiven oder niedergebrannte Häuser. Wir gewöhnten uns indessen bald an diesen Angstzustand, und ich schlief sogar. Ich wurde von Frau von Corvin mit der Schreckenskunde aufgeweckt, daß mein Jimmy aus dem Wagen gesprungen sei. Es war das eine Kalamität, schlimmer, als sie von den Rebellen kommen konnte.

Unser Waggon war der letzte, und auf die Platform hinaustretend, sah ich ganz fern auf der Bahn einen sich bewegenden Punkt; es war der arme Jimmy, der sich vergeblich abmühte, den Zug einzuholen. Der Ring am Ende der Schnur, welche über die Wagendecken hinweg zur Lokomotive läuft, hing verführerisch gerade über meinem Kopf, und den Zweck der Leine kennend, zog ich aus Leibeskräften daran. Der Zug hielt, und der Hauptmann, der ihn befehligte, kam gelaufen und fragte voller Eifer, was für ein Unglück geschehen sei. Als er es

erfuhr, wollte er ärgerlich werden, allein er war vielleicht selbst ein Hundefreund und beruhigte sich, als er meinen Kummer sah; der Zug blieb halten, bis mein Liebling, außer Athem von der ungewohnten Anstrengung, ankam, und unter dem gutmüthigen Gelächter der Soldaten wurde der liebe Deserteur mir wiedergegeben.

Endlich kamen wir an der Station Bridgeport an, welche ungefähr eine gute Viertelmeile von Salm's Lager entfernt war. Als die Soldaten des Postens meinen Namen hörten, verschafften sie mir sogleich eine Ambulanz und zugleich ein Frühstück, welches uns sehr nöthig war. Wir erreichten das Lager bald, und ich war glücklich, wieder bei meinem Mann zu sein, und entschlossen, ihn nicht so bald wieder zu verlassen.

Das Regiment hatte sein Lager auf einer Insel in dem stolzen Tennesseefluß. Die nach Chatanooga führende Eisenbahn durchschneidet diese Insel und geht daher natürlich über zwei Brücken. Die zunächst Bridgeport ist ein merkwürdiges Bauwerk. Die Ufer an beiden Seiten sind hoch und durch Balken verbunden, auf welchen die Schienen laufen, und etwa dreißig Fuß tiefer ist die sehr lange Brücke für Pferde und gewöhnliches Fuhrwerk.

Die Insel war nicht groß, enthielt jedoch mehrere Farmen und war größtentheils mit wunderschönen Bäu=

men bestanden, die durch eine große Menge schöner Vogelarten belebt waren. Der ziemlich flache Boden der Insel war häufig überschwemmt, und große Stellen in den Wäldern waren beständig unter Wasser. Bei Regenwetter war es dort keineswegs angenehm; wenn aber die Sonne schien, konnte kaum irgendwo ein reizenderes Plätzchen gefunden werden.

Dem Lager gerade gegenüber, auf dem südlichen Ufer des Tennessee, erhob sich in einiger Entfernung ein hoher bewaldeter Bergrücken, dessen Abhänge von Rebellen schwärmten, die von ihrem hohen Standpunkte gerade in unser Lager sehen konnten. Dieses Lager erstreckte sich auf einer nicht weit vom nördlichen Flußufer gelegenen Wiese, welche von zwei Seiten durch Wald eingeschlossen war. Es war nicht mit großer Regelmäßigkeit angelegt, da man sich nach dem Terrain richten mußte, und sah ganz romantisch aus. Da erwartet wurde, daß wir eine gute Weile dort zu bleiben haben würden, so hatten sich die Soldaten so bequem als möglich eingerichtet. Holz war genug da und auch in Bridgeport eine Sägemühle; Bretter fehlten daher nicht, und zwischen den Zelten erhoben sich viele Bretterhütten, die entweder als Bureaux oder Offiziersquartiere dienten.

Auf einer sehr schönen Stelle, von welcher das ganze Lager übersehen werden konnte, hatte Salm ein ganz

stattliches Gebäude errichten lassen. Es war etwa dreißig Fuß lang, stand etwas über dem Boden erhaben auf Pfählen, wie eine Hospitalbaracke, hatte vorn eine Veranda und enthielt drei Abtheilungen oder Zimmer. Das größte mittlere war unser Salon, und die rechts und links davon liegenden kleineren waren die Schlafzimmer für Salm und mich und für Frau von Corvin. Der „Salon" hatte in der Fronte eine nach der Veranda öffnende Glasthür, und rechts und links davon ein Fenster, und enthielt auch einen Kamin von ziemlich primitiver Natur, denn wenn es stark regnete, so wurde das Feuer nicht selten dadurch ausgelöscht.

Bei unserer Ankunft war das Gebäude kaum fertig, und da es während des Baues viel geregnet hatte, so war es noch sehr feucht. Hinter unserem Bretterpalast war eine Küche gebaut und in der Nähe stand ein großes Zelt, welches dem Offizierkorps als Speisezelt diente.

Eins der ersten Dinge, die ich that, war, das Hospital zu besuchen. Ich fand es in einem jammervollen Zustand, denn der Doktor, den mein Mann bei seiner kürzlichen Ankunft bei dem Regimente fand, war ein ziemlich nachlässiger Mann, der mehr auf seine eigene Bequemlichkeit und seinen Vortheil bedacht war, als auf die seiner Patienten. Der Verwalter und die Kranken-

wärter waren nicht besser, und man entdeckte, daß sie sich oftmals die guten Dinge zueigneten, welche für die Kranken geliefert wurden. Diese fehlten natürlich nicht in einer Lokalität wie die beschriebene, und die Meisten litten an mehr oder weniger bösartigen Fiebern.

Ich war über diesen Zustand der Dinge empört und trug sogleich Sorge dafür, daß derselbe geändert wurde. Das Nächste was geschehen mußte, war, warme Kleider, Decken u. s. w. anzuschaffen, und auch gesunde Nahrung für die Kranken, von denen ich diejenigen, die es am meisten nöthig hatten, in das größere Hospital nach Bridgeport bringen ließ. An diesem Ort fand ich Agenten der „Christlichen Kommission", und auf mein Ansuchen versah man mich sogleich mit einem guten Vorrath von Kleidern und Lebensmitteln, welche um so werthvoller waren, als die Vorräthe selbst für die Soldaten sehr knapp wurden. Der Krieg hatte das Land erschöpft. Vieh war außerordentlich selten, und frisches Fleisch gar nicht zu haben. Die Soldaten mußten mit gesalzenem Schweinefleisch und hartem Schiffszwiebad zufrieden sein, denn Brod und Mehl waren auch nicht zu haben. Die Offiziere waren nicht viel besser daran, denn die Bewohner der Gegend waren im Anfang sehr scheu und kamen nicht gern unserem Lager nahe, um ihre Hühner oder Butter zu verkaufen. Salm aß mit seinen Offizieren,

und wenn ein Fisch, Vogel oder frisches Fleisch verschafft werden konnte, so wurde es für unser Mittagsmahl reservirt.

Es war ein glücklicher Umstand, daß wir eine Menge Salz hatten, denn wir konnten so viel wir wollten über unser Deputat vom Kommissariat in Bridgeport für ungefähr zehn Cents das Pfund haben, und daß gerade Salz der Artikel war, den die Rebellen ringsum am meisten begehrten, da sie dasselbe besonders bei warmem Wetter zur Konservirung ihres Schweinefleisches brauchten. Vor unserer Ankunft kostete das Pfund in jener Gegend einen Dollar. Die Nachricht, daß wir Ueberfluß an dem kostbaren Artikel hatten, verbreitete sich schnell, und bald kamen viele Rebellenfrauen in unser Lager, die begierig waren, ihre Produkte für Salz einzutauschen. Obgleich sie ungeheure Preise forderten, so fühlten wir das doch nicht sehr, da sie es noch sehr billig fanden, wenn wir das Salz mehr als doppelt so hoch anrechneten, als es uns kostete.

Diese armen Rebellenfamilien kamen oft von zehn bis zwanzig Meilen nach Salz. Sie ritten gewöhnlich auf erschrecklich elenden Pferden, da alle guten für die Armee in Beschlag genommen waren, und sahen sehr unglücklich aus, und obwohl wir wußten, daß ihre Gesinnungen gegen uns nichts weniger als freund=

lich waren, so konnten wir uns doch des Mitleids nicht erwehren; sie waren Alle blaß und mager, und mit Lumpen bekleidet. Selbst Frauen, die noch wohlhabend an Geld waren, und Damen, erschienen in den allerwunderlichsten Kostümen, denn die Waarensendungen vom fabrizirenden Norden waren seit Beginn des Krieges ausgeblieben. Am besten sahen noch Diejenigen aus, welche selbstgesponnene Kleider trugen. Man konnte gar nichts Melancholischeres sehen, als solche Familien von Südländern in unserem Lager. Sie fühlten sich schwer gedemüthigt dadurch, daß die Noth sie zwang, sich an uns zu wenden, und wir hörten niemals von ihnen ein Lachen, ja wir sahen sie nicht einmal lächeln. Sie Alle benahmen sich indessen mit einer gewissen Würde, welche ihren vortheilhaften Eindruck auf unsere Soldaten nicht verfehlte, die sie im Allgemeinen mit Freundlichkeit behandelten.

Nicht weit von unserem Lager hatte ein Mann Namens Hill eine gute Farm; aber da sich Madame Hill dadurch verdächtig und mißliebig gemacht hatte, daß sie ihren Bruder vor dem Rekrutirungsoffizier der Rebellen rettete, so hatten dieselben ihr Haus zerstört und die ganze, aus acht Personen bestehende Familie lebte in einem elenden Blockhaus, welches kaum Schutz gegen das Wetter gewährte. Es war ihnen indessen gelungen, einige Pferde

und Kühe zu erhalten, und Madame Hill, ein recht hübsches und munteres junges Weibchen, verkaufte uns mit Vergnügen sehr willkommene Milch.

Es lebten in der Nachbarschaft einige Farmerfamilien, welche sich in die Zeitumstände fügten und in freundlicherem Verkehr mit unseren Offizieren lebten. Wir besuchten sie manchmal, obwohl diese Besuche nicht ohne Gefahr waren, und daher stets in großer Gesellschaft und gut bewaffnet gemacht werden mußten. Guerillas strichen in den Wäldern umher, und es kam nicht selten vor, daß einzelne Soldaten von ihnen gefangen und selbst umgebracht wurden.

Es waren Befehle gegeben worden, mit großer Strenge gegen solche Häuser zu verfahren, welche Rebellen Zuflucht gewährten, obwohl es nur natürlich war, daß die Guerillas es hin und wieder wagten, ihre Familien zu besuchen. Salm hatte manche Rebellenhäuser niederbrennen zu lassen, was er mit großem Widerwillen that. Die Bewohner solcher Häuser waren indessen selten zu Hause zu finden: sie hatten ihre Spione und erhielten rechtzeitige Warnung. In einem dieser verfehmten Häuser fand man einen ziemlich fetten Hühnerhund, welcher gefangen genommen und von Salm mit Beschlag belegt wurde, der ihn nach dem Namen seines Rebellen-Herrn Gerber nannte.

Unsere Lage war eine sehr ausgesetzte und gefährliche. Die Insel und die Brücken waren gut bewacht, allein es gab da Furten, welche den Rebellen besser bekannt waren als uns, und wäre ein geschickter Führer unter ihnen gewesen, so hätten sie uns ohne große Schwierigkeit überfallen können, besonders da sie von ihren Bergen Alles beobachten konnten, was auf der Insel vorging. Ehe Beistand von Bridgeport hätte herankommen können, konnten sie uns Alle umgebracht haben, und einige tausend Mann hätten selbst Bridgeport nehmen können, trotz seines Forts, ehe Hülfe von Stevenson kommen konnte, welches etwa zehn englische Meilen entfernt war, und wo eine große Anzahl Truppen lag.

Die Pontonsbrücke über den Tennessee, die für militärische Zwecke gebaut war, wurde durch einen Militärposten und zwei gute Blockhäuser geschützt, die mit Kanonen versehen waren, und auf der andern Seite des Flusses, auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe, hatte man ein Fort gebaut, welches Fort Salm genannt wurde. Obwohl es für ziemlich stark gehalten wurde, so war es doch durch benachbarte Höhen beherrscht, die für die Anlage von Rebellenbatterieen sehr vortheilhaft gewesen sein würden.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß im Lager sehr oft Gerüchte von beabsichtigten Angriffen zirkulirten und daß Anordnungen für den Fall eines

Ueberfalls getroffen wurden. Wir Frauen sollten sogleich in das Blockhaus fliehen, welches ungefähr sechshundert Schritte von unserem Quartier lag und von Hauptmann von der Gröben befehligt wurde. Diese beunruhigenden Gerüchte wurden manchmal so positiv, daß sie einigermaßen unsern Schlaf störten.

In einer Nacht träumte Frau von Corvin, daß die Rebellen das Lager überfallen hätten, und der Traum war so lebhaft, daß sie plötzlich sehr erschrocken erwachte. Allein sie erschrak noch mehr, als sie nicht fernen Kanonendonner hörte. Sich über die überall herrschende Ruhe wundernd, die nur durch das Plätschern eines starken Regens unterbrochen wurde, saß sie lauschend im Bette und blickte mit Spannung nach ihrem Fensterchen, von wo sie am Tage gerade in eine Schießscharte des Blockhauses sehen konnte, aus welcher die Mündung eines Geschützes guckte. Plötzlich ein Knall und ein Lichtstrahl, welcher für einen Augenblick die Umrisse des Blockhauses zeigte! Niemand rührte sich. Diese Ruhe schien ihr unerklärlich und beunruhigend unter solchen Umständen. Sie stand in Eile auf, warf einen weiten Nachtrock von blauem Flanell über und ging, immer horchend, in unsern Salon. Da sie den Platz kannte, wo eine große Laterne stand, so machte sie Licht, während wieder ein Knall und viel näher gehört wurde. Sie klopfte an unsere Thür

und rief: „Prinz, stehen Sie auf, die Rebellen sind ringsum, — hören Sie nicht die Kanonenschüsse?“

Salm war im Nu aus dem Bette, und ohne an sein Kostüm zu denken, stürzte er in den Salon, wo Frau von Corvin's lichtblaue Gestalt, einen leichten weißen Wollenshawl gegen den Zug turbanartig um den Kopf, eine Laterne in der Hand, wie eine Fee in einem Märchen dastand. Salm sah sie gar nicht, denn in der Eile hatte er nicht einmal seine Lorgnette in's Auge gesteckt, und auf die Veranda tretend, rief er: „Schildwache, was ist los?“ — „Ein Donnerwetter, Herr Oberst!“ war die Antwort. Der Zauber war vernichtet. Es ging Salm wie dem durch Sünde erleuchteten Adam; er entdeckte sein nicht salonfähiges Kostüm und machte einen übereilten Rückzug in sein Bett, worauf wir Alle in ein Gelächter ausbrachen, welches durch das Bellen von Jimmy, Gerber und Frau von Corvin's Wächter „Doggy“ verstärkt wurde, ein Köter so schwer wie ein Kalb und der stets darauf bestand, ihr Bette zu theilen.

Bridgeport, welches auf dem hohen nördlichen Ufer des Tennessee gerade vor der Insel liegt, besteht eigentlich nur aus ein paar Häusern und einer Sägemühle dicht am Fluß; aber während des Krieges hatte es sich bedeutend vergrößert durch ein geräumiges Feldhospital und viele andere militärische, hölzerne Gebäude, die meistens

als Magazine oder auch als Wohnungen für die Offiziere und Beamten des Kommissariates dienten. In dem Hause auf dem höchstgelegenen Punkt hatte Oberst Taylor, der Befehlshaber des Postens und eines Kentucky-Regiments, sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Die einzige in Bridgeport lebende Familie, die mit der Armee nichts zu thun hatte, war die eines Geistlichen Namens Gilford. Ihr eigentliches Wohnhaus stand auf dem Kamme des vorher erwähnten Bergrückens, und man konnte es von Bridgeport deutlich sehen; allein da es mitten im Rebellengebiet lag, und da er als nicht katholischer Geistlicher und wegen seiner Hinneigung zur Sache der Union sich dort nicht eben sicher fühlte, so hatte er sein Haus verlassen und sich ein provisorisches hölzernes gebaut, welches er durch die aus seiner Wohnung herbeigeschafften Möbel recht behaglich gemacht hatte. Seine Frau und erwachsenen Töchter waren ganz angenehme Personen, und wir brachten mit ihnen manche vergnügte Abende zu. Sie waren übrigens nicht die einzigen Damen in Bridgeport, denn ein bei der Verpflegung angestellter Kapitän Armstrong hatte seine Frau bei sich und außerdem waren noch zwei andere Damen im Ort, die der christlichen Kommission attachirt waren.

Obwohl Bridgeport nicht weit von unserem Lager entfernt war, so war doch ein Besuch dort und besonders

die Rückkehr nicht ohne Gefahr. Straßen gab es eigentlich keine, denn was allenfalls so hätte genannt werden können, war durch den Regen in einen unergründlichen Morast verwandelt worden. Wir hatten daher stets über festern Grund zu fahren, und trotzdem daß derselbe durch überall hervorragende Baumstümpfe gefährlich gemacht war, hatten wir doch nie ein Unglück, obwohl wir in der Ambulanz oft wie Würfel in einem Becher zusammengeschüttelt wurden und unsere Köpfe gegeneinander rannten. Der schlimmste Theil der Straße war aber der vom Ufer nach der Fahrbrücke hinunter, und ich wundere mich immer noch, daß wir nicht einmal in den Fluß hinunterrollten.

Wir hatten ebenfalls häufig Besuch, ja versuchten es sogar, Diners zu geben, und waren den Abend meistens in Gesellschaft. Wir spielten Whist, und Gröben braute einen sehr annehmbaren Eierpunsch oder anderes Getränk, denn der Wein, den unser Marketender lieferte, obgleich er mit prächtigen Etikets versehen war und drei Dollars die Flasche kostete, war ein verbrecherisches Gebräu.

Dieser Marketender war eine wichtige Person im Lager und beinahe die einzige, die Geld hatte. Baar Geld war in der That sehr rar bei uns, und es gab Zeiten, wo das ganze Offizierkorps zusammen nicht zehn Dollars besaß. denn wegen der Unsicherheit der Straßen war der Zahlmeister seit vielen Monaten nicht bei uns gewesen.

Natürlich lebte Jedermann „auf Pump" und Herr Moritz Augenstein hatte ganze Rieße von Anweisungen auf zukünftiges Gehalt. Das Regiment schuldete dem armen Kerl viele Tausende, und wenn er sich auch gewissenhaft bestrebte, für seine Waaren wenigstens den zehnfachen Preis zu berechnen, so wurde sein Profit doch sehr vermindert durch unehrliche Leute, welche es für einen guten Spaß hielten, ihn anzuführen. Einmal sogar plünderte man in der Nacht sein hölzernes Magazinhaus, und es war Salm ganz unmöglich, die Spitzbuben zu entdecken.

Dieser Herr Augenstein war ein österreichischer Jude, ein fetter Mensch mit einem runden Gesicht, noch runderen verwunderten Augen und dicken Lippen. Er war sehr unterthänig, und wenn er zu mir oder dem Prinzen redete, that er es stets mit gebeugten Knieen, seine Hände wie beim Beten zusammenlegend, und mit einer bittenden, winselnden Stimme, mit dem Versuch, spaßhaft zu sein. Man konnte ihn nicht, ohne zu lachen, ansehen. Im Ganzen genommen war er aber ein guter Kerl und uns sehr ergeben, obwohl vielleicht mehr aus Interesse, als aus persönlichen Gründen. Alle Soldaten machten sich über den armen Menschen lustig, und es war in der That lächerlich, ihn dahin troddeln und mit sich selbst sprechen zu sehen. Er war ungeheuer feige und fürchtete sich

schrecklich vor den Rebellen. Die Soldaten hatten natürlich bald diese Schwachheit weg und fanden ihr Vergnügen daran, ihn mit übertriebenen Gerüchten zu ängstigen, die er niemals verfehlte uns mitzutheilen, bittend, ihn im Falle eines Ueberfalls doch ja nicht im Stich zu lassen. Ein Plan von Frau von Corvin, eine Art von Keller im Walde in der Nähe des Hauses zu graben und darin unsere werthvollsten Dinge zu verstecken, fand sehr seinen Beifall, und er machte darin auf einen Platz für seine Schätze Anspruch.

Die Harmonie unter den Offizieren in diesen deutschen Regimentern war selten sehr gut. Das Korps bestand aus sehr ungleichen Elementen und war mehr durch Zufall als durch eigene Wahl zusammengewürfelt worden. Im 68. Regiment war auch ein Oberstlieutenant von Steinhausen gewesen, der ebenfalls das Regiment zu bekommen hoffte, als Salm ihm vorgesetzt wurde. Er hatte seine Anhänger unter den Offizieren, und daraus entstand ein Zustand ähnlich dem, wie ihn Salm fand, als er das achte Regiment übernahm.

Salm verfuhr gegen den Oberstlieutenant leidenschaftlicher, als es sonst seine Gewohnheit war, allein ich muß gestehen, daß sich Oberstlieutenant von Steinhausen stets sehr gentlemanmäßig benahm und niemals seinen Verdruß zeigte. Der Major Kummer war ebenfalls ein

sehr angenehmer, anständiger Mann, und allmälig glichen sich die Verhältnisse so ziemlich aus.

Das Regiment hatte eine sehr bedeutende Strecke der Chatanooga-Eisenbahn zu bewachen, und verschiedene von Hauptleuten befehligte Posten waren durch Detachements vom 68. Regiment besetzt. Der fernste dieser Posten war bei Whiteside, ein anderer bei Shellmound und der nächste auf dem südlichen Ufer des Tennessee, unfern der Pontonbrücke. Dieser letztere Posten wurde durch Hauptmann von Fritsch, einen Sachsen, befehligt, welcher auch das kleinere der beiden Blockhäuser unter sich hatte. Hauptmann Steuernagel, ein Frankfurter, war Kommandant des früher erwähnten Forts Salm.

Hauptmann von Fritsch wohnte in einem kleinen Bretterhause, welches er sich sehr bequem und selbst elegant eingerichtet hatte. Er verstand gut zu leben und wußte auch sich die Mittel dazu zu verschaffen. Seine Lage war für diesen Zweck sehr günstig, denn alle Südländer, die mit dem Lager verkehren wollten, hatten die Pontonbrücke zu passiren, und der Hauptmann hatte ihre Legitimationen zu prüfen. Indem er diese Pflicht erfüllte, examinirte er auch die Lebensmittel, welche die Südländer brachten, und war sehr besorgt, davon für sich zu erwerben, was ihm gefiel. Er hatte daher stets die am besten gefüllte Speisekammer und überdieß das Glück, unter seinen Sol-

daten einen Kochkünstler zu finden. Der Hauptmann war nicht egoistisch; die guten Dinge, die er hatte, allein zu genießen, würde ihm kein Vergnügen gemacht haben, und er liebte es auch, seine eigene und die Geschicklichkeit seines Koches zu zeigen.

Er lud uns einmal zu einer Art von militärischem Schauspiel ein. Es wurde angenommen, daß sein Blockhaus vom Feind angegriffen werde. Er vertheidigte es tapfer, und die Kanonen machten solchen Lärm und solchen Dampf, daß wir, die wir innerhalb waren, fast taub und erstickt wurden. Am Schluß lud er uns in seinem Quartier zum Diner ein und setzte uns in Erstaunen, nicht durch die Delikatessen, mit denen er uns bewirthete, sondern noch mehr durch den Glanz seines Tisches, der von Porzellan und Krystall funkelte — Teller und Gläser, jedes von einem andern Muster — und durch eine Sammlung von Weinen und Liqueuren, die von irgend welcher geheimnißvollen Quelle kamen, die außerhalb der Grenze von Augenstein's Gerichtsbarkeit lag.

Hauptmann von Fritsch war ein Bonvivant. Er hielt sich auch einen brillanten kleinen Wagen, der von einem gescheidten kleinen Esel, dem klügsten und schnellsten seines Geschlechtes, gezogen wurde. Frau von Corvin war, wie Titania, in den Esel verliebt und zog nach einigen schmerzlichen Versuchen einen Platz in dem von ihm ge-

zogenen Wagen bei Weitem dem Sattel vor. Hauptmann von Gröben erklärte sie deßhalb, mit einem Seitenblick auf mich, für eine äußerst vernünftige Frau, denn er konnte noch immer nicht sein unfreiwilliges akrobatisches Kunststück vergessen.

Gröben, den Hauptmann Fritsch's gesellschaftliche Talente nicht schlafen ließen, gab auch einige kleine Feste in seinem Zelt, welches zu diesem Ende erweitert und prachtvoll ausgeschmückt wurde.

Das Wetter war nun wunderschön geworden und wir machten viele Ausflüge, sowohl zu Wagen wie zu Pferde. Die Rebellen verhielten sich ruhig, und keine von unsern Befürchtungen ging in Erfüllung.

Nun, bei Sonnenschein, war der Aufenthalt auf der Insel reizend. Wir waren beinahe den ganzen Tag über im Freien und spazierten im Walde, der durch eine große Menge von Vögeln mit glänzendem Gefieder belebt war. Es gab dort kleine, scharlachrothe Thierchen, die im Laub und in der Sonne wie ein Feuerball aussahen; andere waren wunderschön blau und ganz zahm. Ich bemerkte auch verschiedene schöne Spechtarten: einen mit einem hochgelben, schwarzgeränderten Schwanz und einen andern mit hellgrauem, gewelltem Gefieder und karmoisinrothem Kopf. Es gab auf der Insel auch Rebhühner und wilde Tauben, die hin und wieder einen Beitrag zu unserem

Mittagtisch liefern mußten. Die Wiesen vor unserem Lager schwärmten mit einer Art von Kibitz, von seinem Geschrei „Killedie“ genannt, die meinen Mann eine gute Menge Schrot kosteten, was ein Gegenstand war, da er einen Dollar für das Pfund zu zahlen hatte.

Die zu Chatanooga und Stevenson stehenden Generale besuchten uns zuweilen. Am Sonntag den 23. Oktober aß Generalmajor Steedman bei uns zu Mittag und lud uns ein, ihn in Chatanooga zu besuchen. Unsere Partie bestand aus Frau von Corvin, Salm, Gröben und mir selbst, und wir reisten am nächsten Dinstag ab. Die Einrichtungen auf der Eisenbahn waren sehr unvollkommen. Wir saßen in einem Bagagewagen, die Damen auf bodenlosen Rohrstühlen und die Herren auf irgendwelchen Kisten.

Die Straße nach Chatanooga ist sehr romantisch. Sie geht durch eine wilde Gebirgsgegend und über Brücken, an die ich nicht ohne Schaudern denken kann. Die Rebellen hatten die guten und solidgebauten zerstört, und sie waren einstweilen durch andere ersetzt worden, welche die Soldaten in Eile erbaut hatten. Unter ihnen war besonders eine, die unter dem Namen der „Schwefelhölzchenbrücke“ bekannt war und die Alles überstieg, was ich jemals gesehen oder gehört habe. Sie ging über eine breite, tiefe Schlucht und war von Holz in drei Etagen

einige hundert Fuß hoch gebaut. Wenn der Zug darüber hinwegging, schwankte das ganze gebrechliche Bauwerk in beängstigender Weise hin und her.

Hie und da sah man kleine Blockhäuser mitten in einem Fleck kultivirten Landes. Die Felder lagen alle brach aus Mangel an Händen; viele der ärmlichen Häuser standen leer, und nur in wenigen wohnten erbärmlich aussehende Greise und alte Frauen, die kaum wußten, wie sie sich am Leben halten sollten, da sie seit Monaten von der übrigen Welt abgeschnitten waren. Die Eisenbahnzüge wurden nur für militärische Zwecke benutzt, und wurden Passagiere zugelassen, so mußten sie mit Pässen versehen sein, die nicht leicht zu bekommen waren.

Wir brauchten drei Stunden, um Chatanooga zu erreichen, wo wir um acht Uhr Abends ankamen und von General Steedman empfangen wurden, mit dem wir bis Elf im Hotel zusammen blieben.

Generalmajor Steedman war in Kanada geboren. Er war ungefähr fünfzig Jahre alt, groß, mit einem angenehm offenen, kühnblickenden Gesicht. Schon sehr jung ward er eine Waise und hatte in seiner Kindheit große Noth zu leiden, was ihn ganz besonders gut und milde gegen arme verwaiste Kinder machte. Er war überhaupt ein guter, weichherziger Mann, der seine liebenswürdige Schwäche unter angenommener Rauhheit,

übrigens ohne besondern Erfolg, versteckte. Als er kaum ein Jüngling war, nahm er an einer revolutionären Bewegung in seinem Vaterlande Theil, was ihn nach den Vereinigten Staaten trieb, wo er die Rechte studirte, ein einflußreicher Politiker und sogar zum Senator erwählt wurde. Als der Krieg ausbrach, errichtete er ein Regiment und wurde Generalmajor, ehe wir im Osten irgend etwas von seinen kriegerischen Thaten gehört hatten. Er war indessen ein praktischer Mann und hatte Kriegsgeschichte mit Nutzen studirt, und wo immer sich eine Gelegenheit zeigte, benahm er sich nicht allein mit großem Muthe, sondern auch mit großem militärischem Takt. Freitag Morgen, 26. Oktober, war unsere Gesellschaft um neun Uhr zu einem Ausfluge nach Lookout Mountain beisammen. Frau von Corvin und der „alte Gröben“ saßen in einer Ambulanz, die Uebrigen zu Pferde. Wir warteten auf General Steedman, der sich indessen entschuldigen ließ, indem er nicht nur stark erkältet sei, sondern auch eine telegraphische Depesche von General Sherman erhalten habe, Truppen zur Verstärkung nach Decatur zu senden, was seine Anwesenheit nöthig mache. Oberst Moy, des Generals erster Adjutant, begleitete uns indessen als Wegweiser.

Das Wetter war köstlich und der Himmel ohne eine Wolke. Wir passirten einen Theil des Lagers. Ueberall

sah man zerstörte Häuser und rings umher Heerden von Ochsen und Maulthieren, welche letztere im Kriege so ausgezeichnete Dienste leisteten. Sie folgten der Armee in Heerden von mehreren Hunderten, getrieben von Leuten zu Pferde, deren Geschicklichkeit bewundernswerth war. Es war ein Vergnügen, diese schönen Maulthiere mit ihren hirschgleichen, feinen Füßen zu sehen. Sie halten ebenso viel und mehr als Pferde aus und sind sehr genügsam und bleiben gut im Stande selbst bei Futter, welches ihre anspruchsvolleren Halbbrüder bald dienstunfähig machen würde.

Lookout Mountain ist ein ungeheurer Felsen, der wie eine Citadelle aus dem Thale des Lookout-Creeks aufsteigt und von welchem man die Aussicht über Chatanooga und die ganze ausgedehnte Gegend ringsum hat. Er war von den Rebellen als eine Signalstation benutzt worden und man hielt es — nach der Schlacht von Chicamauga — für nöthig, diese furchtbare Position anzugreifen, welche die Verbindungen von General Grant's vorrückender Armee gefährdete. Die ehrenvolle und schwierige Aufgabe, diesen Felsen zu stürmen, fiel „Fighting Joe" zu. Er griff denselben am 24. November 1863 mit zehntausend Mann an, und obgleich die Rebellen Brustwehren errichtet hatten und durch einen dicken Nebel begünstigt wurden, welcher den hohen Gipfel einhüllte, so wurden sie doch den östlichen

Abhang hinuntergetrieben. Der Nebel verhinderte Hooker, ihnen in das Thal zu folgen; er blieb auf der Zinne seiner erstürmten Citadelle, und der Donner seiner Geschütze verkündete seinen glorreichen Sieg „über den Wolken", wie ein poetischer Reporter sagte.

Ich will nicht von der Reihe von Schlachten reden, die um Chatanooga geschlagen wurden und welche den Feldzug in jenem Distrikt für 1863 beendeten, General Bragg seine Stelle kosteten und General Burnside Luft machten, der sich in Knoxville in der Klemme befand — und zu unserer interessanten Partie zurückkehren.

Die Abhänge des Bergrückens sind mit Wald bewachsen, der an jenem schönen Morgen in aller Pracht des amerikanischen Herbstes erglänzte und auf herrliche Weise mit dem sanften Blau der fernen Landschaft kontrastirte.

Nach einem Ritt von einer Stunde waren wir am Fuß des steilen, zweitausendsechshundert Fuß hohen Felsens angekommen. Die Soldaten hatten mit großer Mühe einen Weg nach dem Gipfel gemacht. Viele Felsen hatten weggeräumt, viele Bäume gefällt und die Straße im Zickzack zu dem langgestreckten Rücken geführt werden müssen, welcher mit dem eigentlichen Lookout-Felsen endet, der fast senkrecht hinunterfällt. Die Platform auf der höchsten Spitze hatte Raum genug für unsere kleine Ge-

sellschaft, und wir sahen mit Entzücken auf die schöne Landschaft zu unseren Füßen.

Während des französischen Krieges habe ich oft die Abwesenheit von Photographen bedauert, die gewöhnlich zu spät ankamen, wenn die Szenen sich schon bedeutend verändert hatten. In Amerika waren sie stets zur Stelle, und wir verdanken ihnen viele Ansichten, die unmittelbar nach den Schlachten genommen waren. Yankee-Industrie schläft nie. Hier auf dem Felsen fanden wir natürlich ebenfalls einen Photographen, der Gruppen von Besuchern photographirte und Ansichten des Felsens verkaufte. Ich bewahre noch eine, welche den Felsen mit General Hooker darauf sitzend darstellt.

Nachdem wir uns nach Herzenslust satt gesehen hatten, wählten wir einen reizenden Fleck in der Nähe eines schönen Wasserfalles und lagerten uns auf dem Moos, um ein ausgesuchtes Frühstück zu genießen, welches General Steedman mit einem guten Vorrath von Champagner geschickt hatte, und welches uns sehr vergnügt machte.

Um sieben Uhr Abends kamen wir erst nach Chatanooga zurück, wo wir im Hotel eine große Gesellschaft fanden, uns aber bei Zeiten zurückzogen.

Obwohl ich mich so gut als möglich amüsirte, vergaß ich doch unsere Kranken im Hospital nicht, und am näch-

sten Morgen machten Frau von Corvin und ich einen Besuch bei der Sanitäts-Kommission, von der wir eine große Menge sehr willkommener Dinge erhielten. Obwohl die Hospitäler um Chatanooga, die meistens auf dem gesunden Berghange lagen, sehr viel gebrauchten, so schienen doch die Vorräthe der Kommission unerschöpflich, und dieselbe wurde es nie müde, mit vollen Händen zu geben.

Nachdem wir diese Pflicht erfüllt hatten, machten wir General Steedman eine Abschiedsvisite und nahmen bei ihm einen Lunch ein, worauf wir ihm Lebewohl sagten und in das Hotel zurückkehrten, wo mehrere Generale sich uns vorstellen ließen. Sie waren alle ziemlich beschäftigt, denn wir sahen fünftausend Mann unter unsern Fenstern vorbei nach dem Bahnhof marschiren; es waren die Verstärkungen für Decatur. Wir verließen Chatanooga um vier Uhr Nachmittags und kamen glücklich in Bridgeport an.

Es trat schlechtes Wetter ein, und der Boden um unser Haus wurde sehr weich. Wir froren, denn die Nässe zog in unsere Kleider und Betten, und ein warmer Punsch am Abend war sehr annehmbar. Wir hatten stets einige Gäste; der Kommandant des Postens, Oberst Taylor, kam häufig, und wir hatten eine Whistpartie. Sonntags gingen wir in die Kirche nach Bridgeport und

hörten ziemlich langweilige Predigten; an den Wochentagen hatten wir genug in unserem Hospital zu thun, welches bereits ein ganz anderes Ansehen gewonnen hatte.

Die Gerüchte von Rebellenangriffen wurden mehr und mehr alarmirend, und Frau von Corvin, die nach Washington zurückkehren wollte, hatte ihre Reise aufzuschieben, da die Straße zwischen Bridgeport und Nashville nichts weniger als sicher war. Am Abend des 7. November erhielten wir „zuverlässige" Nachricht, daß sich fünfzehnhundert Rebellen auf den waldigen Höhen, die wir beständig vor uns sahen, versammelt hätten, und ein Angriff gegen die Insel wurde erwartet. Wir machten unsere Vorbereitungen für alle Fälle, und wie Frau von Corvin uns in jener Nacht erschreckte, habe ich schon erzählt.

Ungefähr um diese Zeit erhielten wir Nachricht von Oberst von Corvin, der uns seine Ankunft in Bridgeport ankündigte und die Absicht, seine Frau und mich nach Washington zurück zu holen. Er war damals im Kriegsministerium beschäftigt und reiste mit einem Auftrage des General-Provost-Marshals, General Fry. Eines Morgens, Mitte November, kam er an; da es aber nicht rathsam für uns war, anders als unter einer starken Bedeckung zu reisen, so wurde beschlossen, daß er bei uns bleiben und eine günstige Gelegenheit zur Rückkehr abwarten sollte.

Wir hatten noch einen andern Zuwachs zu unserer Gesellschaft, einen Doktor Strohbach aus Wien, den Salm dort kennen gelernt hatte. Er war ein großer, beinahe athletischer junger Mann, mit einem weiß und rothen, schönen Cherubimgesicht und goldblonden Locken. Er war stets guter Laune und wir freuten uns sehr über seine Ankunft *).

Salm und Corvin gingen häufig auf die Jagd, entweder auf der Insel oder auf der Südseite des Tennessee, und erlegten sehr willkommene Rebhühner, Killedies und andere Vögel. Einmal schoß Corvin eine lange giftige Schlange, die dort „der Klapperschlange Lootse" genannt wird, ein sehr schönes Reptil, welches er im dichten Gebüsch antraf.

Obwohl der Boden auf der Insel ziemlich feucht war, so hörten wir doch kaum jemals von Schlangen, aber von ihrem Vorhandensein hatten wir den Beweis durch eine äußerst gefährliche Viper, „Baumwollenmaul" (cotton mouth) genannt, welche wir auf den Schienen fanden; der Zug hatte ihr gerade den Kopf abgeschnitten, als sie über die Bahn kriechen wollte.

---

*) Er blieb auch nach dem Kriege in Alabama, wo er bald solchen Einfluß gewann, daß er in den gesetzgebenden Körper des Staates gewählt wurde und jetzt, wie ich höre, auf dem besten Wege ist, in den Kongreß gewählt zu werden.

Wir lebten fort in der beschriebenen Weise und machten viele schöne Ausflüge, von denen ich nur einen nach Shellmound erwähnen will, wo ein Posten des 68. Regiments unter Hauptmann Feldstein lag, der sich dort förmlich häuslich eingerichtet hatte. Der Posten sah wie ein kleines Dorf aus, und Geflügel und andere Hausthiere fehlten nicht.

Salm und Corvin gingen Enten und Rebhühner schießen, während wir einen herrlichen Spaziergang machten. Die Lage nahe dem schönen Strom war wundervoll, und an unserer Seite desselben erhoben sich in einiger Entfernung bewaldete Felsenberge, welche eine berühmte Höhle enthalten, aus der ein milchiger, hellgrüner Bach kommt, der in den Tennessee fließt. Die Höhle, hieß es, sei von unergründlicher Tiefe, und man erzählte Geschichten von Leuten, die hineingedrungen und nie wieder herausgekommen seien. Dieses Schicksal, hieß es, begegnete einst einer Militärpatrouille, welche es unternahm, die Höhle zu untersuchen. Sie hatte auch unsere Neugierde erregt, und wir gingen hauptsächlich nach Shellmound, um vermittelst eines von Bridgeport erwarteten Bootes hinein zu dringen, welches aber in Folge irgend eines Mißverständnisses nicht ankam.

Das enge Thal des chrysoprasgrünen, geheimnißvollen Baches ist niemals von Menschenhand berührt worden,

und ein Bild der wildesten, äußerst romantischen Verwirrung. Vielhundertjährige todte Baumriesen streckten sich über den Bach, überwuchert mit einer Menge der verschiedenartigsten Schlingpflanzen. Corvin, der sich zu tief in diese üppige Wildniß wagte, kam in das Gras, oder was da so genannt wird, denn das Gras hat fingerdicke Stiele und ist über zehn Fuß hoch. Er ging beinahe in solcher „Wiese" verloren und tauchte aus derselben ganz erschöpft und mit zerrissenen Kleidern hervor.

Nach einem angenehmen Mittagessen, wozu Hauptmann Feldstein einen wilden Truthahn angeschafft und manche seiner Hühner geopfert hatte, kehrten wir, sehr zufrieden mit unserem Ausflug, lange nach Dunkelwerden nach Bridgeport zurück.

Gegen Ende November erhielten wir Nachricht von der unüberlegten Bewegung des Rebellengenerals Hood, welcher Tennessee und vielleicht Kentucky und Ohio angreifen wollte, um General Sherman zu zwingen, seine gefährlichen Pläne aufzugeben. Dieser sehr geschickte Feldherr hatte im September Atlanta (Georgia) erobert und bereitete seinen kühnen Marsch mitten durch das Herz des feindlichen Landes nach Savannah in Süd-Carolina vor.

Man traf Maßregeln, General Hood zu empfangen,

da es sehr wahrscheinlich war, daß dieser versuchen würde, Bridgeport zu nehmen, und wir erwarteten jeden Augenblick, von seiner Armee angegriffen zu werden. Er hielt aber wahrscheinlich den Platz für zu stark, und Aufenthalt fürchtend, ging er an einer andern Stelle über den Tennessee und rückte gegen Nashville vor. General Steedman erhielt daher Befehl, mit seinen Truppen in dieser Stadt zu General Thomas zu stoßen und nur so viel zurück zu lassen, als nöthig waren, die Hauptpunkte zwischen Chatanooga und Stevenson gegen einen Handstreich zu schützen.

Salm war sehr begierig, an den erwarteten Schlachten Theil zu nehmen, und auf sein Ansuchen attachirte ihn General Steedman seinem Stab. Der General telegraphirte, daß er am Nachmittage ankommen werde; Salm machte sich fertig, und wir warteten auf die Ankunft der Truppen in Oberst Taylor's Quartier, wo wir uns die Zeit mit Essen vertrieben und mit Catawba-Champagnertrinken, denn die Züge ließen bis elf Uhr Nachts auf sich warten.

Der General, der elf mit Soldaten vollgepfropfte Züge bei sich hatte, saß mit seinem Stab in einem leeren Bagagewagen auf Koffern und Kisten. —

Wir hatten erwartet, daß seine Truppen den Weg nach Nashville frei machen würden, und beabsichtigten,

einige Tage später nach Washington abzureisen. Wir waren daher keineswegs angenehm durch die Nachricht überrascht, daß der Zug, welcher ihn brachte, der letzte sei, der laufe, und daß wir in Bridgeport zu warten hätten, bis General Hood geschlagen sei.

Anfang Dezember trat Frost ein, der einigermaßen die militärischen Operationen hinderte und die Entscheidung bis zur Mitte des Monats verzögerte. Der Frost war für diese Breitengrade ungewöhnlich strenge, und obwohl das Wetter schön war, so war es doch kalt, und wir hätten auf den Teichen der Insel schlittschuhlaufen können, wenn wir Schlittschuhe aufzutreiben im Stande gewesen wären.

Während dieser Zeit der Erwartung, und während Hood das ziemlich gut befestigte Nashville belagerte, unterhielten wir uns so gut wir konnten. Wir erhielten hin und wieder Besuche von den in Chatanooga und Stevenson zurückgelassenen Generalen, darunter die Generale Brannon und Granger, die wir möglichst amüsirten und welche in Erstaunen gesetzt wurden durch den wundervollen Punsch, den Corvin und Gröben von Kommissariat-Whisky mit Hülfe von Citronenschale, Ananas, Vanilleessenz und Zucker brauten.

General Brannon war Artilleriegeneral und ein sehr artiger Mann; ich denke daher noch mit Beschämung an

das Gelächter, welches eines Abends durch meine mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache hervorgebracht wurde. Wir spielten Whist und Brannon war mein Partner. Stolz auf meine Sprachkenntniß, die ich nicht besaß, wollte ich dem General eine Höflichkeit in deutscher Sprache sagen, und als Jemand aus der Gesellschaft — ich hatte Corvin im Verdacht —, wahrscheinlich angeregt durch den Punsch, mir die vorausgesetzte Artigkeit in's Ohr flüsterte, rief ich mit dem verbindlichsten Lächeln: „General Brannon, Du bist ein großer Esel!", worauf er, der kein Wort deutsch verstand, mit ebenso verbindlichem Lächeln sich höflichst bedankte, während die deutschen Offiziere beinahe vor unterdrücktem Gelächter erstickten, da sie Alle der Meinung waren, daß der Artilleriegeneral nicht das Pulver erfunden habe.

General Granger, der in Stevenson befehligte, war ein schlanker blonder Mann mit einer ziemlich platten Nase, aber ein guter General und feiner Gentleman. Er lud uns ein, die Einförmigkeit unseres Lebens durch Besuche in Stevenson zu unterbrechen, die nicht ohne Gefahr und vielleicht deßhalb um so verführerischer waren.

Wenn wir Lust zu einem solchen Besuch hatten, so telegraphirte ich an meinen alten Freund General Meagher, der in Chatanooga kommandirte, mir eine Lokomotive zu senden, was er niemals zu thun verfehlte, troß des

Gebrumms des Offiziers, welcher das Eisenbahn-Departement unter sich hatte. Er sandte gewöhnlich eine Lokomotive mit nur einer sogenannten Kabuse und vielleicht einem leeren Transportwagen angehängt.

Stevenson war nur zehn englische Meilen entfernt, aber die Bahn ging durch einen Wald, in dem sich stets Guerillas aufhielten, und der zu jener Zeit lebhafter war als jemals. Wir waren daher vorsichtig und nahmen immer zehn bis zwölf Soldaten mit, welche, auf dem Dache der Wagen sitzend, mit gespanntem Hahn den Wald beobachteten, während wir hindurchfuhren. Solch ein Ausflug war immer aufregend, denn wir waren nie sicher, ob wir nicht irgend einer „wild laufenden" Lokomotive begegnen oder aus dem Geleise kommen würden, denn die Bahn war in einer schauderhaften Verfassung, und unser Zug rumpelte dahin gerade wie ein Bauernwagen über einen Knütteldamm. Die Schwankungen waren manchmal so stark, daß die eisernen Kochtöpfe im Herd der Kabuse aus ihren Löchern geschleudert wurden. Wir kamen jedoch stets ohne Unfall davon und amüsirten uns prächtig in Stevenson bei General Granger, der uns mit der schönen Musik der Regimentsbanden und ausgezeichneten Diners regalirte, denn der General war ein großer Gourmand. Stevenson selbst war ein unbedeutender Platz, der sich längs eines kahlen, trübseligen Hügels hinstreckte,

damals aber ganz großartig aussah wegen der Menge militärischer Gebäude.

Von der Armee hörten wir nur vage Gerüchte, aber sie waren so widersprechender Art, daß wir nicht wußten, was wir glauben sollten. Endlich am 18. Dezember kam die Nachricht von großen Siegen, welche unsere Armee erfochten und in welchen sie vierzig bis fünfzig Geschütze erobert haben sollte. Hood's Armee, hieß es, sei in vollem Rückzug, und wir erwarteten sie jede Minute vor Bridgeport. Zwei Kanonenboote kamen an zum Schutz der Insel, und Oberst Taylor und Corvin waren damit beschäftigt, Bridgeport so viel als möglich nach der Nordseite zu befestigen und über die wenigen zurückgelassenen Truppen zu disponiren.

Die glorreichen Nachrichten bestätigten sich. General Thomas hatte Hood am 15. und 16. in zwei großen Schlachten bei Nashville geschlagen und vierundfünfzig Kanonen erobert und gegen fünftausend Gefangene gemacht. Zugleich erhielt auch das 68. Regiment Befehl, nach Stevenson zu marschiren und dort seinen Obersten und General Steedman zu erwarten.

Dieser Befehl verursachte natürlich große Aufregung, denn das Regiment hatte beinahe neun Monate auf der Insel gelegen, und Alles, was die Soldaten für ihre Bequemlichkeit arrangirt hatten, mußte zurückgelassen werden,

da General Steedman versprochen hatte, alle nöthigen Dinge nach Whiteside nachbringen zu lassen, wohin das Regiment später verlegt werden sollte.

Die Detachements von Fort Prinz Salm, Whiteside und Shellmound mußten eingezogen werden, und es wurde später Nachmittag, ehe Alles bereit war. Wir hatten eine Abschiedskollation für unsere Offiziere bereitet und sahen sie mit Bedauern und nicht ohne Besorgniß scheiden, denn in Bridgeport blieb nur eine sehr kleine Abtheilung, und auf unserer Insel außer den Kranken höchstens zwanzig Mann als Wache für die Vorräthe und das verlassene Lager. Auch die Kanonenboote waren verschwunden, und wir waren wirklich jeder herumstreifenden Rebellenbande ausgesetzt, der es einfallen mochte, uns einen Besuch zu machen.

Das leere Lager bot einen traurigen Anblick am nächsten Tage und noch trauriger wegen des Regens, der in Strömen vom Himmel kam. Herrenlose Hunde und Katzen irrten um die leeren Hütten umher, und wir fühlten uns in unserem Quartier sehr miserabel und verlassen. Der Regen löschte das Feuer in dem Kamin aus und füllte mit Rauch das Haus, in welchem nasse Wäsche zum Trocknen aufgehängt war, denn ich hatte gerade eine große Wäsche angeordnet.

Die Nacht war pechfinster, und der Regen strömte

immer noch. Da ich nahe am Hause ein Geräusch hörte und hinaus auf die Veranda ging, um zu horchen, was es sei, sah ich schattengleiche Figuren einiger Reiter dicht vor mir. Einer von ihnen fragte mit einer tiefen Baßstimme, ob dieß ein verlassenes Lager sei: eine ziemlich verdächtige Frage, die uns einigermaßen besorgt machte. Oberst Corvin zog daher seinen Gummimantel über und tauchte, den Revolver in der Hand, in die dicke Finsterniß, um zu rekognoszziren. Die Reiter waren keine Rebellen, wie wir besorgten, sondern gehörten zur Armee der Union und sahen sich nach einem Unterkommen für ihren kranken Offizier um. Sie hatten sich in der Hütte des Oberstlieutenants etablirt.

Kaum über diesen Vorfall beruhigt, saßen wir neben dem kleinen topfartigen Ofen in Frau von Corvin's Zimmerchen, als wir wieder den Schritt eines Pferdes und dazwischen Klagegeschrei von Hühnern hörten, deren wir eine gan Menge hatten. Die Schmerzenstöne kamen indessen nicht von unsern Lieblingen, sondern von fremden, die von Shellmound eintrafen. Hauptmann Feldstein hatte dort alle seine Hühner und drei Kampfhähne zurückgelassen, und hatte einem unserer Leute Auftrag gegeben, sie zu holen und nach unserer Insel zu bringen. Der Mann war nach Shellmound geritten und hatte dort ein Dutzend gefangen, die er zu Pferde nicht

anders transportiren zu können meinte, als in der Weise, daß er sie mit zusammen gebundenen Füßen an den Sattel hing. Da er neun englische Meilen im strömenden Regen damit zu traben hatte, so kann man sich vorstellen, in welchem Zustande die armen Thiere ankamen. Fast alle schienen todt, und die übrigen hatten kaum einen Ton übrig, um das Schicksal ihrer Kameraden zu beklagen. Es war wirklich ein mitleiderregender Anblick. Wir trockneten die armen Dinger so gut wir konnten, legten sie, um sie zu erwärmen, um unsern kleinen Ofen und pflegten sie mit der zärtlichsten Sorgfalt. Wenn eins aus seiner Ohnmacht erwachte, jubelten wir. Die drei kräftigen Kampfhähne erholten sich zuerst, und ihrem Beispiel folgten drei oder vier Hennen; die übrigen und ein Perlhuhn blieben todt.

Es hörte am Morgen endlich wieder auf zu regnen, und mit der Sonne kehrte auch unsere gute Laune wieder zurück. Das Wetter war herrlich, als wir die Nachricht erhielten, daß General Steedman mit fünfzehn Eisenbahnzügen am 23. in Stevenson ankommen und sich freuen würde, uns Alle dort zu begrüßen.

Ich war sehr froh, denn ich sollte meinen Mann gesund und munter nach einer solchen Zeit voll Gefahren wiedersehen. Es war gut, daß ich die Nachricht von den großen Schlachten erhielt, als sie vorüber waren, und

zugleich mit der, daß Salm unverwundet war, denn sonst würde ich in großer Angst gewesen sein.

Wir wurden in Stevenson sehr herzlich empfangen. Steedman und Salm sahen mehr wie Räuber als wie Offiziere aus, denn sie hatten eine harte Zeit durchgemacht, während welcher sie sich wenig um ihre Toilette kümmern konnten. Ihre Bärte waren über eine Woche unrasirt, und ihre Uniformen zerrissen und voll Schmutz.

Salm strahlte vor Glückseligkeit, nicht nur wegen unseres Wiedersehens, sondern vielleicht mehr noch, weil er nach Herzenslust Gefechte mitgemacht und Gelegenheit gehabt hatte, sich auszuzeichnen. Steedman hatte ihm während der Schlachten ein Kommando gegeben und konnte nicht Worte genug finden, seinen Muth und gutes Benehmen zu loben. Er bedauerte, daß in der amerikanischen Armee keine Orden vertheilt würden, denn Salm würde vor Allen verdient haben, dekorirt zu werden. Er sagte indessen, er werde dafür Sorge tragen, ihm eine Brigade zu verschaffen und ihn General Thomas zum Avancement vorschlagen. Wir konnten in dem überfüllten Stevenson nicht bleiben und kehrten Nachmittags nach Bridgeport zurück; ich sehr stolz und glücklich.

Das Wetter blieb mehrere Tage hindurch schön; es war so warm wie im Frühling. Zur Feier von Weihnachten und der Siege schmückten wir unser Haus und

besonders die Veranda mit Stechpalmen*), und die zutraulichen Blauvögel kamen und pickten deren rothe Beeren. Corvin ging mit einigen Leuten in den Wald, um Mistelbüsche zu holen, die dort auf vielen Bäumen in einer Ueppigkeit wuchsen, wie ich nirgends in der Welt gesehen habe. Einer der nach Hause gebrachten Büsche hatte wenigstens vier Fuß im Durchmesser, und seine Beeren waren so groß wie weiße Johannisbeeren.

Wir feierten ein sehr fröhliches Weihnachtsfest bei Gilforts in Bridgeport, die uns ein prächtiges Abendessen gaben. Corvin braute ein paar Gallonen eines sehr belobten Punsches, und ich bin gewiß, daß das Haus des würdigen Geistlichen niemals eine lustigere Nacht erlebt hatte. Es war ein Piano da, und es wurde gesungen, getanzt und Spiele aller Art wurden gespielt.

Am ersten Feiertag wurde ein ähnliches Fest in unserem Hause arrangirt, kurz, wir amüsirten uns gut und waren so glücklich als möglich.

Da die Straße nun frei war, so bereiteten Frau und Herr von Corvin sich vor, nach Washington zurückzukehren,

*) Holy und mistletoe — Stechpalme und Mistelzweig — sind die Pflanzen, welche in England zur Weihnachtszeit die Stelle der deutschen Tannenbäume einnehmen. Bei den ländlichen Festlichkeiten wird ein Mistelzweig irgendwo im Zimmer aufgehängt, und wer ein Mädchen unter demselben stehend erwischt, darf sie küssen.

und ich beschloß, sie bis Nashville zu begleiten, oder selbst mit ihnen nach Washington zu gehen, je nachdem Felix bestimmen würde. Am 4. Januar 1865 ging General Brannon mit einem Extrazug nach Nashville, und sein Anerbieten, uns mitzunehmen, wurde dankbar acceptirt. Wir kamen am 5. im St. Cloud Hotel an, wo ich viele alte Bekannte fand, darunter auch Major Bigney, der in jener Stadt wohnte, und Oberst von Schrader, Generalinspekteur des Armeekorps.

Dieser Oberst von Schrader war ein Deutscher, ein Braunschweiger, Sohn eines Generallieutenants von Schrader. Warum er sein Vaterland verließ, weiß ich nicht, allein er kam mittellos in Amerika an und hatte eine schwere Zeit durchzumachen. Es war sehr amüsant, wenn er von seiner vergangenen Noth und seinen Verlegenheiten erzählte.

Da er nicht wußte, wie er seinen Lebensunterhalt gewinnen sollte, aber ein enthusiastischer Verehrer der Homöopathie war, so beschloß er, sich als homöopathischer Arzt in einer großen Stadt — ich habe vergessen, in welcher — zu etabliren. In Europa würde dergleichen unmöglich gewesen sein, allein damals fragte Niemand in Amerika nach seinem Doktordiplom. Da er wohl wußte, daß er mit seinen Streukügelchen keinen Schaden anrichten konnte, und das Glück hatte, zufällig einige

glückliche Kuren zu machen, so erwarb er einen gewissen Ruf, der durch einen sehr spaßhaften Vorfall noch bedeutend erhöht wurde, welcher wenigstens bewies, daß er ein gescheidter Mann war.

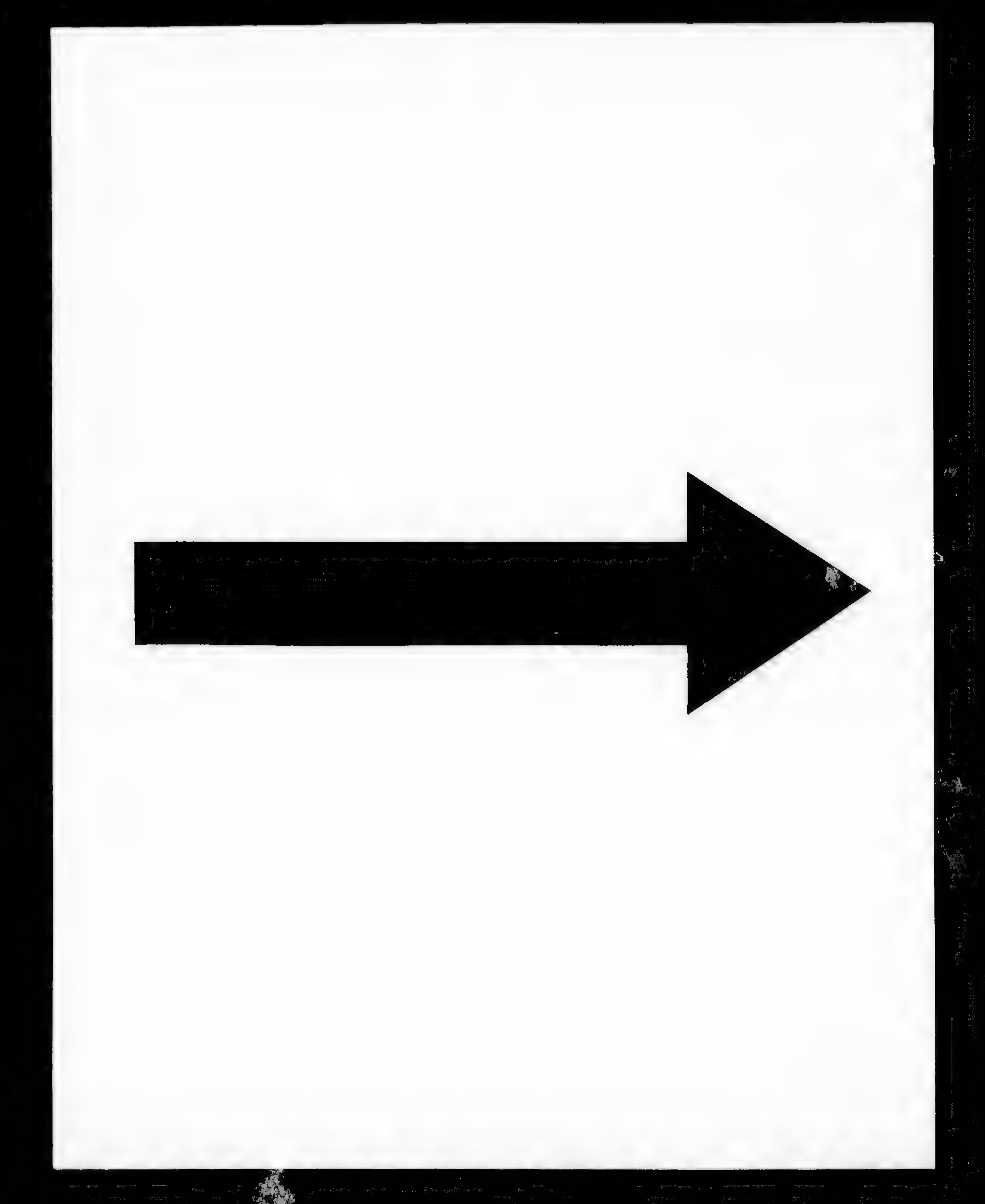
Eines Tages wurde er zu einer Dame in Kindesnöthen gerufen. Es war ein sehr schwieriger Fall, und Mutter und Kind waren in der größten Gefahr. Drei der besten Aerzte der Stadt standen bereits am Bette der Wöchnerin, und Jeder von ihnen hatte eine andere Ansicht. Als sie sich nicht einigen konnten, wurde Dr. Schrader zur Konsultation herangezogen, und seine Meinung sollte entscheiden. Er hatte auch nicht die allerentfernteste Idee, was unter solchen Umständen zu thun sei, hörte aber mit großer Aufmerksamkeit die Ansichten seiner Herren Kollegen an. Da er sie alle Drei ihrem Rufe nach kannte, so entschied er sich für die Ansicht Desjenigen, den er für den Geschicktesten hielt. In Folge davon wurden die Vorschläge dieses Arztes, und mit dem glücklichsten Erfolge, ausgeführt. Mutter und Kind blieben am Leben, und Dr. Schrader gewann an Ruf unter den Aerzten und dem Publikum.

Ein anderer Deutscher, von Hannover, der auch Oberst in der Unionsarmee geworden war, ein Herr von Pothen, lebte eine Reihe von Jahren sehr gut als Arzt in St. Louis, denn er war im Besitz eines Pflasterrezepts,

welches er gegen jede Krankheit anwandte, indem er es, je nach den Umständen, bald auf diesen, bald auf jenen Theil des Körpers auflegte.

Da ich von Gröben eine Depesche erhielt, die mir anzeigte, daß mein Mann am 7. Januar mit seiner Brigade nach Bridgeport kommen werde, so entschloß ich mich, am nächsten Tage mit einem Hospitaltrain dorthin zurückzukehren, während Oberst von Corvin mit seiner Frau nach Washington abreiste.

Die Amerikaner sind ein sehr praktisches und vernünftiges Volk; Alles, was sie thun, ist zweckmäßig, und Sparsamkeit ist nur eine untergeordnete Rücksicht. In andern Ländern ist diese Rücksicht die erste, und die meisten Institutionen, die unvollkommen, sind es wegen dieses Geizes, der am Ende die Ursache der größten Geldverschwendung ist. Die amerikanischen Hospitaltrains sind vollkommen. Auf ihnen ist Alles, was Verwundete und Wundärzte, die sie behandeln, nur irgend verlangen können. Sie sind geräumig und luftig und mit allen Bequemlichkeiten eines Hospitals versehen. Die Waggons sind natürlich derartig miteinander verbunden, daß eine freie Kommunikation von einem Ende des Zuges bis zum andern möglich ist. Es sind da zwei Küchen: eine zum Kochen der Speisen, die andere ausschließlich für die Krankenpflege. Die Schwerverwundeten liegen in Betten, die auf dem



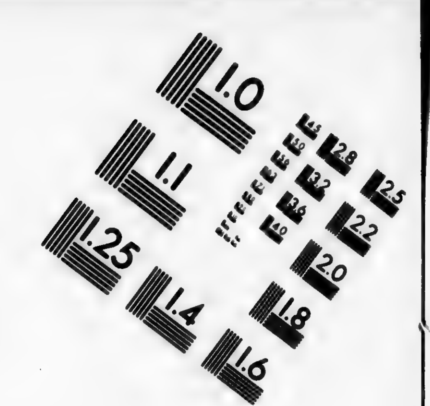
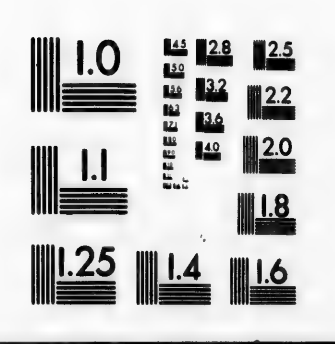


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)



6"

Photographic
Sciences
Corporation

23 WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503



Boden stehen, und haben keine andere Betten über sich, während in andern Waggons zwei übereinander stehen. Sie sind so eingerichtet, daß die Verwundeten nicht von der Fahrbewegung leiden, was durch Federn und elastische Bänder bewerkstelligt ist, welche an den Betten angebracht sind *).

Sollte wieder ein Krieg in Europa ausbrechen, so würden die Sanitätsbehörden wohl thun, das amerikanische Muster zu studiren und nachzuahmen und solche Hospitalzüge häufiger anzuwenden, als es im letzten Kriege der Fall war. Es war jammervoll anzusehen, in welcher Art die armen Verwundeten manchmal in gewöhnlichen Eisenbahnzügen transportirt wurden. Sie lagen in nicht einmal gereinigten Viehwagen auf dem nackten Boden, so daß sie jeden Stoß fühlten, und mußten manchmal fünf, sechs Stunden auf einer Station halten, wo man ihnen nicht einmal einen Trunk Wasser reichte.

Bei meiner Ankunft in Bridgeport war ich sehr getäuscht, denn Salm war nicht dort und noch sechzig englische Meilen entfernt. Eine Ordre von General Steedman lag für ihn in Bridgeport, zu dessen Kommandanten er durch dieselbe ernannt wurde.

---

*) Auf der wiener Ausstellung konnte man in der amerikanischen Abtheilung das Modell eines solchen Hospitalzuges sehen.

Endlich am 13. kam Felix an, und nach viel Mühe war Alles gut arrangirt. Der Prinz bildete seinen Stab: er machte Gröben zum Provost-Marshal und einen ehemaligen bayerischen Offizier, Namens Eckart, den ihm Corvin auf Grund einer Empfehlung der Augsburger Allgemeinen Zeitung zugeführt hatte und der Kapitän geworden war, zum Inspekteur des Postens.

Ich besuchte sogleich das Hospital, welches ich in einem sehr vernachlässigten Zustand fand in Folge des häufigen Wechsels, der in dem letzten Monat stattgefunden hatte. Ich brachte Alles möglichst gut in Ordnung, hatte jedoch nach Chatanooga zu gehen, um zu holen, was ich für die Verwundeten für nöthig hielt. Salm begleitete mich und General Steedman bewilligte mit großer Bereitwilligkeit Alles was ich wünschte und vorzüglich einige Krankenzelte. Salm hatte allein zurückzureisen, da ich nicht so schnell fertig wurde, und als dieß endlich der Fall war, hatte ich so viele Sachen, daß sie auf dem Hospitalzuge, mit welchem ich zurückkehrte, nicht untergebracht werden konnten. Dr. Woodworth führte den Zug und hatte seine wunderhübsche Frau bei sich.

Wir zogen natürlich nicht wieder in unser hölzernes Inselschloß, sondern in das Quartier des Posten-Kommandanten auf der höchsten Stelle in Bridgeport selbst. Von dort hatten wir eine wunderschöne Aussicht auf den

großen Tennesseefluß mit seinen pittoresken Bergrändern, auf die Eisenbahn und auf die liebliche Insel. Zwei Kanonenboote lagen bei der Brücke; sie waren meinem Manne zur Disposition gestellt, der außerdem noch die Verfügung über fünf Regimenter hatte.

Die sezessionistisch gesinnten Einwohner von Tennessee hatten ihre Hoffnung auf Hood gesetzt und waren durch seine Niederlage schmerzlich enttäuscht worden. Sie geriethen in Verzweiflung, und Guerillabanden verübten allerlei Verwüstungen und Grausamkeiten gegen Anhänger der Union. Salm war daher sehr begierig, sie in Zaum zu halten. Zu diesem Ende unternahm er verschiedene Expeditionen, die er stets selbst befehligte, obwohl er manchmal nur eine Kompagnie mitnahm. Diese Züge waren nicht selten erfolglos, denn die Rebellen hatten überall ihre Spione, und ich konnte es nicht unterlassen, Salm damit zu necken.

Eine Expedition am 19. hatte einen brillanten Erfolg; er fing zwei Rebellenhüte und erschreckte neun Rebellenweiber über alle Maßen. Er kehrte sich jedoch nicht an mein Gelächter und war unermüdlich.

Ende Januar brach er zu einer neuen Expedition den Fluß abwärts mit dem Transportschiffe „Bridgeport“ und dem Kanonenboot „Burnside“ auf. Er landete seine Truppen ungefähr vierzig Meilen unterhalb Bridgeport

und überfiel in einer sehr dunkeln Nacht ein Rebellenlager. In dem entstehenden Gefecht wurden dreizehn Rebellen getödtet, vierzehn gefangen genommen und eine Anzahl von Waffen und Pferden von den Truppen erbeutet, die nur einen Offizier eines Negerregiments verloren.

Am 13. Februar kehrte Salm von einer andern erfolgreichen Expedition zurück, die er mit dreihundert Mann gemacht hatte. Es war ihm nämlich am 10. gelungen, den berüchtigten Guerillaführer Wetherspoon in seinem Lager zu überfallen, dessen Bruder mit fünfzehn andern Rebellen gefangen wurde. Unter den erbeuteten schönen Pferden befand sich das berühmte Schlachtroß des Rebellenchefs. Viele der Rebellen waren getödtet oder verwundet worden, während unsere Truppen gar keinen Verlust hatten. Diese Erfolge machten viel Lärm und General Steedman so zufrieden, daß er nochmals Salm zur Beförderung vorschlug.

Während mein Mann in dieser Weise beschäftigt war, hatte ich viel mit der Einrichtung unseres Quartiers und Verbesserung des Hospitals zu thun. Ich hatte mehrmals nach Chatanooga zu reisen, denn die Leute dort hatten mir verstockte Zelte geschickt und ich wollte sie gegen neue eintauschen und Vorräthe für meine Kranken holen.

Das Leben in Bridgeport wurde ganz angenehm, denn

unsere Gesellschaft hatte manchen schätzenswerthen Zuwachs erhalten. Es waren die Frauen mehrerer Offiziere angekommen, und die Kapitäne der Kanonenboote „Stone-River“ und „Burnside“ waren ebenfalls verheirathet und sehr nette Leute. An Bord des Burnside hatten wir mehrere sehr hübsche Diners.

In der Mitte des Februars kam mein Schwager, Kapitän Johnson, mit meiner Schwester und deren Sohn Franky an, denn der Kapitän war der Brigade meines Mannes zugetheilt worden.

Die Vorschläge des Generals für das Avancement Salm's und vieler anderer Offiziere hatten keinen Erfolg, und es hatte den Anschein, daß irgend welche feindliche Einflüsse in Washington thätig waren. Nach langem Ueberlegen wurde es für das Beste gehalten, daß ich unter der Eskorte des „alten Gröben“ nach Washington reisen und dort Felix und seiner Brigade Interesse wahrnehmen sollte.

Europäern, und besonders Deutschen, wird dieses Einmischen von Damen in militärische Angelegenheiten sehr seltsam erscheinen, aber jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten, und daß man den Damen dort Alles erlaubt, ist eine der Eigenthümlichkeiten Amerikas. Es gehen mehr Dinge durch ihre Hände, als Uneingeweihte sich träumen lassen, und die Beamten in den verschiedenen

Bureaux sind nicht im geringsten darüber erstaunt, wenn Damen sich um die Geschäftsangelegenheiten ihrer Männer bekümmern.

Obwohl die Beförderung Salm's zum General von Stanton abhing, der dieselbe in Vorschlag zu bringen hatte, so mußten doch Generale vom Senat bestätigt werden, und ferner konnte Stanton, so unabhängig er auch gewöhnlich handelte, doch nicht die Vorschläge einflußreicher Gouverneure und Senatoren unbeachtet lassen, deren Unterstützung er wieder für andere Zwecke brauchte. Da ich nun Freunde unter den Gouverneuren der Staaten und im Senat hatte, so hoffte ich umsomehr, daß sie ihren Einfluß zu Gunsten meines Mannes geltend machen würden, als sie es mit gutem Gewissen thun konnten, da seine Ansprüche durch sein Benehmen und durch die Empfehlungen seines Chefs auf's Nachdrücklichste unterstützt wurden. General Steedman billigte meinen Plan, und ich reiste daher am 24. Februar nach Washington ab, begleitet von den Hoffnungen und besten Wünschen der Brigade.

VIII.

Mein Mann begleitete mich bis Nashville, wo wir General Steedman und Oberst von Schrader mit seiner Frau fanden. Da ich einige Hospitalgeschäfte in jener Stadt hatte, blieb ich den Sonntag über dort und ging mit Steedman zur Sanitätskommission, von der ich Alles erhielt, was ich brauchte.

Dinstag, 28. Februar, reiste ich nach Louisville, wo ich zwei Tage bleiben mußte, da ich mich nicht wohl fühlte. Ich hatte das Vergnügen, dort den früheren Kommandanten von Bridgeport, Oberst Taylor, zu sehen, dessen Regiment ausgemustert und der ebenfalls nach Hause zurückgekehrt war.

Noch krank ging ich an Bord des Dampfers „General Lyttle", um nach Cincinnati zu fahren. Es war das ein sehr großes, schönes Schiff, welches einige Zeit darauf das Unglück hatte, zu verbrennen. Der Salon in demselben war außerordentlich groß. Ein Theil desselben konnte durch eine Gardine getrennt werden; derselbe war für die

Damen bestimmt, hatte ein Piano und war mit allen Bequemlichkeiten eines Drawingrooms versehen. Am andern Ende befand sich eine ähnliche Abtheilung für Herren, die rauchend um einen großen Ofen saßen. Der Raum in der Mitte wurde als Speisesaal benützt, und mehrere hundert Personen konnten dort mit Bequemlichkeit an einer langen Tafel sitzen. Das Schiff kam zu spät für den Morgenzug an, und ich hatte bis zehn Uhr Abends in Cincinnati zu bleiben. Ich war noch immer die ganze Nacht krank und ebenso den nächsten Tag, so daß diese Reise eine große Strapaze für mich war. Bei einer Station war die Brücke weggeschwemmt worden und alle Passagiere mußten mehr als zwei Meilen, in vollem Regen, beladen mit ihrem Handgepäck, knöcheltief im Schmutze gehen. Der „alte Gröben" seufzte über die Anstrengung noch mehr als ich, denn er war noch schlechter zu Fuß als zu Pferde.

Als wir in Cumberland (Maryland) ankamen, war ich so krank, daß ich nach einem Arzt schicken mußte und Sonntag dort zu bleiben hatte. Endlich nach achttägiger Reise kamen wir Dinstag den 7. März, Abends zehn Uhr, in Washington an.

Obwohl noch immer krank, empfing ich doch viele Besucher, darunter die Generale Hooker, Fry und Stahel, Herrn Speier und Dr. Strobach. Ich hörte von ihnen,

daß der Senat sich am Ende der Woche vertagen würde und daß ich keine Zeit zu verlieren hatte, meine Geschäfte zu besorgen.

Ich machte daher am nächsten Tage den Senatoren Harris, Wilson und Nesmith meinen Besuch, und ebenso sah ich die Generale Hooker und Fry im Kriegsministerium. Von ihnen hörte ich, daß der Rapport des Generals Thomas noch nicht eingesendet sei, und daß bis dahin nichts in Bezug auf die Beförderungen in der Armee des Generals Thomas entschieden werden würde.

Senator Yates war ebenfalls in Washington, und er sowohl wie meine andern Freunde bemühten sich zu Gunsten von Felix. Sie traten mit den Generalen Thomas und Steedman in Verbindung, und telegraphische Depeschen gingen und kamen täglich. Steedman erinnerte nochmals an die Beförderung meines Mannes, und ich machte dem Kriegsminister, Herrn Stanton, einen Besuch, den ich aber nicht in seinem Bureau fand, da er gerade nach dem Schiffsbauhof gegangen war.

Alle diese Hindernisse und Verzögerungen machten mich ganz unglücklich. Senator Yates schrieb an Stanton und legte in seinen Brief die von General Steedman erhaltene, auf Felix bezügliche Depesche ein. Ich ging abermals in's Kriegsministerium, allein Stanton war zu sehr beschäftigt, um mich zu empfangen. Ich sandte daher Yates'

Brief mit der Depesche hinein und beide wurden ad acta gelegt.

Von General Fry hörte ich stets, was in Bezug auf meinen Mann im Kriegsministerium vorging, und er sagte mir, daß Stanton ihn ohne eine spezielle Empfehlung von Thomas selbst nicht zum General ernennen werde.

Unter dem 27. März finde ich in meinem Tagebuche folgende Stelle: „Ich fühle mich sehr unglücklich, aber ich will es durchsetzen, und wenn es mein Leben kostet."

Senator Yates fühlte Mitleid mit meinem Kummer; er sandte eine Depesche an General Thomas, und als er keine Antwort erhielt, schrieb er an Steedman. Ich wurde vor Aufregung und Verdruß ganz krank, war aber entschlossen, mein Ziel zu erreichen und nicht zu ruhen, bis es geschehen war.

Da die Truppen, welche Felix befehligte, theils dem Staate New-York, theils dem von New-Hampshire angehörten, so beschloß ich, die Gouverneure dieser Staaten in's Interesse zu ziehen, deren Wünsche Stanton nicht wohl unberücksichtigt lassen konnte. Ich hatte überdieß die Geschäfte anderer Offiziere der Brigade zu besorgen, die zur Beförderung empfohlen worden waren, aber ihre Patente von den Gouverneuren noch nicht erhalten hatten. Ich reiste daher mit Gröben nach New-York, und ehe

ich von dort nach Albany fuhr, sandte ich eine Depesche an den guten alten Gouverneur Gilmore.

In Albany angekommen, ging ich sogleich zu Senator Harris, der mich zum Gouverneur des Staates New-York, Herrn Fenton, begleiten sollte. Ich fand den Senator nicht zu Hause, war aber zu ungeduldig, auf seine Rückkehr zu warten, und ging mit Gröben zu Fenton, der mich mit großer Güte empfing. Er erfüllte augenblicklich meine Wünsche in Bezug auf die Offizierspatente, mit denen Gröben sogleich nach Bridgeport reiste, während ich nach New-York zurückkehrte.

Ich fand dort eine Depesche von Gouverneur Gilmore, welche ich beantwortete. Alles, was ich thun konnte, hatte ich gethan; die Gouverneure versprachen, ihren besten Einfluß geltend zu machen, und so weit war Alles über Erwarten gelungen, aber alle diese Verzögerungen machten mich so ungeduldig, daß ich auf meinem Rückwege nach Washington in Philadelphia krank wurde. Dr. Mitchell, nach dem ich schickte, sagte, daß ich nur Ruhe brauche, und wenn ich mir diese gönne, werde ich „in einigen Wochen wieder gesund sein"! —

Frau von Corvin und der Oberst hatten in Georgetown ein Haus gemiethet. Es ist dieß ein reizender Ort an dem andern Ufer des Rocky Creek, eine Art Vorstadt von Washington, wo viele der reichen Bürger Villen

hatten. Ich hatte meine Freunde sehr häufig während meines Aufenthalts in Washington gesehen, und da ich nicht allein im Hotel bleiben wollte, und meine Schwester in Alabama war, so nahm ich ihr Anerbieten an, in ihr Haus in Georgetown zu ziehen, und als ich in Washington ankam, fand ich den Obersten an der Eisenbahn.

Ich fand auch einen Brief von General Fry, der nach Charlestown gegangen war, was mich ganz trostlos machte, da ich seine Hülfe im Kriegsministerium brauchte. Gouverneur Yates war indessen noch in Washington; als ich ihn am 10. April besuchte, hörte ich gute Nachrichten, und General Thomas hatte ihm mitgetheilt, daß er Felix zur Beförderung empfohlen hatte.

Nun war ich voll von Hoffnung und hätte mir Ruhe gönnen können; doch angetrieben durch eine unerklärliche Angst, fürchtend, daß irgend ein unerwartetes Ereigniß mir die Siegespalme aus den Händen reißen könnte, konnte ich nicht ruhen und schrieb an Yates, der sogleich antwortete, daß er am 12. April zu Stanton gehen werde. Ich besuchte den Gouverneur am 13. Ich war in meinem ganzen Leben nicht glücklicher als an dem Tage, denn Yates übergab mir das von Stanton unterzeichnete Generalspatent! Wie stolz und glücklich war ich, als ich eine Depesche nach Bridgeport sandte und sie adressirte an „General Felix Salm!“ —

Als ich mit meinen guten Nachrichten nach Georgetown kam, stellte ich Frau von Corvin's ganzes Haus auf den Kopf, und sie Beide nahmen den herzlichsten Antheil an meinem Glück. Corvin braute wieder seinen guten Punsch, und wir tranken auf die Gesundheit des lieben, neugebackenen Generals!

Ja, ich fühlte mich außerordentlich glücklich und stolz. Er hatte mir seinen Namen gegeben und mich zur Prinzessin gemacht; allein trotz seines Namens und Ranges würde er nach seinem ersten Anlauf stecken und Oberst ohne ein Regiment und daher ohne Gehalt geblieben sein, da er in das Schicksal von Blenker mit eingeschlossen war. All' sein Verdienst würde ihm nichts geholfen haben gegen die Ranküne Stanton's. Ich verschaffte ihm das Kommando des 8. Regiments und schuf für ihn das 68.; nun war er durch meine Bemühungen General geworden.

Ich muß den Leser abermals daran erinnern, daß ich meine persönlichen Erlebnisse und nicht Geschichte schreibe. Ich muß wenigstens eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem großen amerikanischen Krieg voraussetzen, da selbst eine leichte, zusammenhängende Skizze zu viel Raum wegnehmen würde. Ich werde daher nur leichthin die großen Ereignisse berühren, welche in der letzten Hälfte des Jahres 1864 im Osten der Union vorgingen, und das nur, weil sie das Ende des Krieges herbeiführten.

Die Erfolge im Westen, namentlich die Einnahme von Vicksburg und die Siege bei Chatanooga, hatten General Grant zu einem großen Liebling der washingtoner Regierung gemacht. Er wurde zum General en chef aller Armeen ernannt und stellte sich an die Spitze der Potomac-Armee, während er die Angelegenheiten im Westen in den bewährten Händen von Sherman und Thomas ließ, die hauptsächlich seinen Ruf gemacht hatten.

Grant selbst ist kein großer Feldherr, obwohl er einige Eigenschaften hat, welche in Verbindung mit seinem Glück ihn der von der Ferne zusehenden Welt als einen solchen erscheinen ließen. Er hat eine große Zähigkeit, macht sich aus dem Leben Anderer nicht das Allergeringste und versteht den Mund zu halten. Sein Glück und seine Schweigsamkeit machten ihn zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, nicht sein Talent. Das Volk war von Schwätzern und Großmäulern genug angeführt worden und fühlte sich wohlgeneigt einem General, der Erfolge aufzuweisen hatte und nicht viel Geschrei davon machte. Diese Schweigsamkeit ließ ihn klüger erscheinen, als er wirklich ist, und Viele, die am besten mit ihm bekannt waren, sagten: „Er hält seinen Koffer so sorgfältig verschlossen, aus Furcht, zu verrathen, daß nichts drin ist.“

Seine Ansichten in Bezug auf die Art, wie der große Kampf zu enden sei, waren auf Zahlen gegründet. Er

wußte, daß die Union die längste Börse hatte und an Soldaten weit größere Ressourcen als der Süden; daß die Schatzkammer der Südländer erschöpft und daß ihre Armee im Felde die letzte war, welche sie aufstellen konnten. Er konnte es aushalten, für jede ihrer hundert Mann tausend zu verlieren, und auf dieß brutale Prinzip, nicht auf strategische Geschicklichkeit, war seine Hoffnung auf Sieg gebaut. Die Eroberung von Richmond, obwohl ein großer Erfolg, würde von mehr moralischem Werth als praktischen Nutzen gewesen sein, denn der Krieg würde, das wußte er wohl, in anderen Gegenden des großen Südens fortgeführt worden sein, — wenn man Leute zum Kämpfen gehabt hätte.

Die Regierung wollte indessen zunächst Richmond haben, und als Stanton Grant die Armee anvertraute, geschah es unter zwei Bedingungen: daß er auf Richmond marschiren und es auf irgend einem andern Weg thun sollte, als dem von M'Clellan einst eingeschlagenen, den Stanton noch mehr haßte als die Rebellen.

Jeder verständige und sachkundige Militär sah ein, daß der Plan dieses viel geschmähten Mannes noch immer der beste für den Angriff auf die Rebellenhauptstadt war, und daß man sich ihr fast ohne Verlust nähern konnte, wenn man den James- oder Yorkfluß benutzte, während man den Landweg mit Leichen pflastern müßte. Allein

Stanton befahl, und Grant hatte sich verbindlich gemacht, „to fight it out on that road“ (es auf diesem Wege auszufechten). Er ging daher über den Rapidanfluß, und ehe er den Punkt erreichte, von dem M'Clellan seine eigentliche Kampagne begann, hatte Grant beinahe achtzigtausend Mann in den blutigen Schlachten in der Wilderneß, bei Spottsylvania Courthouse und Coalharbour verloren. Was kümmerte ihn das! Seine Rechnung war richtig; er konnte von seinen siebenhunderttausend Mann so viel entbehren, während die zwanzigtausend Mann, welche die südliche Armee verlor, alle Geschicklichkeit des Generals Lee und die heroischen Anstrengungen seiner Truppen nutzlos machten. Das Endresultat ist bekannt. Lee hatte zu kapituliren, und Richmond war gewonnen.

Als die Nachricht von diesen Erfolgen in Washington ankam, glich die ganze Stadt einem Narrenhause. Alle Bureaux wurden augenblicklich geschlossen für den Tag; die zehntausend Clerks liefen in die Straßen und von da in die Trinkstuben, um den Sieg mit einem Trunk zu feiern. In einer Viertelstunde war kaum ein einziger nüchterner Mann zu sehen; wer nicht gerade von Spirituosen betrunken war, war trunken von politischem Enthusiasmus. Jedermann umarmte Jedermann auf der Straße.

Es kam der Charfreitag; es war der 14. April 1865.

Dieser Tag wird weder in England noch in Amerika so heilig gehalten, als es im protestantischen Europa der Fall ist; die Theater sind nicht einmal geschlossen. Es war überdieß der Jahrestag der Uebergabe von Fort Sumter im Jahre 1861 und sollte als ein Freudenfest gefeiert werden, denn an diesem Tage sollte mit großen Ceremonieen die Unionsflagge auf dem Fort wieder aufgezogen werden.

Das Volk verlangte, Lincoln und Grant zu sehen, und um dessen Neugierde zu befriedigen, hatte der Präsident beschlossen, der Vorstellung des Stückes „Unser amerikanischer Vetter" in Ford's Theater in der sechsten Straße beizuwohnen, und beharrte darauf um so mehr, als General Grant zur Armee abzureisen hatte. Wie Lincoln von dem Schauspieler Booth erschossen wurde, ist bekannt.

Da ich am nächsten Tage nach New-York gehen wollte, um eine Generalsequipirung für meinen Mann zu bestellen, so war ich früher aufgestanden als gewöhnlich. Ich war jedoch mit meiner Toilette noch nicht ganz fertig, als Oberst Corvin in einer Weise an meine Thür klopfte, die mich erschreckte; allein ich erschrak noch mehr, als ich die Thür öffnete und in sein blasses, bewegtes Gesicht und die Thränen sah, welche seine Augen füllten. Er sagte mir, daß Präsident Lincoln und Staatsminister

Seward am vergangenen Abend ermordet worden seien. Ein Nachbar hatte ihm eben die Nachricht mitgetheilt.

In meinem ganzen Leben habe ich nie eine so allgemeine und aufrichtige Trauer gesehen oder auch nur davon gehört. Jedermann sah aus, als sei plötzlich sein Vater gestorben, und selbst bekannte Rebellenfreunde waren ernsthaft und betrübt, denn sie wußten wohl, daß der Tod dieses guten und gerechten Mannes ein großer Verlust selbst für die Besiegten war. Schon am Morgen waren sowohl in Washington als in Georgetown viele Häuser schwarz behangen, und am folgenden Tage gab es kein Gebäude, öffentlich oder privat, ohne solchen Trauerschmuck.

Präsident Lincoln war von Ford's Theater nach der gegenüber liegenden Wohnung eines deutschen Photographen, Herrn Heinrich Ulke, getragen worden und starb erst Sonnabend Morgen. Herr Seward war nicht todt, sondern nur schwer verwundet durch einen Mann Namens Payne. Er hatte durch einen Sturz aus dem Wagen eine Kinnlade gebrochen und lag im Bett, als Payne unter dem Vorwande in das Haus kam, daß er Medizin aus der Apotheke bringe. Als er etwas laut wurde, trat Friedrich Seward, Assistent-Staatsminister, aus seinem Zimmer, wurde aber sogleich durch einen Schlag mit dem Kolben eines Revolvers auf den Kopf zu Boden ge-

streckt. Als Payne, mit einem Messer in der Hand, auf das Bett des Ministers zusprang, faßte ihn ein Krankenwärter, ein Invalide, um den Leib und ließ ihn nicht los, obwohl er mehrere Stiche erhielt, und wenn auch von dem starken Meuchelmörder bis an das Bett geschleift, war er doch durch sein Zerren an demselben die Ursache, daß die Stiche mit dem Messer ihr Ziel verfehlten, und Herr Seward nur in Wange und Hals verwundet wurde.

Das Haus war natürlich sogleich in Allarm, aber es gelang dem Mörder, zu entfliehen, wobei er einige ihm auf der Treppe begegnende Personen des Haushaltes verwundete. In der Nähe des Hauses hatte er sein Pferd stehen, und ehe man noch an eine Verfolgung dachte, war er fortgaloppirt.

Fräulein Fanny Seward, die nicht schöne, aber sehr liebenswürdige Tochter des Staatsministers, durch den Lärm aus ihrem Zimmer gelockt, lief sogleich in das Schlafzimmer desselben und fand ihn in seinem Blute auf der Erde liegend. Er hatte sich, als er aufzustehen versuchte, in seinen Betttüchern verwickelt und war aus dem Bette gefallen.

Der Anblick ihres für todt daliegenden Bruders auf dem Gang und der ihres blutenden Vaters im Schlafzimmer machte einen so schrecklichen Eindruck auf sie, daß sie in Folge

des Schreckens krank wurde und starb, als Vater und Bruder bereits von ihren Verwundungen hergestellt waren.

Als man den Staatsminister später fragte, was er gedacht habe, als er das Messer des Mörders über sich schweben sah, antwortete er: „Ich sah gerade in sein Gesicht und dachte: ‚welch ein schöner Mann!‘“

Es war begreiflich, daß mancherlei Gerüchte über die Urheber dieser Schandthat zirkulirten, und sehr hochstehende Personen wurden der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt, darunter der Vizepräsident Johnson, und auch einige hohe Militärs entgingen nicht dem Verdacht.

Der Mörder wurde verfolgt und bei der Vertheidigung in einer Scheune, wo man ihn umringt hatte, von einem Korporal erschossen. Payne wurde gefangen und mit drei Anderen gehängt, unter denen eine in Washington wohlbekannte Dame, Madame Surrat; wie man mir sagte, war dieß die erste Frau in den Vereinigten Staaten, an welcher ein solches Urtheil vollzogen wurde.

Obwohl ich den Tod des guten und trefflichen Präsidenten sehr beklagte, so hatte mich doch der Krieg gegen die Eindrücke solcher Szenen einigermaßen gestählt, und ich reiste am Abend nach New-York ab, um meine Privatgeschäfte zu besorgen. Ich fand die Stadt in großer Aufregung, und die Theilnahme des Volkes war

ebenso groß wie in Washington, was man auch wohl von der Bevölkerung der ganzen Union sagen kann.

Ich war in Everetthouse abgestiegen, wo mich Gouverneur Gilmore von New-Hampshire besuchte. Am 19. April gegen Mittag kam ich wieder in Washington an, wo ich die ganze Bevölkerung auf der Straße fand, denn das Leichenbegängniß sollte um ein Uhr stattfinden. Seine Leiche war mit passender Pracht in dem grünen Zimmer des weißen Hauses ausgestellt gewesen.

Das Leichenbegängniß ist in allen Zeitungen beschrieben und abgebildet worden, und wird Vielen noch im Gedächtniß sein. Wer demselben beiwohnte, wird es nie vergessen, nicht des Pompes, sondern des weit selteneren Anblicks von vielen tausend weinenden Menschen wegen.

Der Sarg wurde in die große Rotunde des Kapitols gebracht und dort bis zum nächsten Morgen neun Uhr in Parade gelassen, da von fern und nah die Menschen herbeiströmten.

Es war beabsichtigt, die Leiche so schnell als möglich nach Springfield (Illinois) zu bringen, aber das konnte nicht ausgeführt werden, da Jedermann das Gesicht des populärsten aller Präsidenten noch einmal sehen, und jede Stadt und jedes Dorf, durch welche er passirte, ihm noch die letzte Ehre erweisen wollte. Die Städte Baltimore, Philadelphia, New-York, Albany, Chicago u. s. w. wett-

eiferten, es einander darin zuvorzuthun. Die Menschen kamen hunderte von Meilen herbei, um nur den Trauerzug vorüberziehen zu sehen, und vor dem Todten wenigstens noch einmal den Hut abzunehmen. Dieser eigenthümliche, rührende Triumphzug dauerte bis zum 3. Mai, wo derselbe in Springfield anlangte.

Obgleich ich sehr wünschte, zu meinem Manne zurückzukehren, so hielten mich doch mancherlei Umstände länger in Georgetown zurück, als ich wollte. Gemäß der verfassungsmäßigen Bestimmungen war der Vizepräsident Andrew Johnson Präsident der Vereinigten Staaten geworden. Ich hatte seine Bekanntschaft in Nashville gemacht, als er noch Gouverneur von Tennessee war, und er hatte in diesem Staate Verbindungen und Einfluß, die zu Gunsten meines Mannes geltend gemacht werden konnten. Ich wünschte daher die Bekanntschaft zu erneuern und machte ihm meine Aufwartung. Er war sehr beschäftigt und konnte mich nicht gleich empfangen, ließ mir aber sagen, daß ich ihn am 24. April um zehn Uhr Morgens sprechen könne.

An diesem Tage ging ich daher mit Frau von Corvin in das Weiße Haus. Wir hatten eine Audienz und wurden mit großer Höflichkeit empfangen; da aber eine Menge Leute im Vorzimmer warteten, so hatte ich keine Zeit, mit ihm das zu besprechen, was ich beabsichtigte,

allein er lud mich ein, ihn sieben Uhr Abends nach den Geschäftsstunden zu besuchen. Ich folgte dieser Einladung, begleitet von Herrn Field, dem Assistent-Finanzminister, dessen Bekanntschaft ich kürzlich gemacht hatte. Ich brachte dem Präsidenten ein Blumenbouquet, welches sehr gnädig aufgenommen wurde.

Herr Field war ein blonder Herr von etwa vierzig Jahren, mittlerer Größe, angenehmem Gesicht und ein Dandy, der stets die feinsten Glacéhandschuhe und eine Blume im Knopfloch trug. Zwölf Jahre lang war er europäischen Gesandtschaften attachirt gewesen und hatte sowohl in Madrid und Paris wie auch in Deutschland gewohnt.

Er war, was ich wohl, obgleich ein wenig ungerecht, einen cidevant beau nennen möchte; eine Mischung der new-yorker und europäischen Schule mit leichter pariser Vergoldung. Seine Höflichkeit war nonchalant und förmlich zugleich und in Damengesellschaft gefiel er sich in sentimentalen Posen, um ihnen glauben zu machen, daß er noch ein Herz habe. Er trug, natürlich! sein sorgfältig gepflegtes Haar in der Mitte gescheitelt und einen wohl und mühsam gezogenen Schnurrbart. Mit alldem war er ein guter Geschäftsmann und außerdem ein Mann, der viel gelesen und dadurch in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und allgemeine Literatur Kenntnisse erworben hatte,

wie man sie unter amerikanischen Politikern selten findet. Er sprach außer seiner eigenen Sprache vollkommen gut französisch und spanisch. Er redete gern von seinem Aufenthalt am spanischen Hof und ließ dabei durchblicken, daß er der unschuldigen Isabella nicht ganz gleichgültig gewesen und, wenn er wolle, allerlei Interessantes und Pikantes erzählen könne.

Er war gegen Frau von Corvin und mich sehr höflich und besuchte uns häufig in Georgetown. Seine Unterhaltung war stets interessant und die Stunden in seiner Gesellschaft vergingen schnell. Oberst Corvin sagte, er sei einer der wenigen Amerikaner, mit denen es sich der Mühe lohne, sich zu unterhalten.

Zu jener Zeit kam Major B. in Washington an, ein Herr, den wir in Nashville kennen gelernt, der sich sehr freundlich und gefällig gegen Salm benommen hatte und dem wir viel Dank schuldig waren. Er war ein talentvoller Mensch, der ein scharfes Auge für Spekulationen hatte und keine vortheilhafte Chance entging ihm. Schon sehr jung stand er allein und war einzig auf seine eigenen Ressourcen angewiesen gewesen und hatte bereits in seinem zwanzigsten Jahr ein Vermögen von hundertundfünfzigtausend Dollars erworben. Er hatte es durch den Krieg wieder verloren, es kümmerte ihn jedoch wenig,

denn er war vollkommen versichert, sagte er, wieder ein Vermögen zu machen.

Er hatte stets ein scharfes Auge auf alle Chancen, welche aus den Kriegsvorfällen und deren Einfluß auf Handelsgeschäfte hervorgingen, und diejenige, welche sich durch die Konfiskation der Baumwolle der Südstaaten darbot, entging ihm nicht. Die Nachfrage nach Baumwolle war in Europa sehr groß und daher auch in New-York. Ungeheure Quantitäten von Ballen hatten sich in verschiedenen Theilen von Georgia und Alabama in den Magazinen der Bundesregierung angehäuft, und wer die Mittel und Wege kannte, konnte sehr wohlfeil kaufen und mit ungeheurem Nutzen wieder verkaufen. Man sagt, daß manche der kommandirenden Generale ganz enorme Vermögen in dieser Weise machten. Major B. verlor seine Zeit mit diesen gierigen Generalen nicht, sondern ging direkt nach Washington, um vom Schatzamt, was eine Baumwollen-Erlaubniß genannt wurde, zu erlangen, nämlich die Befugniß, eine gewisse Anzahl von Ballen aus den Magazinen für den Regierungspreis zu entnehmen.

Major B. sah Herrn Field in unserem Hause, und als er bemerkte, daß sich derselbe bemühte, mir zu gefallen, so bat er mich, meinen Einfluß auf diesen Herrn in seinem Interesse geltend zu machen, denn er, der Assistent-

minister der Finanzen, war gerade der Mann, welcher die Baumwollen-Befugnisse zu ertheilen hatte. Es bot sich hier eine bequeme Gelegenheit dar, eine Schuld der Dankbarkeit zu zahlen, denn es kostete mich nur einige Worte. Der Major war ein Mann von zweifelloser Loyalität, und da die Befugnisse doch an irgend Jemand gegeben werden mußten, so war es leicht, meinen Wunsch zu erfüllen. Ob der Major ein Vermögen dabei machte, weiß ich nicht.

Es war damals die Zeit der Bazars zur Unterstützung der Sanitätskommission und anderer wohlthätiger Gesellschaften, und es war Mode, sie zu besuchen. Sie wurden stets von den fashionabelsten Damen geleitet, die es meisterhaft verstanden, den Herren das Geld aus der Tasche zu schwätzen, und obwohl Jeder, der sich dorthin wagte, sein Schicksal voraus wußte, so konnte doch Niemand wegbleiben. Wir Damen konspirirten zu diesem löblichen Zweck und veranlaßten Herrn Field, mit Corvins und mir in die „fair" zu gehen, welche damals in Gonzaga Hall gehalten wurde. Herr Field, der reiche Assistent-Finanzminister, war eine sehr willkommene Beute, und die schönen und fashionablen Ladenhalterinnen lächelten aus seiner Tasche alles Geld heraus, welches er bei sich hatte.

Der präsidirende Geist dieser Fair war Madame S. A. Douglas, die Wittwe des Senators, der bei der Präsi-

dentenwahl Lincoln's Gegenkandidat gewesen war. Sie war eine stattliche, schöne, viel bewunderte Dame und, gleich vielen Wittwen von im Felde gefallenen Offizieren und selbst Generalen, im Schatzamt angestellt. Wir wurden einander vorgestellt und sie gab mir einen kleinen Pantoffel, für den Herr Field, vermuthe ich, den Preis eines ganzen Schuhmagazins bezahlte.

Wir amüsirten uns Alle sehr über die Aufmerksamkeiten, die mir Herr Field erwies; obwohl ich gestehen muß, daß sie mich manchmal in Verlegenheit setzten, da sie natürlich auch von andern Personen bemerkt wurden, welche sich über seine Thorheit lustig machten.

Eines Abends gegen elf Uhr, als Herr Field bei uns war, wurde ich durch eine Serenade vor unserem Hause überrascht, welche ein aus Beamten des Schatzamtes gebildetes schönes Musikkorps mir brachte. Diese sehr schmeichelhafte Auszeichnung erregte natürlich Neid. Frau von Corvin war nicht darauf vorbereitet, so spät am Abend noch eine so große Gesellschaft zu bewirthen, und um meine Dankbarkeit für die mir erzeigte Ehre auszudrücken, dankte ich den Herrn Musikern am nächsten Tage schriftlich und bat sie, einen Korb Champagner, den ich mitsandte, gütigst anzunehmen.

Am 30. April sagte ich Georgetown Lebewohl und ging nach New-York, wo ich noch einige Geschäfte für

Felix zu besorgen hatte, die mich länger als eine Woche dort festhielten. Als die Generale Meagher und Sweeney hörten, daß ich in der Stadt sei, machten sie mir einen Besuch.

Ich hatte viel mit Herrn Montogriffo zu thun, welcher Brigade-Markedenter unserer Brigade werden wollte, wie auch mit verschiedenen Offizieren der Regimenter, die zu derselben gehörten. In ihrem Interesse hatte ich einige Tage in Albany zu bleiben, da Gouverneur Fenton, mit dem ich reden mußte, gerade abwesend war, als ich ankam. Er kam am 10. zurück und ich machte ihm einen Besuch in Begleitung des Generals Sweeney und der Frau eines Herrn von Haake, dessen Cousin Major in meines Mannes Brigade war und der mich gebeten hatte, mich seines Verwandten anzunehmen. Das that ich und so weit mit Erfolg, daß ich alles Uebrige der Frau von Haake überlassen konnte, die eine sehr hübsche und geschickte Dame war, und reiste nach dem Süden ab, sehr ungeduldig, endlich meinen „General" und Jimmy wiederzusehen, den ich zurückgelassen hatte, um ihn über meine Abwesenheit zu trösten.

In Cincinnati wurde ich abermals aufgehalten wegen eines abhanden gekommenen Koffers, reiste aber endlich am 13. Mai nach Louisville ab, wo ich zwei Depeschen von meinem Manne vorfand, der unterdessen nach Dalton

in Georgia versetzt worden war. Telegramms, die ich in Nashville fand, verursachten dort abermaligen Aufenthalt und ich kam erst am 17. nach Chatanooga, wo ich Gröben fand, der mich nach Dalton eskortiren sollte.

Die Schienen waren überall aufgerissen und regelmäßige Züge gingen nicht, aber zu ungeduldig, endlich zu Felix zu kommen, gelang es mir, einen Extratrain zu bekommen, das heißt, nur eine Lokomotive, obwohl alle Welt mir abrieth, eine so gefährliche Fahrt zu wagen. Ich folgte indessen meinem Willen, und der arme Gröben, obwohl unter vielem Kopfschütteln und hinter den Ohren Kratzen, hatte mit mir seine Gliedmaßen zu riskiren.

Ich war in so ausgelassener Laune, daß ich allen möglichen Unsinn trieb, nur um über Gröben zu lachen, der entsetzt war, als ich darauf bestand, auf dem „cow-catcher" zu sitzen, was ich auch that. Es war ein köstlicher Spaß, aber es glich mehr dem Reiten auf einem Hochtraber, als dem Fahren auf einer Lokomotive, denn unsere ganze Reise, die übrigens nur drei Stunden dauerte, glich einer Springprozession.

Obgleich ich sehr froh war, Felix wieder zu sehen, wurde doch meine Freude durch die Erfüllung der Ahnung getrübt, welche mich von Salm das Versprechen erbitten ließ, während meiner Abwesenheit mein Vollblutpferd

Cassario nicht zu reiten. Ich erlaubte Niemand das Pferd zu reiten, und hatte nur einmal davon eine Ausnahme gemacht, als Corvin in Bridgeport war, der damit beinahe verunglückte. Als er über die große Tennesseebrücke ritt, deren Konstruktion sich der Leser erinnern wird, hörte er zu seinem Schrecken eine Lokomotive über seinem Kopf donnern und zischen, ein Schauer von Funken aus dem eisernen Ungeheuer auf und um ihn herumfallend. Obwohl Cassario an Eisenbahnen gewöhnt war, so hatte er doch noch keine über sich in der Luft gehört und er wurde rasend vor Angst und machte den Versuch, sich gegen den unvermutheten Angriff durch einen Sprung in den Tennessee zu retten. Glücklicherweise waren die Balken, welche die Eisenbahn trugen und das Geländer der Brücke bildeten, so enge verschränkt, daß kein Pferd hindurch konnte, und es gelang Corvin, ihn zu beruhigen; allein kaum war das geschehen, so hörte man schon das Zischen einer zweiten Lokomotive und es war ein Wunder, daß weder Corvin noch Cassario den Hals brachen.

Obwohl Felix das Versprechen gegeben hatte, so vergaß er es während meiner langen Abwesenheit. Cassario, der an meine Hand gewöhnt und über die etwas rauhe Behandlung von Felix empört war, wurde unlenksam und mein Mann ungeduldig. Die Folge war, daß das Pferd auf einer steinigen Straße einen falschen Tritt machte,

der es für immer lähmte. Wer je ein Lieblingspferd gehabt hat, wird meinen Kummer begreifen.

Dalton ist eine kleine Stadt in Georgia, die in Folge der von General Sherman beliebten Kriegspolitik fast gänzlich zerstört war; nur etwa ein halbes Dutzend Häuser waren verschont geblieben und es war außerordentlich schwer, ein Quartier für uns zu finden. Endlich gelang es uns, eine kleine mit Epheu und wildem Wein überwachsene Cottage zu finden, die mir sehr gefiel und wo ich mich sehr glücklich fühlte.

Meine Schwester Della war mit ihrem Manne in Cleveland, Tennessee. Sie erwartete einen Zuwachs zu ihrer Familie und ich war sehr neidisch, denn daß ich kein Kind hatte, machte mich ganz traurig. Da meine Schwester das sah, hatte sie versprochen, mir das ihrige zu überlassen, wenn es ein Knabe sein würde, und ich erwartete die Nachricht mit großer Ungeduld.

Als ich endlich die telegraphische Depesche erhielt, konnte ich keinen Extrazug bekommen und entschloß mich, in einer Ambulanz hinüberzufahren, denn die Entfernung war nur neunundzwanzig englische Meilen. Dieß würde überall sonst, aber nicht in Georgia zu jener Zeit, eine Kleinigkeit gewesen sein. Der Kutscher behauptete indessen, die Straße zu kennen und ich fürchtete mich nicht, obwohl wir dichten Wald zu passiren hatten. Es war Abend,

als wir in denselben kamen, und der Kutscher verirrte sich. Wir fuhren bis mitten in der Nacht hin und her und es wurde so finster, daß wir nicht einmal unsere Pferde sehen konnten. Plötzlich brach ein Gewitter los, wie ich es eben nur in südlichen Breiten erlebt hatte. Der Orkan raste durch die Bäume, welche förmlich wie vor Angst schrieen und oft mit einem den Donner übertönenden Lärm niederbrachen. Blitz auf Blitz folgte, für Augenblicke die schreckliche Szene erleuchtend, und der Donner brüllte ärger als hundert zugleich abgefeuerte Geschütze. Dann stürzte der Regen nieder in Strömen und überall gurgelte und rauschte Wasser, welches uns neue Gefahren bereitete. Es war in der That eine verzweifelte Lage und man kann sich denken, wie froh wir waren, als wir endlich gegen zwei Uhr Morgens eine Far.n dicht vor uns entdeckten.

Obwohl wir nicht wußten, ob wir einen Freund oder einen Feind antreffen würden, so war Noth doch stärker als Furcht und wir klopften den Besitzer heraus. Es war ein Herr Price, der uns freundlich aufnahm und bei dem wir bis zum Morgen blieben.

Als ich gegen Mittag in Cleveland ankam, hatte meine Schwester einen prächtigen kleinen Jungen, der daher mein war und den ich sogleich Felix taufte. Da Mutter und Kind ganz wohl waren, so kehrte ich nach einigen Tagen nach Dalton zurück, abermals in meiner Ambulanz, als

die Hoffnung, einen Zug zu bekommen, fehlschlug. Der durch das Gewitter zerstörte Weg war außerordentlich schlecht und unsere Pferde wurden so erschöpft, daß wir noch einmal die Gastfreiheit des Herrn Price in Anspruch zu nehmen hatten. In der Nacht erweckte mich mein Mann, der selbst kam, mich abzuholen.

Am 3. Juli erhielt ich eine Depesche, die mich davon benachrichtigte, daß meine arme Schwester sehr krank sei. Ich bat General Steedman, der sein Hauptquartier in Atlanta hatte, telegraphisch um eine Lokomotive, die er für den nächsten Morgen versprach. Noch an meine erste Fahrt in der Ambulanz denkend, beschloß ich, zu warten, aber beinahe fiel ich aus der Pfanne in's Feuer. Der Eisenbahndienst war noch nicht regulirt, und Lokomotiven rannten stets auf Gerathewohl hin und her. Als unsere Lokomotive gerade an einer gefährlichen Kurve im Bogen herumsauste, sahen wir zu unserem Schrecken eine andere mit gleicher Eile uns entgegenkommen. Ohne die Geistesgegenwart unseres Lokomotivführers würde ein Zusammenstoß in der nächsten Sekunde erfolgt sein; allein er war ein braver, kaltblütiger Mann. Anstatt von der Lokomotive herunter zu springen und mich meinem Schicksale zu überlassen, wie mancher Andere vielleicht unter solchen Umständen gethan haben würde, fuhr er sogleich rückwärts bis in eine sichere Entfernung. Es

war nur ein Gleis da, und General Judah, der auf der uns begegnenden Lokomotive fuhr, war artig genug, mit uns nach Cleveland zurückzufahren. Ich fand meine Schwester besser, allein es war beschlossen worden, daß eine Negeramme engagirt werden und daß ich diese und Baby mit nach Dalton nehmen solle.

Ich war sehr glücklich, endlich ein Baby zu haben, und es wurde der Mittelpunkt, um den sich Alles drehte; selbst mein Liebling Jimmy wurde vernachlässigt. Der kleine Felix war ein wunderschönes Kind, und die schwarze Amme war ungeheuer stolz, wie schwarze Ammen weißer Kinder es stets sind. Es war sehr spaßhaft, sie anzuhören, wenn sie über ihren Säugling in Entzücken gerieth, den sie ihrem eigenen Kinde weit vorzog, welches sie „einen schwarzen Balg“ nannte.

Als ich nach Hause kam, hörte ich, daß Felix Marschordre habe. Seine Brigade sollte nach Atlanta vorrücken, während General Steedman nach Augusta ging.

Das Land war in einem schrecklichen Zustande. Es war nichts zu haben, und es war mir beinahe unmöglich, nur die allernöthigsten Küchen- oder Hausgeräthe in Dalton anzuschaffen. In Atlanta, wußte ich, war es noch schlimmer, und als wir am 7. Juli dorthin aufbrachen, nahm ich sorgfältig jedes Stückchen mit, welches ich mit solcher Mühe angeschafft hatte.

Zwölf Meilen vor Atlanta entgleiste der Zug, und es kostete viel Zeit und Arbeit, Alles wieder in Ordnung zu bringen. Wir kamen endlich nach der Stadt Atlanta — oder vielmehr nach dem Platz, wo sie einst gestanden hatte.

Vor dem Kriege war Atlanta allerdings nur ein unbedeutender Platz gewesen, denn es war nicht älter als etwa zwanzig Jahre; aber während des Krieges wurde es äußerst wichtig, nicht nur wegen der vielen dort zusammentreffenden Eisenbahnen, sondern noch mehr dadurch, daß hier die wichtigsten Fabriken und Faktoreien der Regierung angelegt wurden, welche die südliche Armee mit allen Bedürfnissen versahen.

Sherman wollte den Krieg beenden und rechnete, daß dieß am besten dadurch zu erreichen sei, daß er die Sehnen des Krieges lockerte oder zerschnitt. Nachdem er alle Faktoreien längs dem Chattahhotshinfluß und dessen Nähe zerstört hatte, entschloß er sich, Atlanta zu nehmen, welches er daher belagerte. Die Stadt war zwar nur durch Erdwerke vertheidigt, allein der Sturm auf dieselben würde doch zu viel Leute gekostet haben, und Sherman hielt es für gerathener, „das Richmond des Westens" durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Es gelang ihm, und die die Stadt vertheidigende Armee hatte dieselbe ihrem Schicksal zu überlassen. Dieses Schicksal war ein hartes,

denn Sherman handelte allein nach rein militärischen Prinzipien, die stets der Humanität direkt entgegengesetzt sind. Er brauchte den Platz für militärische Zwecke und bestand darauf, daß alle Einwohner es verlassen und entweder nach dem Süden gehen oder nach dem Norden gebracht werden sollten, wo sie den Interessen seiner Armee nicht schaden konnten. Alles Bitten war vergeblich; Jedermann, selbst Kranke, Weiber oder Kinder, hatten zu gehen, und von ihrem Eigenthum mitnehmend was transportirbar war, wurden sie durch Unionsoffiziere zu der Armee des General Hood gebracht. Das war nach all' den ausgestandenen Schrecken einer langen Belagerung ein hartes Geschick.

Das arme Atlanta, es war völliger Zerstörung verfallen, als Sherman zu seinem berühmten Marsch nach Savannah aufbrach. Nachdem er um Atlanta etwa siebenzigtausend Mann vereinigt und alle Verbindung mit Chatanooga aufgegeben hatte, zerstörte er alle dazwischen liegenden Orte und Eisenbahnen und verbrannte Atlanta selbst am 14. November. Er wollte eine Wüste hinter sich lassen, damit die südliche Armee nicht im Stande wäre, ihm zu folgen.

Ehe noch die südlichen Führer selbst eine Ahnung von seinen Absichten hatten, die wunderbar geheim gehalten worden waren, hatte er schon einen Vorsprung

von beinahe dreihundert Meilen, — dreihundert Meilen, auf welcher ungeheuren Strecke kaum ein Haus, und keine Lebensmittel, weder für Menschen noch Vieh, zu finden waren.

Die der Armee von Sherman gegebenen Instruktionen waren sehr scharf und selbst barbarisch, aber sie wurden es noch mehr durch die Art und Weise, mit welchen sie durch die Unionssoldaten ausgeführt wurden. Diese nahmen jeden Bissen Lebensmittel in Beschlag, und hatten sie keine Transportmittel, so zerstörten sie dieselben, und kein Mensch kümmerte sich darum, ob die armen südlichen Familien in den nächsten Tagen verhungerten oder nicht. Goldwaaren, Silbergeschirr und Werthsachen, die transportabel waren, wurden genommen unter dem Vorwand, daß sie verkauft werden könnten, die Rebellen zu unterstützen. In Häusern, welche von ihren Bewohnern aus Furcht vor den Grausamkeiten der Unionstruppen verlassen waren, und die absichtlich selbst von den Zeitungen der Südstaaten übertrieben wurden, zerstörte man alle Möbeln oder verbrannte die ganze Geschichte, und entdeckte man einige Unglückselige, die sich, selbst unbewaffnet, in den Wäldern versteckt hatten, so wurden sie gehängt oder erschossen. In solcher Weise war seit Jahrhunderten kein Krieg geführt worden, — aber sie war erfolgreich; der durch politischen Fanatismus verblendete

Norden applaudirte und Sherman war der große Held des Krieges. Ein so großer General er auch sein mag, ich beneide ihn nicht um seinen Ruhm.

Alle öffentlichen Gebäude in Atlanta wurden verbrannt oder durch Schießpulver zersprengt. Von den einst eleganten Privathäusern blieb nichts als die durch Rauch geschwärzten Schornsteine. Nur ein paar alte Häuser in den Vorstädten waren verschont worden, weil sie von Unionsleuten gebraucht wurden, und einige neue hölzerne waren seitdem errichtet worden. Es war ein trauriger Anblick, bei dem man kaum den Gedanken fassen konnte, daß die übrig gebliebenen Einwohner des Landes jemals wieder sich mit den nördlichen Siegern versöhnen könnten.

General Steedman hatte versprochen, meinen Mann zum Befehlshaber des ganzen Distrikts zu machen. Es war das eine sehr ehrenvolle, allein zugleich sehr schwierige Stellung, die sehr viel Energie und Takt erforderte.

Salm und ich konnten nicht sogleich ein Haus finden und blieben einige Tage in dem des Verwandten einer Dame, die mit uns von Dalton gekommen und die besorgt war, die Gunst des neuen Kommandeurs zu gewinnen. Am 10. Juli fanden wir indessen eine sehr schöne kleine Cottage, in welche Salm sein Hauptquartier legte nachdem General Winslow ihm das Kommando des Platzes übergeben hatte.

Am 12. Juli folgten wir einer Einladung Steedman's, ihn in Augusta zu besuchen, kamen dort Abends an und blieben in dem sehr schönen Hause des Generals. Am nächsten Morgen machte ich mit ihm eine Spazierfahrt, um die wunderschöne Stadt anzusehen. Der General, der ein sehr humaner Mann und nichts weniger als ein Fanatiker war, bedauerte sehr, daß die von einigen Einwohnern gezeigte Feindseligkeit, besonders der Damen, ihn gezwungen hatte, manchmal sehr strenge zu sein.

Als er einmal mit den Truppen durch die Straßen marschirte und ein großes, stattliches Gebäude passirte, spieen einige auf dem Balkon stehende Damen auf die unter ihnen vorbeikommende Fahne, was von mehreren Offizieren bemerkt wurde. Obwohl der General irgendwelche persönliche Beleidigung vielleicht übersehen haben würde, so konnte er doch seine Fahne nicht ungestraft insultiren lassen. Oberst Moy, sein erster Adjutant, erhielt sogleich Befehl, das Haus mit Beschlag zu belegen und alle Einwohner desselben zu entfernen, die nun, zu Verstand gekommen, baten und weinten, — allein vergebens; sie mußten die Stadt verlassen und ihr Haus wurde in ein Hospital umgewandelt.

Als ich nach Atlanta zurückkam, fand ich meinen kleinen Felix sehr schwer erkältet; seine einfältige schwarze

Amme, stolz auf ihr weißes, schönes Kind, hatte dasselbe, um damit Staat zu machen, zu sehr entblößt durch die Straßen paradirt.

Wir blieben bis Oktober in Atlanta, und die Zeit verging sehr angenehm. Mein Schwager war Provost-Marshal des Postens geworden und kam daher mit meiner Schwester Della herüber. Da der kleine Felix bei seiner Amme nicht recht gedeihen wollte, und die Aerzte der Ansicht waren, daß er besser bei seiner Mutter sei, so hatte ich ihn mit großem Bedauern wieder herzugeben.

Wir hatten fast beständig Besuch von durchpassirenden Offizieren, die von einem Theil der Armee zum andern gingen, und da es in Atlanta keine Hotels gab, so hatten ihre Kameraden in der Stadt, so gut es ging, für sie zu sorgen.

In Bezug auf Lebensmittel ging es uns anfangs herzlich schlecht, denn die wenigen Landleute des Distrikts, die etwas zu verkaufen hatten, wagten es nicht, ihre Waare zu Markt zu bringen, aus Furcht, von den Soldaten mißhandelt zu werden, wie das hin und wieder vorkam. Die Unionssoldaten waren hochmüthig und die Südländer voll von Haß gegen sie, und wenn ihnen auch Klugheit rieth, in ihren Ausdrücken vorsichtig zu sein, so riß ihnen doch manchmal die Geduld, und Schlägereien

folgten. Vernünftige Leute versuchten es, den Frieden herzustellen, allein das war oft ein sehr undankbares Geschäft. Richter Butt, ein Bekannter von uns und wohldenkender Mann, der einmal zwei streitende Parteien zu beruhigen trachtete, wurde von einem unserer Kavalleristen schwer verwundet.

Mein Mann gab sich alle erdenkliche Mühe, Vertrauen in dem Distrikt wieder herzustellen und der Insolenz der Soldaten Zügel anzulegen. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, und nach einiger Zeit entstanden Hütten zwischen den Ruinen und die Landleute kamen zu dem Markte. Dr. Strobach von Wien, den ich früher erwähnte, kam ebenfalls mit seiner Frau und drei Kindern nach Atlanta, etablirte dort eine Restauration, und obwohl er und seine Frau tüchtig arbeiten mußten, ging es ihnen doch bald sehr gut.

Wir machten häufig Ausflüge zu Pferde, oder angelten im Peach Creek, wo es treffliche Forellen gab. Wir gingen auch oft nach Augusta, oder General Steedman kam zu uns. Einmal kam er ganz unerwartet mit seinem ganzen Stab; wir gaben ihm unser eigenes Bett und ich und mein Mann legten uns auf Stroh. Unser Haus war wirklich sehr klein und wir waren sehr froh, als wir es mit einem größeren vertauschen und es meiner Schwester überlassen konnten.

Im August besuchte uns auch General Karl Schurz, den Präsident Johnson nach dem Süden abgeschickt hatte, um sich dort von den Zuständen zu überzeugen. Der General kam ganz krank an und blieb einige Tage bei uns. Er kam zu einer sehr ungünstigen Zeit, denn meine zwei Dienerinnen waren gerade fortgelaufen, und da ich nicht gleich andere finden konnte, so hatte ich selbst unsere Mahlzeiten zu kochen. General Schurz reiste am 11. August nach Macon ab.

Die Noth der armen weißen Bewohner von Georgia hatte im Norden Mitleid erregt, und eines Tages noch im August kamen Richter Root und dessen Frau mit einem ungeheuren Eisenbahnzuge an, der mit aller Art von Kleidungsstücken und anderen Dingen beladen war, die sie mir zur Vertheilung anvertrauten.

Als ich die Ankunft dieser Liebesgaben bekannt machte, strömten Hunderte armer Weiber aus dem Distrikt nach unserem Hause, und ich war mehrere Tage mit dieser angenehmen Arbeit beschäftigt. Es war ein jammervoller Anblick, diese armen Geschöpfe zu sehen. Sie sahen Alle gelb und verhungert aus und waren nur nothdürftig mit Lumpen bedeckt.

Es gab in Atlanta natürlich viele Kranke und Verwundete, und die Hospitäler waren überfüllt. Wir hatten indessen gute Aerzte, und ich unterstützte sie nach besten

Kräften, blieb täglich einige Stunden in den Hospitälern, und ging hin und wieder nach Augusta oder selbst nach Nashville, Vorräthe und andere Bequemlichkeiten von der Sanitäts- oder christlichen Kommission zu holen.

Unsere Bemühung, das Loos der armen Südländer zu erleichtern, wurde sehr freundlich von den Leuten in Atlanta anerkannt, die uns einst durch eine Serenade überraschten. Obwohl wir sehr über die große Menge der verschiedenartigsten Instrumente und die von ihnen hervorgezauberte seltsame Musik lachen mußten, so fühlten wir uns doch sehr durch die dadurch ausgedrückte freundliche Gesinnung befriedigt.

Ich beabsichtigte, den zweiten Jahrestag meiner Heirath durch ein großes Fest zu feiern. Er fiel erst auf den 30. August, allein ich begann meine Vorbereitungen schon vierzehn Tage vorher, und alle Damen des Ortes standen mir bei. Ich kaufte große Mengen von feinem Mehl und beinahe sämmtlichen Zucker und alle Gewürze, die im Ort zu haben waren, denn eine unermeßliche Menge von Kuchen sollte gebacken werden. Ich selbst unternahm es, eingemachte Früchte zu bereiten, und war sehr betrübt, als es mir gelang, — sie alle zu verbrennen.

Der große Tag kam endlich, und ich hatte achtundsiebenzig Personen eingeladen. Alles war sehr gut vor-

bereitet. Der kleine Park um das Haus war mit Hunderten von chinesischen Lampen erleuchtet, die wir uns mit großer Mühe verschafft hatten. Zwei Musikkorps waren bestellt und wir hofften, viel Vergnügen im Garten zu haben; allein der eintretende Regen störte meine Arrangements sehr, obgleich derselbe keinen Einfluß auf die gute Laune der Gesellschaft hatte, welche die Zimmer zum Tanzen ausräumte. Salm feierte den Tag damit, daß er mir ein schönes Buggy mit zwei Pferden schenkte, was mir sehr viel Freude machte.

Es würde ermüdend sein, alle Partieen, die wir machten, zu erzählen und alle die Personen zu nennen, mit denen wir bekannt wurden. Wir vertrieben uns die Zeit so gut wir konnten, und ich hatte außerdem genug zu thun, denn ich vernachlässigte weder meine Hospitäler, noch meine Armen. Ich will auch nicht von den Zänkereien und Intriguen unter den Offizieren, besonders deutschen, reden, welche beständig einander verklagten und General Steedman und Salm viel Aerger verursachten; ebenso wenig will ich die Exzesse erwähnen, die hin und wieder von den Soldaten begangen wurden, die Salm mit großer Strenge bestrafte, obwohl ich ein gutes Wort einlegte, wenn immer es anging.

Ich weiß nicht, ob das Militärgesetz der Vereinigten Staaten alle die Strafarten vorschrieb, welche ich in der

Armee angewandt sah, aber ich kann es kaum glauben, denn sie waren außerordentlich barbarisch, und durchaus nicht in Uebereinstimmung mit dem Geiste des amerikanischen Gesetzes. Ich bin eher geneigt zu glauben, daß sie mehr durch Armeetraditionen sanktionirt wurden, und ihren Ursprung davon herschreiben, was einst in der englischen Armee für nothwendig gehalten wurde. Die Prügelstrafe ist, glaub' ich, durch das Gesetz abgeschafft, aber was dafür substituirt wurde, war weit schlimmer. Soldaten, die ein Vergehen gegen die Disziplin begangen hatten oder wiederholt betrunken waren, wurden an einen Baum gebunden, mit einem Pferdegebiß oder Bajonnet in ihrem Munde befestigt; oder sie wurden an ihren Daumen in solcher Weise aufgehängt, daß ihre Fußspitzen gerade die Erde berührten. Andere wurden stundenlang mitten im Lager auf einer Tonne als Trunkenbolde ausgestellt und von allen Vorübergehenden geneckt und verhöhnt, wie es zu geschehen pflegte, als man die Leute noch in die Stocks oder an den Pranger stellte.

Einmal, als Salm nach Mariette gegangen war, hörte ich Schmerzensgeschrei, welches aus dem Garten hinter meinem Hause kam. Ein armer Kerl, das Bajonnet im Munde, stand dort an einen Baum gebunden und der Sonnenhitze ausgesetzt. Ich schickte nach Hauptmann Steuernagel, meines Mannes Assistent-General-Adjutant,

und hörte von ihm, daß dem Manne diese Strafe zudittirt sei wegen Ungehorsams gegen Salm. Er war ein Deutscher, der kürzlich eingetreten war und sich hartnäckig weigerte, sich seine langen Locken abschneiden zu lassen. Salm ließ ihn kommen und der Deutsche bestand auf seinem Recht, sein Haar zu tragen, wie er wolle, wobei er eine lange Rede gegen Tyrannei machte, die eines freien Landes unwürdig sei. In Sachen der Disziplin verstand Salm keinen Spaß und verurtheilte ihn zu der erwähnten Strafe. Ich bestand darauf, ihn augenblicklich loszubinden, aber Hauptmann Steuernagel weigerte sich, wie es seine Pflicht auch erforderte. Ich wurde ärgerlich, und da der Hauptmann die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollte, so band ich den armen Kerl selbst los, und der arme Steuernagel wagte nicht, mich daran zu hindern, obwohl er sich sehr vor den Folgen fürchtete.

Ich nahm den ziemlich verrückten Deutschen in meine Küche und gab ihm etwas zu essen und zu trinken, denn er war gänzlich erschöpft. Als ich ihn ausfragte, hörte ich von ihm, daß er ein gelernter Apotheker sei, und da mich das interessirte, so beschloß ich, für ihn eine Stelle zu finden, wo er sich nützlicher machen konnte als im Gliede. Der Mann war nicht unempfindlich gegen Güte, und auf meinen Rath schnitt er sein Haar ab, ging zu

Salm und bat ihn um Verzeihung. Salm erfuhr es nie, daß ich ihn losgebunden hatte, denn der Hauptmann war nicht begierig, es zu erzählen, und in dem guten Glauben, daß er die Strafe erduldet habe, war es nicht schwierig, meinen guten Mann zu seinen Gunsten zu interessiren, und er machte ihn zum Apotheker in einem farbigen Regiment.

Große Aufregung wurde in Atlanta durch die Ankunft des Zahlmeisters verursacht. Wegen der Unsicherheit der Straßen war dieser seltene Vogel seit acht Monaten nicht in unserem Lager erschienen, und Geldmangel war die herrschende Krankheit. Ich glaube, ich habe schon früher von den übeln Folgen dieser Art, die Soldaten zu bezahlen, geredet. Sie zwang die Offiziere, ihre Gehaltsanweisungen im Voraus an Agenten zu verkaufen, welche ungeheure Zinsen nahmen. Die Gemeinen waren noch schlimmer daran, denn sie nahmen von den Marketendern Marken, die eine gewisse Summe repräsentirten, und der Gewinn, den diese Leute nahmen, war gewissenlos. Die Kommandeure versuchten es, diesen Handel so viel als möglich zu reguliren, aber ihre Macht in dieser Hinsicht war beschränkt, und überdieß hatten sie selbst oft nur zu gute oder vielmehr dringende Gründe, bei dem Treiben der Agenten und Marketender ein Auge zuzudrücken.

Am 3. Oktober erhielt Salm den Befehl, mit seinem alten Regiment nach Savannah zu gehen, welches schon gegen Weihnachten im vergangenen Jahre von den Rebellen geräumt worden war. Ich begleitete Salm bis Augusta, wo ich bis auf weitere Befehle bei der Generalin Steedman bleiben wollte. Meine Schwester kam auch nach Augusta, denn ihr Mann war zum Assistent-Provost-Marshal des Distrikts ernannt worden. Ich beschäftigte mich wie gewöhnlich in den Hospitälern und ging in deren Interesse nach Atlanta, Macon und Nashville. In letzterem Ort war ich am 16. Oktober mit Dr. Dinon, abermals, wie ich in meinem Tagebuch finde, auf dem „cocatcher" sitzend. Diese Art zu reisen ist durchaus nicht unangenehm, denn man hat frische Luft und nichts von dem Staub und der Hitze der Lokomotive zu leiden.

Ich konnte Augusta nicht vor dem 28. Oktober verlassen. Die Reise war unangenehm und anstrengend, denn wir hatten beinahe sechzig Meilen in einer Stagecoach zu fahren, nämlich bis Station Viereinhalb, wo wir bis zum 30. Oktober bleiben mußten. Endlich kamen wir in Savannah an und stiegen im Pulaskihouse ab, wo ich zu meinem Verdruß Felix nicht antraf, der in Fort Pulaski war. —

Savannah ist eine der schönsten Städte des Südens.

Es liegt in einer flachen Gegend am reißenden Savannahfluß, der so groß wie der Rhein und wegen der vielen Snags gefährlich ist. Snags nennt man in Amerika Bäume, die aus den Wäldern herabgeschwemmt werden, sich mit einem Ende im Schlamme des Bodens festwühlen und deren anderes Ende über der Wasserfläche nur wenig hervorragt, oder, was schlimmer, nur wenige Fuß unter derselben verborgen ist.

Zu jener Zeit befehligte General B. in Savannah und hielt sich für einen sehr großen, bedeutenden Mann, denn diejenigen Einwohner der Stadt, welche entweder wirkliche Sympathieen mit der Union hatten oder sie aus leicht ersichtlichen Gründen heuchelten, hatten ihm zu Ehren ein großes Banket gegeben, bei welchem Reden gehalten wurden, die von Loyalität überflossen, die man in den Zeitungen abdruckte, und an welche Niemand glaubte, außer vielleicht General B.

Sobald der General von meiner Ankunft hörte, machte er mir eine Visite, wie auch Major Kummer und der alte Gröben. Herr Merkel, den mein Mann in New-York kennen gelernt, hatte eine reiche südländische Dame geheirathet und wohnte in einem sehr eleganten Hause in Savannah; er brachte mir einen Brief von Felix, in welchem mir derselbe mittheilte, daß er noch einige Tage in Savannah bleiben müsse, dann aber, sobald er frei

sei, kommen und mich abholen werde. Unter diesen Umständen nahm ich dankbar das freundliche Anerbieten von Frau und Herrn Merkel an, einstweilen bei ihnen zu wohnen. Sie sowohl wie ihre Mutter, Madame Fink, waren gute, warmherzige Menschen, und ich erinnere mich ihrer mit großem Vergnügen.

Der Prinz kam während eines sehr starken Gewitters an. Er blieb bis zum 4. in der Stadt, an welchem Tage ich mit ihm nach Fort Pulaski gehen sollte; da es aber stark regnete und die Ambulanz, welche mich an das Schiff bringen sollte, sich verspätete, so hatte er ohne mich zu gehen, und ich folgte ihm am Nachmittag in einem „Tug“, begleitet von Oberst Cartton, dem Quartiermeister des Departements.

Fort Pulaski liegt auf einer von der See umspülten Insel und war zu jener Zeit ein schauderhafter Platz. Da es eine Belagerung ausgehalten hatte und theilweise noch in Trümmern war, so fand die Garnison dort wenig Bequemlichkeiten, und außerdem war der Ort sehr ungesund. Der Schmutz hatte sich seit langer Zeit dort angehäuft und es war über alle Beschreibung unreinlich. In Folge davon entstanden viele Krankheiten unter den Soldaten, und viele von ihnen litten an einer Art von Cholerine, Durchfall mit Brechen.

Der Geruch und die Feuchtigkeit in den Kasematten,

in welchen wir wohnen sollten, war unerträglich, besonders an jenem kalten und regnerischen Tage. Ueberdieß fehlte es fast gänzlich an Möbeln, und der ganze Platz sah sehr trübselig und unheimlich aus. Ich wunderte mich daher gar nicht, daß Oberst Cartton es schnell satt hatte und schon am 5. wieder nach Savannah zurückkehrte. Ich folgte ihm am Tage darauf, um mancherlei Dinge zu holen, unseren Aufenthalt erträglich zu machen und außerdem Arzneien, Lebensmittel und andere nöthige Bequemlichkeiten für unsere armen Soldaten herbeizuschaffen.

Ich hatte viel zu thun, und da Jedermann gegen mich freundlich und zuvorkommend war, so hatte ich bald was ich brauchte und war bereit, in meinem Tug nach Pulaski zurückzukehren, das ganze Fahrzeug vollgestopft mit Möbeln, Vorräthen, wie auch mit einem von Frau Fink geliehenen Kochofen. Madame Merkel und Oberst D. gingen mit mir; allein der Letztere fuhr gleich wieder zurück, um sich nach meinen Truthähnen, anderem Geflügel u. s. w. umzusehen, die in Savannah vergessen worden waren und die er die Güte hatte, mir am nächsten Tage zu senden.

Ich muß erklären, was in Amerika ein „Tug" genannt wird. Es sind dieß ganz kleine Dampfer, die nur mit zwei oder drei Leuten bemannt sind und die dazu

gebraucht werden, Botschaften, Pakete u. s. w. von einem Schiff zum andern zu bringen, oder mit dem Lande Verbindung zu unterhalten. Sie sind schnell und bequem für ihren Zweck, obwohl nicht besonders sicher auf rauher See.

Madame Merkel und Frau Hauptmann Steuernagel halfen mir bei meinen Arrangements; wir waren den ganzen Tag über sehr geschäftig, tranken Abends bei mir Thee und spielten eine Partie Whist.

Kapitän Steuernagel, der in Bridgeport Fort Prinz Salm befehligte, hatte eine junge, reiche, sehr hübsche Wittwe aus dem Süden geheirathet.

Als das Wetter am nächsten Tage sehr schön war, fuhren wir Alle fischen; da wir aber nichts fingen, so kehrten wir Damen bald nach Hause zurück, während Salm die Hoffnung nicht aufgeben wollte und mit einigen Negern zurückblieb. Seine Beharrlichkeit wurde in merkwürdiger Weise belohnt. Er fühlte einen Fisch an der Schnur und jubelte; aber als ein großer Seeteufel herausgezogen wurde, entsetzten sich alle Neger dermaßen, daß sie über Bord in die See sprangen und das Boot beinahe umwarfen.

Das Fangen eines solchen Fisches wird von ihnen als ein sehr schlimmes, alles mögliche Böse verkündende Omen betrachtet. Es war auch ein böses Omen für

Felix, denn als er um zehn Uhr Abends endlich zurückkam, empfing ich ihn ziemlich ungnädig.

Am 13. gingen wir wieder Alle nach Savannah, kamen dort um zwei Uhr an und gingen in großer Gesellschaft am Abend in den ganz vortrefflichen Cirkus. Am nächsten Abend sahen wir in dem schönen Theater eine schauderhaft schlechte Vorstellung, deren Erbärmlichkeit nur noch durch die sie begleitende Musik übertroffen wurde. Wir hielten es auch nicht aus und gingen, ehe der Vorhang fiel.

Da Felix Urlaub bekommen hatte, nach Augusta zu gehen, so kehrten wir nach Pulaski zurück, begleitet vom Generalmajor Donnanson von General Thomas' Stab und Gemahlin, um unsere Vorbereitungen zur Reise zu machen. Wir fuhren am 16. in einem kleinen Segelboot zurück nach Savannah, wo wir den Dampfer Gibbons verfehlten, der stromauf ging. Wir nahmen daher Plätze in der Fanny Lehr, die um vier Uhr Nachmittags nach Augusta abfuhr. Ich hatte eine sehr hübsche Kajüte; allein die Freude dauerte nicht lange, denn wir waren kaum vierzig englische Meilen gefahren, als wir auf einen Snag rannten, welcher ein großes Loch machte, durch welches das Wasser schnell in's Schiff drang. Der Kapitän sandte sogleich nach Savannah um Hülfe, und es gelang uns, von dem Snag loszukommen und aus

dem Strom näher dem Ufer zu rudern. Das Wasser im Schiffsraum stieg sehr schnell und löschte bald das Feuer der Maschine aus. Das Vordertheil des Schiffes sank auf den morastigen Grund, während die andere Hälfte über dem Wasser hervorragte, und der Kapitän befürchtete, daß es mitten von einander bersten werde.

Das Wetter war glücklicherweise schön, und indem wir auf Hülfe warteten, vertrieben wir uns die Zeit damit, die Alligatoren oder Krokodile zu beobachten, welche in dem schlammigen Wasser um das Schiff herum krabbelten. Salm bedauerte sehr, daß er kein Gewehr bei sich hatte, und wurde ganz aufgeregt, als er einen sehr großen Burschen an's nahe Ufer steigen sah. Er wollte ihm durchaus zu Leibe, mußte es aber aufgeben, da der Sumpf überall unergründlich war.

Das Schiff hielt zusammen, bis am 21. die Minnie Brand von Savannah zu unserem Beistand erschien. Sie war ebenso wie Fanny Lehr früher ein Kanonenboot auf dem Jamesfluß gewesen.

Wir waren froh, daß wir glücklich wieder flott waren, und dampften schnell den Fluß hinauf, so daß wir den Robert Lehr überholten, ein Schiff derselben Gesellschaft, welches mit sehr werthvollen Vorräthen aller Art schwer beladen war. Als wir in seine Nähe kamen, wurden wir Zeugen seines Unterganges. Es rannte gegen das

versunkene Wrack eines Schiffes, welches früher auch auf einen Snag gelaufen war. Es war ein furchtbarer Stoß. Das ganze Schiff schwankte und zitterte wie ein Mensch, der sich sehr fürchtet, bis es plötzlich sank und spurlos vor unseren Augen verschwand, während die Kisten und Körbe und Ballen in's Wasser fielen, eine Zeitlang oben blieben und dann ebenfalls versanken. Es war ein Jammer, all' die Kisten mit köstlichem Bordeaux und die Körbe mit Champagner versinken zu sehen. Die Krokodile konnten sich freuen und einen lustigen Tag haben, denn da war genug Wein, um sie alle betrunken zu machen. Es gelang uns, nicht nur den Kapitän und Mannschaft zu retten, sondern auch einen Korb Champagner und eine Kiste mit Bordeauxwein, und da der schiffbrüchige Kapitän nichts dagegen hatte, so hatten wir natürlich keinen Widerwillen gegen eine nähere Bekanntschaft mit deren Inhalt.

Diese Unglücksfälle, welche die Fanny und Robert Lehr betrafen, verdankten sie einzig der Nachlässigkeit ihrer Kapitäns, welche es versäumten, von Savannah Lootsen mitzunehmen, die jeden alten Snag oder unsichern Platz im Bette des gefährlichen Flusses kannten.

Wir kamen am 25. November Nachmittags in Augusta an und erfuhren hier von General Steedman, daß der Befehl, das 68. Regiment auszumustern, schon vor zwei

Tagen vom Kriegsministerium eingetroffen sei. Das Regiment hatte durch Krankheit, besonders im Fort Pulaski, viel zu leiden gehabt und man entließ es daher, ehe seine Zeit abgelaufen war.

Salm mußte nach Wainsbury gehen, um nach dem dort noch zurückgebliebenen Gepäck des Regiments zu sehen, währenddem ich bei der Generalin Steedman und meiner Schwester Della blieb. Als er am 29. zurückkehrte, gingen wir an Bord des Gibbons nach Savannah. Es war das ein höchst unbequemer, alter, werthloser Kasten, und es war gut, daß wir stromab fuhren.

Als wir am 30. in Savannah ankamen, fanden wir dort viele Offiziere des 68. Regiments, alle in großer Aufregung und froh, nach Hause zu kommen. Während der nächsten Tage hatten wir natürlich viel zu thun und Madame Merkel und Frau Hauptmann Steuernagel halfen mir Alles fertig machen.

Salm hatte Lust, das 68. Regiment nach New-York zu begleiten, wo es ausgemustert werden sollte; da ihn dort aber nichts als Unannehmlichkeiten erwarteten, so beredete ich ihn leicht, mit mir nach Baltimore und von da nach Washington zu gehen. Das Regiment fuhr daher ohne ihn am 6. Dezember in einem Transportdampfer nach New-York ab, während wir bis Sonntag den 10. in Savannah blieben, um unsere Vorbereitungen

zu vollenden und Abschied von unsern vielen lieben Freunden zu nehmen.

An diesem Tage gingen wir an Bord des Dampfers North Point nach Baltimore. Salm hatte schöne Stände für seine Pferde machen lassen, welche alle die See ganz gut vertrugen mit Ausnahme eines Schecken, der ganz schrecklich seekrank wurde, was Kapitän Smith sehr in Erstaunen setzte, dem ein solcher Fall noch nicht vorgekommen war. Ich war indessen noch kränker als der Scheck und schrecklich elend; war aber wieder ganz wohl, als wir am 12. Dezember durch dichten Nebel in der Cheasepeak Bay aufgehalten wurden.

Wir kamen indessen glücklich in Baltimore an und gingen auf der Eisenbahn nach Washington, wo wir auf dem Bahnhof Oberst Corvin fanden, in dessen Haus wir bald darauf gingen, wo wir bleiben wollten, bis wir über unsere Zukunft entschieden haben würden.

Der Krieg war vorüber. Alle Voluntär-Generals und Obersten waren zu ihren früheren Beschäftigungen zurückgekehrt, und zu gehöriger Zeit wurde auch Salm ausgemustert. Manche unserer in Washington anwesenden Freunde, Generale und Senatoren, wollten Salm überreden, in die reguläre Armee zu treten, und versprachen, ihm ein Oberstenpatent zu verschaffen, welchem Plan auch Präsident Johnson zustimmte. Salm wollte jedoch nicht

im Frieden in der regulären Armee der Vereinigten Staaten dienen. Obwohl es ihm in dem Lande sehr gut gegangen war, so konnte er sich doch nicht mit der Idee befreunden, dort für immer zu leben, denn er hatte stets die endliche Rückkehr nach Europa und zu seiner Familie im Auge, an welche er sehr anhänglich war. Da er indessen sein Vermögen verbraucht und durch seine Ausmusterung sein Gehalt aufgehört hatte, so mußte er sich nothwendigerweise bald zu irgend einem Schritt entscheiden.

Zu jener Zeit befanden sich viele frühere Offiziere in einer der seinigen ähnlichen Lage und mehrere von ihnen bemühten sich darum, in die Armee der Liberalen in Mexiko einzutreten. Die Sympathieen Salms waren indessen mit Kaiser Maximilian, und obwohl viele Freunde ihn dagegen warnten, sein Schicksal an das des Fürsten zu ketten, so gelang es ihnen doch nicht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Es war vergebens, ihm ein baldiges Ende des mexikanischen Kaiserthums zu prophezeien, indem die Vereinigten Staaten eine Monarchie dicht an ihren Grenzen unmöglich zugeben konnten und wollten. Salm, der einst in der österreichischen Armee gedient und Kaiser Maximilian lieb hatte, zweifelte nicht daran, daß er als ehemaliger amerikanischer General während des Krieges von diesem günstig aufgenommen werden würde.

Er sprach über seine Absichten mit dem deutschen Ge-

sandten, Baron von Gerolt, und ebenso mit dem französischen, Marquis de Montholon, und dem österreichischen, Baron von Wydenbruck, welche alle seinen Entschluß billigten und ihm Empfehlungen versprachen. Selbst Präsident Johnson, obwohl er ihm keine Empfehlungsbriefe mitgeben konnte, tadelte seine Absicht nicht und gab ihm auf seinen Wunsch ein äußerst schmeichelhaftes Zeugniß über seine militärischen Dienste.

Hauptmann von Gröben, der sich sehr an meinen Mann attachirt hatte, wollte sich nicht von ihm trennen und beschloß, ihn zu begleiten und gleichfalls in Mexiko sein Glück zu versuchen. Ich sollte so lange bei Corvins bleiben, bis ich hören würde, welche Erfolge Salm gehabt.

Mitte Februar waren alle seine Vorbereitungen zur Reise gemacht. Baron Gerolt hatte ihn an den deutschen Minister in Mexiko, Baron Magnus, dringend empfohlen; Marquis de Montholon gab ihm einen Empfehlungsbrief an Marschall Bazaine und der österreichische Gesandte einen an den Kaiser, welcher demselben durch den dortigen Gesandten, Graf Thun, übergeben werden sollte.

Ich war mit Gröben voraus nach New-York gegangen, um Plätze auf dem Dampfer Manhattan zu nehmen, welcher Sonnabend, 24. Februar 1866, nach Vera Cruz abgehen sollte. Salm kam am Morgen dieses Tages in

Everetthouse in New-York an, wo er mich und Gröben und viele Freunde fand, die kamen, von ihm, vielleicht für immer, Abschied zu nehmen.

Ich ging mit Salm und Gröben an Bord des Schiffes, welches um halb vier Uhr Nachmittags abfuhr. Ich sage nichts von unserem Abschied; aber ich fühlte mich sehr einsam und traurig, als ich in das Hotel und bald darauf nach Georgetown zurückkehrte.

Corvins mußten ihr Haus aufgeben, da es die Eigenthümer selbst bezogen, und wir mietheten ein anderes in Washington, in der Massachusets Avenue. Unser Leben verging da ruhig und freundlich. Obwohl wir nicht viel in Gesellschaft gingen, so sahen wir doch hin und wieder einige Freunde und unter ihnen Oberst Moore, welcher die Militärbegräbnißplätze um Washington und in Virginien unter sich hatte. Er war ein angenehmer, umgänglicher Mann und wir machten mit ihm manche Partieen, entweder zu Wagen oder zu Pferde, oder noch häufiger zu Wasser in einem Boot auf dem schönen Potomac. Die Seitenthäler dieses Flusses oberhalb Washington, in der Nähe der Kettenbrücke, sind reizend und wir brachten manchmal einen ganzen Tag im Freien zu, indem wir alle möglichen Lebensmittel mitnahmen, und Ueberfluß an Eis, um Wein und Wasser zu kühlen, oder das mitgenommene Fleisch zu erhalten, welches, selbst wenn

gebraten, in wenigen Stunden lebendig wurde, wenn man diese Vorsicht versäumte.

Dort am Rande eines krystallhellen Baches, der über Felsen murmelte, auf üppigem Gras im dichten Schatten der Büsche liegend, verlebten wir manche köstliche Stunden, Herr und Frau von Corvin mit Malen beschäftigt und ich mit Zusehen. Jimmy war natürlich stets mit uns und er sollte sich füglich dieser Ausflüge erinnern, als er auf einem derselben ein Abenteuer hatte, welches ihn für länger als vierzehn Tage sich selbst und unserem kleinen Hause zum Greuel machte.

Indem er, wie Hunde zu thun pflegen, im Gebüsch umherstöberte, stieß er einst auf ein sehr hübsches, kleines Thierchen, welches sehr freundschaftlich gesinnt schien, denn es lief nicht fort, als Jimmy sich ihm näherte. Als er es jedoch beinahe erreicht hatte, stieß er einen klagenden Ruf aus und das kleine Thier rann davon, gleichsam ihn verhöhnend sein Schwänzchen schwingend. Es war ein verrätherisches kleines Geschöpf, ein Skunk, oder Stinkthier, welches sehr ungefährlich und harmlos scheint, aber von Mutter Natur mit einer Vertheidigungswaffe versehen wurde, die stärker ist als die Tatzen des Löwen, und die in einer so stark riechenden Flüssigkeit besteht, wie kaum eine schändlicher riechend irgendwo gefunden werden kann. Der Geruch ist außerdem so nachhaltig, daß es nicht mög-

lich ist, ihn durch irgend ein Mittel zu entfernen, und daß damit bespritzte Kleidungsstücke verbrannt werden müssen. Jimmy's schwarzer glänzender Rock war mir dazu zu kostbar und er wurde daher täglich mit Seife und Wasser gewaschen, aber Wochen vergingen, ehe der Geruch verschwand, den Oberst Corvin für ein Gemisch von Schwefelkohlenstoff und Phosphor, gemischt mit allerältestem Limburger Käse, erklärte. Es ist eine wirkliche Kalamität, mit einem Skunk zusammenzutreffen, und schlimmer als die, einen Teufelsfisch zu fangen.

Die Spaziergänge längs dem Potomac an kühlen Abenden sind herrlich. Ganze Wolken von Feuerfliegen schweben auf und nieder über den Wiesen, die mit größeren und brillanteren Glühwürmern besetzt sind, welche wir manchmal in unsere Haare steckten, so daß sie um unsere Köpfe ein Sternendiadem bildeten.

Die lauten Cikaden, deren schriller, monotoner Gesang am Tage fast ohne Unterbrechung gehört wird, schweigen dann und sind abgelöst durch Frösche, deren Ton von dem unharmonischen Gequak ihrer europäischen Vettern sehr verschieden ist, denn er scheint von kleinen, wohlgestimmten silbernen Glocken zu kommen. Zwischen dieser angenehmen, träumerischen Musik hört man in Zwischenräumen einen einzelnen Ton, der demjenigen gleicht, welcher entsteht, wenn man mit Zeigefinger und Daumen die Saite einer

Baßgeige in die Höhe zieht und losläßt. Dann wieder wird man durch das Miauen einer jungen Katze überrascht, welches indessen von irgend einem Katzenvogel kommt, den wir aus seinem Schlafe aufgeschreckt haben, während man gelegentlich in der Ferne den „Whip-poor-Will" hört.

Am 4. Juli, dem größten amerikanischen Festtage, entgingen wir dem durch hunderttausend Frösche, Schwärmer und anderes Feuerwerk in den Straßen gemachten Lärm durch einen Ausflug nach den großen Fällen des Potomac, die etwa zehn oder zwölf englische Meilen von Washington entfernt sind.

Es ist zu verwundern, daß dies. höchst malerischen Fälle nicht häufiger von den Washingtonern besucht werden. Lägen sie so nahe irgend einer europäischen Hauptstadt, so würden Tausende beständig dorthin pilgern, denn sie sind wirklich wunderbar schön. Es ist, als hätten ungeheuer starke Riesen dort mit Kieseln gespielt, so groß wie vierstöckige Häuser, und sie in wilder Verwirrung liegen lassen. Zwischen diesen ungeheuren, schwarzen und scharfkantigen Felsen drängt sich schäumend der breite Potomac hindurch. Stundenlang kann man dieß Schauspiel betrachten, ohne es müde zu werden.

Indem wir nach den Fällen gingen, traf ich auf eine ziemlich große Schlange, welche ich, da sie die erste in

dem Jahre war, die ich antraf, zu tödten verpflichtet war, wenn ich in dem Jahre Glück haben wollte, — wie ein populärer Aberglaube behauptet. Obwohl Frau von Corvin mich abhalten wollte, so machte ich doch Jagd darauf, und es gelang mir, sie zu erlegen, trotzdem daß sie sich in das Wasser flüchtete.

Auf einem unserer Spazierritte bei Washington hatte ich ein Abenteuer, welches leicht hätte schlecht ablaufen können. Ein Pferd des Obersten Moore, welches ich noch nicht geritten hatte, ging mit mir durch in der vierzehnten Straße und lief gerade nach der Stadt zu. Da ich es nicht halten konnte und nicht in solcher Eile durch die Straßen jagen wollte, so nahm ich mein Reitkleid zusammen, sprang entschlossen herunter und war so glücklich, nicht einmal zu fallen, sondern auf meinen Füßen, den Zügel in der Hand, neben dem lammfromm anhaltenden Pferde stehen zu bleiben.

Ich hatte aus dem Süden zwei Negerkinder mit mir gebracht, ein kleines Mädchen von sieben und einen Knaben von vierzehn Jahren. Da ich die Absicht hatte, meinem Manne zu folgen und gewissermaßen nur auf Ordres zum Absegeln wartete, so hatte ich bereits anderweitig für das Mädchen gesorgt, aber Alek, der Knabe, war mit mir in der Massachusets Avenue.

Als wir nach Georgetown kamen, war er durch Frau

von Corvin's Negermädchen verdorben worden, welche ihm Emanzipationsideen in den Kopf gesetzt hatten. Einst blieb er den ganzen Tag ohne Erlaubniß aus und kam erst spät Abends nach Hause, wahrscheinlich durch seinen sehr entwickelten Appetit angetrieben. Da ich von Jugend auf an Negersklaven gewöhnt war, so wußte ich, was ihnen gut that. Alek erhielt eine sehr derbe Züchtigung mit der Peitsche auf seine bloße schwarze Haut, die ihm die Freiheitsideen gründlich austrieb und einen guten Jungen aus ihm machte; das heißt, einen folgsamen, denn ihn nach europäischen Begriffen gut zu machen, war nicht möglich. Nicht zu lügen und ihm begreiflich zu machen, daß das, was seinem Herrn gehörte, nicht auch sein war, war Niemand im Stande.

In unserem Hause in Massachusets Avenue hatten wir im obern Stock drei Zimmer. In dem einen schliefen Frau und Herr von Corvin und in dem auf der andern Seite des Salons war mein Schlafzimmer. In einer Nacht, als eben ein starkes Gewitter vorübergezogen war, klopfte Alek an des Obersten Thür und als derselbe öffnete, erzählte er ihm mit klappernden Zähnen, daß im Hofe Diebe wären. Der Oberst nahm seinen Säbel und ging, ohne Licht anzuzünden, in den Hof, um sich nach den Dieben umzusehen. Von dem Lärm erweckt und von Frau von Corvin hörend, was vorging, lief ich im Finstern

in ihr Zimmer und stolperte über ein Paar Beine, die zu einem unter dem Bette befindlichen Körper gehörten. Ich hielt sogleich die Beine fest, rufend: „Ich habe einen der Diebe!" worauf mir lautes Angstgeschrei von unten und Gelächter aus dem Bette antwortete; denn das Geschrei kam von Alek, der aus Furcht vor den Dieben unter das Bett gekrochen war, die wahrscheinlich nur in seiner Einbildung existirten, denn Corvin, der, wie er aus dem Bette sprang, in den überschwemmten Hof gegangen war, erwischte nichts als einen tüchtigen Schnupfen.

Da ich es übernommen hatte, für den Jungen zu sorgen, aber keine Lust hatte, ihn mit nach Mexiko zu nehmen, so überließ ich ihn Oberst Moore, der ihm bei einem seiner Etablissements eine Anstellung gab. Als er sich bei demselben meldete, bemerkte der Oberst an einem Finger von Alek's schwarzer Hand einen Diamantring, den er an der meinigen gesehen hatte. Alek sagte ganz unschuldig, daß er ihn „gefunden" hätte, und war sehr indignirt darüber, daß er ihn hergeben mußte. Das war die einzige Strafe, die er erhielt, denn wie ich vorher bemerkte, Neger stehlen; es scheint mit ihnen geboren, und wenn es auch vielleicht gelingen mag, sie aus Furcht vor Strafe davon abzuhalten, so werden sie doch niemals begreifen, daß Diebstahl ein Unrecht ist.

Salm war mit Gröben glücklich in Mexiko ange-

kommen; allein hier traf er ganz unerwarteter Weise auf große Schwierigkeiten, welche durch die Eifersucht anderer Offiziere hervorgerufen wurden, die ebenfalls eine Anstellung suchten, und durch die Intriguen des österreichischen Gesandten, Grafen Thun, der nicht einmal den Empfehlungsbrief an den Kaiser abgab, den Baron Wydenbruck ihm gesandt hatte. Salm war ganz verzweifelt, wie ich in seinem Tagebuche und in seinen Briefen finde, und er fühlte sich vollends unglücklich, als der arme Gröben erkrankte und am 18. Juni in seinen Armen starb.

Endlich im Juli wurde Salm als Oberst im Stabe des Kaisers angestellt und erwartete meine Ankunft mit großer Ungeduld. Er glaubte, daß ich schon am 9. Juli abreisen würde; allein allerlei Umstände hielten mich noch bis Anfang August zurück.

Endlich war ich fertig und reiste am 10. August von Washington ab. Als ich mit Oberst von Corvin nach dem Bahnhof und bei dem weißen Hause vorüberfuhr, ließ ich dort halten, um dem Präsidenten Adieu zu sagen. Er war sehr gütig gegen mich gewesen und ich hatte ihn häufig gesehen. Wir wurden sogleich angenommen. Als ich ihn geradezu über die mexikanische Angelegenheit befragte, sagte er, daß die Regierung des Kaisers noch ein Weilchen dauern werde, er aber be=

fürchte, daß die Vereinigten Staaten sich würden einmischen müssen, obwohl er persönlich mit Maximilian sympathisirte. Er wünschte mir indessen guten Erfolg und sagte, daß er meiner stets freundlich gedenken werde.

Als ich ihm Oberst Corvin vorstellte, den er übrigens schon früher gesprochen hatte, bemerkte ich scherzend, daß derselbe ein großer copperhead sei, worauf Herr von Corvin lachend erwiederte, daß er sich daraus wenig mache, da ja der Präsident selbst wegen seiner Mäßigung gegen die Besiegten mit noch weit schlimmeren Namen benannt würde.

Ich schiffte mich in New=York auf dem Manhattan ein, dasselbe Schiff, in welchem Salm im Februar abgereist war. Unter den Passagieren befand sich eine wichtig und breitspurig aussehende Person, die „Monsignore“ genannt und mit äußerster Ehrfurcht behandelt wurde, wenn sie das Verdeck mit ihrer Gegenwart beehrte, was indessen sehr selten geschah, da sie die Gesellschaft einer mit ihr reisenden Freundin vorzog; wahrscheinlich eine Schwester im Geist, denn der sechs Fuß hohe, breitschultrige, behäbige und hochmüthige Würdenträger der römischen Kirche war — der wohlbekannte Vater Fischer, der mit einer Mission betraut, hieß es, zu Kaiser Maximilian ging.

Als wir am 13. August in Havannah ankamen, wurden wir sehr unangenehm durch die Nachricht überrascht,

daß wir Quarantäne halten sollten, ich weiß nicht aus welchen Gründen. Da an Bord des Schiffes keine Krankheit herrschte und wir auch aus keinem verdächtigen Hafen kamen, so waren wir sehr empört und unterzeichneten einen Protest gegen solche lästige und unnütze Maßregel, den wir dem amerikanischen Konsul sandten.

Ich hatte meinen Namen gleichfalls unterzeichnet, und es war glücklich, daß ich es that, denn ohne das würde ich Salm verfehlt und in Vera Cruz angekommen sein, während er mich in New=York vergebens suchte.

Ungeduldig wie er war und allerlei Unheil, das mir begegnen könne, befürchtend, hatte er vom Kaiser Urlaub erbeten, mich von New=York abzuholen, was ihm von dem gütigen und edlen Maximilian bewilligt wurde. Er war schon Mitte Juli in Vera Cruz angekommen; allein während er hier auf die Abfahrt eines Schiffes wartete, erkrankte er am gelben Fieber, von welchem er jedoch so unerwartet schnell hergestellt wurde, daß er bereits am 6. August nach Havannah abreisen konnte.

Er war gerade zum Besuch bei dem amerikanischen Konsul, als unser Protest ankam, und durch meine Unterschrift erfuhr er, daß ich an Bord des Schiffes war. Er erwirkte sogleich Erlaubniß, den Manhattan zu besuchen, auf welchem er jedoch bleiben mußte, bis wir am 19. von der Quarantäne befreit wurden.

Wir waren über dieß unerwartete Zusammentreffen sehr glücklich, und endlich wieder beisammen, reisten wir am 20. August nach Vera Cruz ab. Am 22. legten wir in Susal in Yukatan an, wo wir einige sehr angenehme Stunden zubrachten, während welcher wir den kleinen interessanten Ort uns ansahen. Er wird von einem sehr schönen, edel aussehenden Indianerstamme bewohnt, der bedeutend von allen andern Indianern abweicht, welche wir in Mexiko antrafen. Ihre weiße Tracht ist sehr kleidsam und malerisch. Ueber einem weißen Unterrock, dessen Rand mit gestickten Arabesken und Blumen in den lebhaftesten Farben verziert ist, tragen sie ein auf dieselbe geschmackvolle Weise verziertes loses Hemde.

Wir fuhren um fünf Uhr Nachmittags wieder ab und kamen ohne irgend welchen nennenswerthen Vorfall Freitag den 24. August in Vera Cruz an, wo wir im Diligencias Hotel abstiegen.

Ich hielt es für ein schlechtes Omen, daß wir an einem Freitag ankamen, und die Folge wird zeigen, daß meine bösen Ahnungen nur zu wohl begründet waren. Salm jedoch war gutes Muths und voll von Hoffnung, denn er hatte mich wieder an seiner Seite und volle Zuversicht, mit mir alle Hindernisse und Gefahren zu überstehen.
